



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2021

Kulturlinguistik in der Schweiz

Bubenhofer, Noah ; Knuchel, Daniel ; Schüller, Larissa

DOI: <https://doi.org/10.24894/GiS.2021.18.1>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-224093>

Journal Article

Published Version



The following work is licensed under a Creative Commons: Attribution-NonCommercial-ShareAlike 4.0 International (CC BY-NC-SA 4.0) License.

Originally published at:

Bubenhofer, Noah; Knuchel, Daniel; Schüller, Larissa (2021). Kulturlinguistik in der Schweiz. *Germanistik in der Schweiz (GiS)*, 18:3-171.

DOI: <https://doi.org/10.24894/GiS.2021.18.1>

Philipp TheisoHN/Thorben Pathe (Hg.)

GERMANISTIK IN DER SCHWEIZ

Zeitschrift der Schweizerischen
Akademischen Gesellschaft fur Germanistik

18/
2021

SCHWABE VERLAG

GERMANISTIK IN DER SCHWEIZ (GIS) 18/2021

Zeitschrift der Schweizerischen Akademischen Gesellschaft für Germanistik

Herausgegeben von



Schweizerische Akademische
Gesellschaft für Germanistik

Redaktion

- Prof. Dr. Philipp Theisohn, Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, 8001 Zürich,
philipp.theisohn@ds.uzh.ch
- Dr. des. Thorben Päthe, Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, 8001 Zürich,
thorben.paethe@ds.uzh.ch

Beirat

Noah Bubenhofer (Deutsche Sprachwissenschaft, Universität Zürich) · Cornelia Herberichs (Mediävistik, Université de Fribourg)

Beiträge und Rezensionen

Manuskripte und Besprechungsexemplare werden an die Herausgeber erbeten (gis@ds.uzh.ch; Redaktionsschluss: Ende Juni jedes Jahres). Eine Verpflichtung zu Veröffentlichung von unverlangten Manuskripten und zur Besprechung unverlangter Bücher besteht nicht (Rücksendung nur gegen beigelegtes Porto). Die namentlich gezeichneten Beiträge müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröffentlicht werden.

Erscheinungsart

einmal jährlich

Verlag

Schwabe Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Grellingerstrasse 21, CH-4052 Basel, www.schwabe.ch

© 2022 Schwabe Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel, Schweiz.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

ISSN Printausgabe: 1664-2449

ISSN Digitale Ausgabe: 1664-2457

DOI: 10.24894/1664-2457.2021.1

Open Access-Policy: Diese Zeitschrift erscheint unter einer Gold Open Access-Policy: Die Autorinnen und Autoren haben das Recht, die vom Verlag zur Verfügung gestellte Version ihres Artikels selbst zu archivieren. Die gesamte Zeitschrift erscheint auf www.schwabeonline.ch unter einer Creative Commons-Lizenz CC-BY-SA. Es werden keine Artikelgebühren (APC) erhoben.



Unterstützt durch die Schweizerische Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften
www.sagw.ch

Inhalt

Schwerpunkt: Kulturlinguistik in der Schweiz.

Hg. von N. Bubenhofer, D. Knuchel, L. Schüller

<i>Noah Bubenhofer, Daniel Knuchel, Larissa Schüller: Kulturlinguistik in der Schweiz – eine Einführung in dieses Heft</i>	3
<i>Martin Luginbühl, Ina Pick, Tobias von Waldkirch: Kulturanalytische Textsortenlinguistik</i>	14
<i>Juliane Schröter: Was ist Kulturlinguistik? Eine Antwort in fünf Thesen, durch drei Beispiele und mit einer Frage</i>	45
<i>Noah Bubenhofer, Daniel Knuchel, Larissa Schüller: Digitale Kulturlinguistik: Digitalität als Gegenstand und Methode</i>	64
<i>D. Knuchel, V. Thomann, C. Hottiger, S. Meier, L. Schüller, T. Traupmann: Germanistik als Sprach- und Literaturwissenschaft: Plädoyer für eine Kulturphilologie</i>	97

Rezensionen

<i>Kübra Gümüşay: Sprache und Sein (K. Frick)</i>	108
<i>Emanuel Ruoss, Juliane Schröter: Schweizerdeutsch – Sprache und Identität von 1800 bis heute (T. v. Waldkirch)</i>	111
<i>Lann Hornscheidt, Ja'n Sammla: Wie schreibe ich divers? Wie spreche ich gendergerecht? Ein Praxis-Handbuch zu Gender und Sprache (N. Brügger)</i>	118
<i>Julia Griebel: « das thier friszt, der mensch iszt » Zur Diachronie der lexikalischen Mensch-Tier-Grenze im Deutschen (V. Thomann)</i>	122
<i>Mark Dang-Anh: Protest twittern: Eine medienlinguistische Untersuchung von Straßenprotesten (L. Sutter)</i>	125

Beiträger:innen des Schwerpunkts

Freie Beiträge

<i>Isabelle Sommer: Narratives Fernwaffenhandwerk: Geschichte(n)erzählen mit Gewaltpotential? Zur poetologischen Bedeutung der Figur Hans Armbruster aus C.F. Meyers Novelle <i>Der Heilige</i></i>	134
---	-----

Thorben Pätke: Heilige Schreib(t)räume? Zur politisch-theologischen
Architextur in Jürg Laederachs *Passion* 152

Miszelle

Magnus Wieland: Exkurs in der Enge. Peter Bichsel und
die helvetische Fussnote 163

Kulturlinguistik in der Schweiz – eine Einführung in dieses Heft¹

Noah Bubenhofer, Daniel Knuchel, Larissa Schüller

1. Re-Kulturalisierung der Linguistik und ihre Folgen in der Germanistik

Kulturlinguistik oder auch kulturanalytische Linguistik² ist kein neues Forschungsfeld. In den frühen 2000er-Jahren lässt sich eine zunehmend kulturanalytische Orientierung und eine verstärkte gegenseitige Wahrnehmung unterschiedlicher kulturalistischer Ansätze innerhalb der Germanistik und der germanistischen Sprachwissenschaft erkennen (vgl. Günther/Linke 2006): Das Verhältnis von Sprach(gebrauch) und Kultur wird vermehrt thematisiert, was sich in einer Zunahme programmatischer Texte zeigt. Einerseits wird in diesen ein Blick in die Vergangenheit geworfen – es wird eine wissens- und wissenschaftsgeschichtliche Verortung vorgenommen, und andererseits werden zeitgenössisch aktuelle Forschungsfelder und -fragen aufgezeigt (vgl. dazu auch Linke 2016).

Analog zu dieser festgestellten *Re-Kulturalisierung* in der Forschung innerhalb der germanistischen Linguistik³ zeigt sich auch eine Wirkung auf institutioneller Ebene: Verschiedene Initiativen hatten zum Ziel, kulturlinguistische Ansätze zu bündeln, sichtbar zu machen und in den Sprachwissenschaften zu etablieren.⁴ Besonders im Umfeld der Zürcher Sprachwissenschaftlerin Angelika

1 Wir bedanken uns bei den Autor:innen dieser Beiträge, sich auf das Wagnis dieser Sondernummer der *Germanistik in der Schweiz* einzulassen. Für die umfangreiche Unterstützung bei den herausgeberischen und redaktionellen Tätigkeiten bedanken wir uns sehr herzlich bei Xenia Bojarski, Maaïke Kellenberger und Livia Sutter.

2 Wir verwenden Kulturlinguistik und kulturanalytische Linguistik in diesem Beitrag synonym und meinen damit nicht eine Teildisziplin im klassischen Sinne, sondern vielmehr eine Art des Denkens, die auf gemeinsamen (sprach-)theoretischen Annahmen fusst. Kulturlinguistische Forschung findet in der Regel in und mit linguistischen Teildisziplinen statt, frei nach folgender Grundannahme: Wo Menschen mit Sprache handeln, da ist Kultur mit dabei.

3 Schröter/Tienken/Ilg (2019, 2) konstatieren, dass diese Art von Linguistik dabei ist, «ins Zentrum der germanistischen Sprachwissenschaft einzuziehen.»

4 Die (germanistische) Linguistik war hierbei im Austausch mit anderen Disziplinen wie Literaturwissenschaft, Soziologie, Geschichte, in denen eine Akzentuierung als Kulturwissenschaft zum Teil schon viel früher begonnen hat. Dass sich Geisteswissenschaften als Kulturwissenschaften positionieren, zeigt sich neben entsprechenden Forschungsansätzen auch in der Disziplinierung von Kulturwissenschaften einerseits in entsprechenden Einführungen als Lehrbücher und andererseits in der Etablierung von Studiengängen. In der Schweiz ist hierbei insbesondere der Master- und Doktoratsstudiengang Kulturanalyse an der Universität Zürich zu nennen, der von einem disziplinenübergreifenden Beirat aus der Philosophischen Fakultät zusammensetzt, wobei Angelika Linke als Vertreterin einer kultursensitiven Sprachwissenschaft massgeblich an der Gründung beteiligt war.

Linke waren und sind solche Initiativen immer wieder fruchtbar gemacht worden.⁵ So bildeten sich unter anderem Lese- und Diskussionsgruppen unter Doktoratsstudierenden, die sich theoretisch mit dem Zusammenhang von Kultur und Sprach(gebrauch) auseinandersetzen. Eine erste aus Sprachwissenschaftler:innen zusammengesetzte Gruppe – die sich mit dem Label *Kulturlinguistik* innerhalb des Doktoratsprogramms Linguistik der Universität Zürich positionierte – formierte sich 2015/16, um sich unter anderem mit Theoretikern wie Wilhelm von Humboldt, Ernst Cassirer, Peter Berger und Thomas Luckmann, Ludwig Wittgenstein, Pierre Bourdieu und Erving Goffman auseinanderzusetzen.⁶ 2019 entstand ebenfalls am Deutschen Seminar der Universität Zürich eine Zusammenarbeit zwischen Promovierenden aus den Sprach- und den Literaturwissenschaften, welche sich mit der Reziprozität der Teildisziplinen der Germanistik befasst (vgl. Beitrag in diesem Band).

Nicht nur innerhalb der Universität Zürich, sondern auch darüber hinaus und über Landesgrenzen hinweg formierte sich das Netzwerk KULI – Kulturbezogene und kulturanalytische Linguistik, dessen Ziel eine internationale Vernetzung eben dieser kulturorientierten Ansätze innerhalb der deutschsprachigen Sprachwissenschaft ist, wobei mit Juliane Schröter und Susanne Tienken wiederum zwei Linguistinnen eine zentrale Rolle spielten, die enge Beziehungen zur Zürcher Germanistik pflegten. Es zeigt sich also, dass die Germanistik in Zürich, besonders um Angelika Linke, bei der Formation der Kulturlinguistik eine zentrale Rolle eingenommen hatte, was sich auch in diesem Heft widerspiegelt: Die linguistischen Autor:innen in diesem Heft wurden allesamt in diesem wissenschaftlichen Umfeld sozialisiert. Das Zusammendenken von Sprache und Kultur war und ist für diese Forscher:innen eine Selbstverständlichkeit, so dass diese Art des (linguistischen) Denkens und Argumentierens nicht mehr in der gleichen Ausführlichkeit begründet werden musste wie dies bis in die 1980er Jahre noch notwendig war.⁷ Denn bis dahin war die germanistische Linguistik im 20. Jahrhundert von einem zunehmenden Ausschluss des Kulturellen geprägt (vgl. Linke 2018, 350). Dieser neue selbstverständliche Einbezug des Kulturellen ermöglichte für Nachwuchsforschende eine intensive Auseinandersetzung mit methodischen und methodologischen Fragen sowie eine Akzentuierung theoretischer Überlegungen. Die Auswirkungen eines solchen ‚Generationenwechsels‘ zeigt sich nicht zuletzt auch in den Profilen der in diesem Heft versammelten

5 Dazu gehören auch Dissertationen und Habilitationen im Umfeld von Angelika Linke, z. B. von Christa Stocker (2005), Jaqueline Holzer (2005), Susanne Tienken (2008), Noah Bubenhofer (2009), Juliane Schröter (2009) und Joachim Scharloth (2011).

6 Gegründet wurde diese Gruppe von Daniel Knuchel, Antonia Steger und Kenan Hochuli, wobei sich auch weitere Interessierte an vereinzelten Treffen und Diskussionen beteiligten.

7 Wie Ehlich betont, hat die Vertreibung der Kultur aus der Sprache (vgl. Ehlich 2006) lange Zeit verhindert, dass sich trotz des linguistic und des cultural turns in den Geisteswissenschaften eine kulturanalytisch orientierte Linguistik im Mainstream etablieren konnte.

kulturlinguistisch grundierten germanistischen Lehrstühlen: Martin Luginbühls Lehrstuhl an der Universität Basel (seit 2016) fokussiert Fragen rund um Medialität. Noah Bubenhofer (seit 2019) legt mit seinem Lehrstuhl an der Universität Zürich einen Schwerpunkt auf Digitalität, sowohl methodisch als auch theoretisch und Juliane Schröter (seit 2020) rückt immer wieder Diachronie, respektive historische Veränderungen in den Vordergrund. Das vorliegende Heft soll einen Überblick über die Kulturlinguistik in der Schweiz geben, es beleuchtet einerseits die Entstehung und Verortung der Kulturlinguistik, beleuchtet gegenwärtige Forschungsprojekte an drei unterschiedlichen kulturlinguistischen Lehrstühlen in der Deutschschweiz sowie in der französischsprachigen Schweiz und es will auch einen Blick in die Zukunft der Kulturlinguistik werfen und Forschungsfragen aufwerfen, die es zu beantworten gilt. Bevor wir aber zu den Beiträgen dieser drei Lehrstühle kommen, werden wir im nächsten Abschnitt in aller Kürze zentrale Annahmen der Kulturlinguistik referieren, wie sie hier vertreten wird.

2. Kulturlinguistik – Prämissen und Konsequenzen

Wie oben bereits festgehalten wurde, ist die Konturierung eines kulturlinguistischen Forschungsfeldes kein neues Anliegen. Die sprachwissenschaftliche Diskussion über einen, resp. den Zusammenhang von Sprache und Kultur indes läuft schon länger, wobei diese aber unterschiedlich intensiv geführt wurde. Jäger (2006, 28) spricht mit Blick auf die grossen Linien der Geschichte der Sprachwissenschaft so auch von einer «Auslagerung der kulturellen Bedingungsrahmen sprachlicher Kommunikation» in der theoretischen Auseinandersetzung mit Sprache. Für die hier konturierte Kulturlinguistik ist neben einzelnen Theoretikern wie z. B. Wilhelm von Humboldt, Ernst Cassirer, Erving Goffman, John Garfinkel, Clifford Geertz oder Alessandro Duranti insbesondere auch die pragmatische Wende in der Linguistik eine wichtige Voraussetzung: Denn im Zuge der pragmatischen Wende fand eine Neuorientierung in vielen Bereichen der Linguistik statt und neue Phänomenbereiche von Sprachgebrauch in der Gesellschaft wurden in den Fokus genommen (vgl. zur pragmatischen Wende in der Textlinguistik z. B. Feilke 2008). Im Zuge dieser Entwicklungen etablierte sich ein konstruktivistisches Verständnis von Sprache (vgl. Gardt 2018), was für die Positionierung von Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft zentral ist. Gepaart mit einem generellen Interesse an Kultur und Kulturanalyse in den Geisteswissenschaften (vgl. z. B. Hall 1990; Bal 2002; Assmann 2011) haben diese neuen Diskussionen zu sprachtheoretischen Prämissen und Konsequenzen geführt, die u. E. zentral für kulturlinguistische Forschung sind. Nachfolgend gehen wir kurz auf diese Prämissen ein:

P 1: Sprache und Kultur bedingen einander.

Kultur und Gesellschaft sind ohne Sprache und Kommunikation nicht existent. Dieser Prämisse liegt ein semiotisches Kulturverständnis zugrunde (Holly/Jäger 2016, 946, 948; Linke 2016, 356, Feilke 2016, 10), das sich u. a. auf Überlegungen von Ernst Cassirer zurückführen lässt, der Sprache als Mittel der «Gestaltung zur Welt» (Cassirer 1994, 11) und damit auch von Kultur fasst. Gleichzeitig sind Sprache und Kommunikation, resp. kommunikative und sprachliche Ideale und Praktiken, kulturell geprägt. Das heisst auch, dass sie allesamt nicht statisch sind, sondern sich in stetiger gegenseitiger Beeinflussung und somit in ständigem Wandel befinden (Linke 2018).

Der innerhalb der Kulturlinguistik vertretene Kulturbegriff ist ein semiotischer und konstruktivistischer: Das Soziale wird als von Menschen (u. a. sprachlich) Gemachtes verstanden, das bedeutungsvoll und sinnhaft strukturiert ist. Kultur umfasst verschiedene von Menschen selbst gesponnene «webs of significance» (Geertz 1973, 5), die wiederum gelesen werden können und sollen. Kultur umfasst in diesem Sinne alle Bereiche gesellschaftlichen Handelns und so grenzt sich die Kulturlinguistik auch ganz bestimmt von elitistischen Kulturbegriffen ab und ist alltagsweltlich orientiert (vgl. Linke 2018, 354). Ihr Verständnis von Kultur ist zudem dialogistisch und performativ: Kultur ist stets ein «Miteinander-tun» (Hörning/Reuter 2004, 12).

P 2: Sprache ist dialogistisch, was heisst, dass sie einen zentralen Beitrag zur ‹Vergesellschaftung› leistet.

Sprache wird in der kulturalistischen Linguistik sowohl als «Hervorbringung als auch als Medium menschlicher Sozialität» (Linke/Schröter 2017, 6) verstanden. Sie ist an Gemeinschaft gebunden und ist gleichzeitig deren Bedingung. Vergesellschaftung ist damit eine Bedingung für Sprache und gleichzeitig ein Effekt von Sprache (Tienken 2015, 467).

Dieses dialogistische Sprachverständnis lässt sich in eine lange Traditionslinie einbetten von Wilhelm von Humboldt (1827/1907) über Martin Buber (1923/2006), George Herbert Mead (1934/1973), Emile Benveniste (1966/1974) und Mikhail Bakhtin (1979/1986) bis hin zu Per Linell (2005, 2009).

Jede Sprachäusserung ist zudem schon auf eine bestimmte Situation und für eine:n bestimmte:n Rezipient:in ausgerichtet, was die Dualität von Sprecher:in und Hörer:in somit auch gleich hinfällig macht. Denn «(e)igentlich ist das Wort ein zweiseitiger Akt. Es wird in gleicher Weise dadurch bestimmt, von wem es ist als auch, für wen es ist. Es ist, als Wort, genau das Produkt der Interaktion von Sprechendem und Zuhörendem. Jedes Wort drückt ‹den einen› in Beziehung zum ‹anderen› aus. Im Wort gestalte ich mich vom Standpunkt des anderen, letzten Endes vom Standpunkt der ganzen Gemeinschaft» (Vološinov 1930/1975, 146).

Diese gemeinschaftliche Geprägtheit des «Wortes» und die Anpassung der Sprachhandlung an das jeweilige soziale Setting vollzieht sich meist unbewusst (vgl. Polanyi 1985). In unserem alltäglichen Sprachgebrauch ist es ganz selbstverständlich, dass wir mit einem kleinen Kind anders sprechen als mit einer erwachsenen Person. Wir verwenden ein anderes Vokabular, eine andere Syntax und wir passen auch para- und nonverbale Elemente – Stimmhöhe, Sprechtempo und Gestik etwa – dem jeweiligen Gegenüber, respektive dem jeweiligen Kontext an. Die Kulturlinguistik interessiert sich somit auch nicht für das Individuelle, sondern stets für das Kollektive. Hieraus ergibt sich auch die Untersuchung von Musterhaftigkeiten, und zwar für Muster unterschiedlicher semiotischer Codes (vgl. zu diesem Punkt auch die kulturlinguistischen Konsequenzen weiter unten). Kommunikative Muster sind in den Worten Vološinovs ein «zweiseitiger Akt», d. h. das Resultat gemeinschaftlicher Aushandlungs- und Abgleichungsprozesse innerhalb kommunikativer Gemeinschaften (vgl. Holly/Jäger 2016, 949). Ihre Durchführung vollzieht sich meist unbewusst (vgl. Polanyi 1985) und routiniert (vgl. Giddens 1995, 336).

P 3: Sprache als Praxis: Mit sprachlichen und kommunikativen Praktiken formt sich Kulturelles und gleichzeitig manifestiert sich Kulturelles in sprachlichen und kommunikativen Praktiken.

Wie in der oben formulierten Prämisse bereits anklingt und wir mit den zentralen Folgen der pragmatischen Wende bereits impliziert haben, ist eine zentrale Beobachtung für kulturlinguistische Überlegungen: Menschen handeln mit Sprache. Sprache wird also als Praxis konzeptualisiert, was wiederum Anschlussmöglichkeiten an kultursoziologische Diskussionen ermöglicht. Zentral ist hierbei die Praxistheorie, welche von einem dezentrierten Handlungs- und Subjektverständnis ausgeht und Kultur also nicht auf ein sinnstiftendes Individuum zurückführt. Soziale Ordnung basiert in ihrem Verständnis auf gesellschaftlich zirkulierenden Praktiken und inkorporierten Wissensordnungen (vgl. Schäfer 2019, 11). Die Praxistheorie rückt den Körper und die in der Linguistik oft vernachlässigte mitkonstitutive Rolle von Materialität und Medialität für den Vollzug jeglicher Handlungen in den Fokus (vgl. Deppermann/Feilke/Linke 2016, 5). Sprache wird immer leiblich produziert und um zu kommunizieren, bedienen wir uns neben der Sprache auch anderer semiotischen Codes. Menschliche Körper und ihre Positionierung im Raum (vgl. Hausendorf/Schmitt 2017), das Mobiliar (vgl. Linke 2012) sowie die Materialität bestimmter Sprachhandlungen (vgl. Gredig 2019) gilt es aus kulturlinguistischer Sicht daher genauso und auch in Zusammenhang mit grammatischen und lexikalischen Strukturen zu untersuchen (vgl. Linke 2018, 355, Nübling 2018).

Der Untersuchungsgegenstand einer Kulturlinguistik ist daher nicht nur der Gebrauch sprachlicher Zeichen, sondern der Gebrauch unterschiedlicher

Zeichen. Sie versucht aber stets den Zusammenhang zum Gebrauch sprachlicher Zeichen herzustellen.

Da kulturlinguistisches Arbeiten unterschiedliche semiotische Codes untersucht, bietet sich disziplinenübergreifendes Zusammenarbeiten oftmals an und auch aus diesem Grund stellt die Praxistheorie, welche in den Geistes- und Sozialwissenschaften breit rezipiert wird, eine produktive theoretische Grundlage für kulturlinguistisches Arbeiten dar.⁸

P 4: Sprache ist perspektivisch, was heisst, dass sprachliche Muster sowohl formend als auch kontingent sind.

Wenn Menschen sprachlich handeln, so gibt es unterschiedliche Möglichkeiten etwas auszudrücken. Im Vollzug solcher sprachlichen Handlungen wird eine spezifische Perspektive auf die Welt semiotisch manifest (vgl. Köller 2004), Sprache hat also keinesfalls nur eine Abbildungsfunktion, sondern konstruiert Kultur und Welt mit. Inwiefern diese Wahl eines bestimmten Lexems, einer grammatischen Form, einer bestimmten Intonation oder einer gestischen Bewegung intentional erfolgt, ist für eine kulturlinguistische Perspektive nicht von Bedeutung, da kulturlinguistische Forschung auf das Kollektive und nicht auf das Individuelle abzielt. Dass aber Sprachgebrauch eine kontingente Qualität aufweist, ist gerade unter dieser Perspektive von zentralem Interesse. Denn durch die Analyse von musterhaftem Sprachgebrauch – was zentrale Analyseeinheit kulturlinguistischer Forschung ist (vgl. dazu auch unten) – wird einerseits die kulturell formierende Kraft von Sprache und andererseits die prägende Wirkung von Kultur greifbar.

Damit verknüpft ist die ebenfalls praxistheoretisch fundierte Vorstellung von Performativität: Die Wahl einer bestimmten Möglichkeit, z. B. einer bestimmten Intonation, ermöglicht Markiertheit einer sprachlichen Handlung. Dies ist zentral, um solchen Handlungen einen «Überschuss an Form» zu geben, die sich einer simplen Funktionalität entzieht: Das Verlangen der Fahrkarten im Zug ist so allein an der prosodischen Form erkennbar, auch wenn der Inhalt unverständlich ist, und wird somit zur «cultural performance» (Scharloth 2009).

Als Konsequenz aus P1 bis P4 leitet sich ab, dass die Analyse von Musterhaftigkeit und Typizität <authentischen> Sprachgebrauchs – und deren Deutung – die zentrale empirische Grundlage der Kulturlinguistik bildet.

In den oben formulierten und diskutierten Prämissen ist bereits an unterschiedlicher Stelle deutlich geworden, dass die empirische Erforschung <authentischen> Sprachgebrauchs zentraler Impulsgeber für die Theoretisierung des Verhältnisses

⁸ Deppermann/Feilke/Linke (2016, 1) halten für den Praktikenbegriff fest, dass sich mit ihm «das Versprechen [verbindet], Sprache, Text, Verhalten und Kommunikation neu zu denken. Prozessualität, Materialität, Verkörperung und soziale Routinen rücken ins Zentrum des Gegenstandsverständnisses.»

von Kultur und Sprache ist. Mit *authentisch* meinen wir hierbei, dass es sich um Sprachgebrauch handelt, der unabhängig eines wissenschaftlichen Interesses produziert wird und gleichzeitig Spuren semiotischer Art hinterlässt z. B. in Form von Onlinecommentaren, Zeitungstexten oder Taufzetteln. Dieses Ausgangsinteresse – sprachliche Praktiken als semiotische Spuren untersuchen und dabei auf das Kollektive und Nicht-individuelle zielen – führt in der Regel zum für die Kulturlinguistik zentralen Untersuchungsgegenstand von Musterhaftigkeit. Wie oben bereits angesprochen wurde, sind Muster zentral, weil sie sozial gebunden, kulturell geprägt, historisch wandelbar sowie habitualisiert sind (vgl. Linke 2011). Musterhaftigkeit rückt dabei verschiedene analytische Ebenen ins Zentrum. Methodisch bedient sich die Kulturlinguistik insbesondere je nach Analysefokus beim Methodeninventar anderer Teildisziplinen, wobei auch vermehrt korpuslinguistische Methoden genutzt werden, um Muster induktiv zu «berechnen» (vgl. Bubenhofer 2009), oder maschinelles Lernen, um Sprachgebrauch statistisch zu modellieren und diese Modelle kulturlinguistisch deutbar zu machen (Bubenhofer 2020).

Die obigen Ausführungen bilden also die Grundlage dessen, was in der Schweiz unter dem Begriff Kulturlinguistik oder kulturanalytische Linguistik gefasst wird. Im Folgenden sollen anhand unterschiedlicher Beiträge dreier Lehrstühle in der Schweiz deren leicht unterschiedlich akzentuiertes Verständnis von Kulturlinguistik veranschaulicht werden.

3. Zu den Beiträgen in dieser Schwerpunktausgabe der *Germanistik in der Schweiz*

Martin Luginbühl, Ina Pick und Tobias von Waldkirch beschäftigen sich mit kulturellen Praktiken, die sich als sprachliche Muster an der Schnittstelle von Kultur-, Medien- und Textlinguistik manifestieren. Anhand dreier Beispiele – der Einführung des Nachrichtenfernsehens, der telegraphischen Nachricht und dem Wechsel von papiergebundener zu elektronischer Patient:innendokumentation – wird aufgezeigt, wie sich kulturelle Wandlungsprozesse besonders deutlich im Medienwandel aufzeigen lassen. Dabei wird herausgearbeitet, wie sich Kultur, Materialität und Medialität von Sprache, sowie kommunikative Muster und Praktiken gegenseitig bedingen und hervorbringen.

Juliane Schröter skizziert ihr Verständnis von Kulturlinguistik in fünf Thesen zum Sprachbegriff dieser Teildisziplin, ihren Theorien, Methoden und Grundannahmen, sowie ihrem Verhältnis zur Linguistik. Die forschungspraktische Umsetzung dieser fünf Thesen wird an drei Beispielstudien zu einem Phraseologismus, einem Sprechakttyp und einer Textsorte illustriert. Dabei werden die drei Phänomene aus einer diachronen Perspektive analysiert, die einen Schwerpunkt von Schröters kulturlinguistischer Forschung bildet.

Noah Bubenhofer, Daniel Knuchel und Larissa Schüller beschäftigen sich mit Kulturlinguistik aus digitaler Perspektive. Digitalität heisst in ihrem Verständnis nicht alleine digitale Methoden für kulturlinguistische Fragestellungen zu verwenden, sondern einerseits digitale Logiken, die für digitale Kommunikationsformen zentral sind, auch methodisch mitzureflekieren und andererseits Digitalität als heuristisches Instrument zu nutzen. Der Beitrag bietet einen Einblick in zwei Forschungsprojekte: In einem ersten Projekt steht die Analyse von Onlinekommentaren der Rezeptplattform *chefkoch.de* im Zentrum, dabei werden einerseits genuin digitale Praktiken (wie z. B. *liken*) mit Sprachanalysen kombiniert und andererseits digitale Methoden wie Topic Modelling und Word Embedding genutzt. Im zweiten Projekt steht die (Re-)Konstruktion einer historischen Telefenzentrale und damit historischer kommunikativer Praktiken im Fokus.

Der Beitrag zur Kulturphilologie von Daniel Knuchel, Vera Thomann, Christoph Hottiger, Salomé Meier, Larissa Schüller und Thomas Traupmann schliesst das vorliegende Heft inhaltlich ab und ist auch als Brückenbauer zu verstehen: Er lotet das Potential der innerhalb der Germanistik – zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft – herrschenden Reibungen aus. Er ist das Ergebnis einer genuin kulturanalytischen Haltung, die Inner- und Interdisziplinarität fordert und lebt. Und er ist Ausdruck Zürcherischer Forschungs- und Lehrkultur, bei der kulturspezifische Konzepte in der Germanistik immer schon mitgedacht sind.

Das Heft schliessen wir mit einer Zusammenstellung von Rezensionen, wobei erstens drei populärwissenschaftliche Publikationen mit kulturlinguistischer Ausrichtung und zweitens zwei kulturlinguistisch fundierte Dissertationen besprochen werden. Die Rezensionen wurden sowohl von Literatur- als auch Sprachwissenschaftler:innen verfasst.

Literatur

- Assmann, Aleida: Einführung in die Kulturwissenschaft: Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen. 3., neu bearbeitete Auflage, Berlin 2011.
- Bakhtin, Mikhail M.: «The problem of speech genres», in: Bakhtin, Mikhail M.: *Speech genres and other late essays*, hg. von Caryl Emerson und Michael Holquist, Austin 1979/1986, 60–102.
- Bal, Mieke: *Kulturanalyse*, hg. von Thomas Fechner-Smarsly und Sonja Neef, Frankfurt a.M. 2002.
- Benveniste, Emile: *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*, München 1966/1974.
- Bubenhofer, Noah: «Semantische Äquivalenz in Geburtserzählungen: Anwendung von Word Embeddings», in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 48/3, 2020, 562–589.
- Bubenhofer, Noah: *Sprachegebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse (Sprache und Wissen 4)*, Berlin, New York 2009.

- Buber, Martin: «Ich und Du», in: Buber, Martin (Hg.): Das dialogische Prinzip. 10. Auflage, Gütersloh 1923/2006, 7–136.
- Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen. Teil 1. Die Sprache. 10. unveränd. Aufl. (Reprograf. Nachdr. der 2. Aufl., Darmstadt 1953), Darmstadt 1994.
- Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika: «Sprachliche und kommunikative Praktiken: eine Annäherung aus linguistischer Sicht», in: Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hgg.): Sprachliche und kommunikative Praktiken. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2015, Berlin 2016, 1–24.
- Ehlich, Konrad: «Die Vertreibung der Kultur aus der Sprache. 13 kurze Reflexionen zu einem reflexionsresistenten Thema», in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 34, 2006, 50–63.
- Feilke, Helmuth: «Die pragmatische Wende in der Textlinguistik», in: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hgg.): Text- und Gesprächslinguistik 1 HSK 16/1, Berlin, Boston 2008, 64–82.
- Feilke, Helmuth: «Einführung: Sprache – Kultur – Wissenschaft», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft, Berlin, Boston 2016 (HSK 43), 9–36.
- Gardt, Andreas: «Wort und Welt. Konstruktivismus und Realismus in der Sprachtheorie», in: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hgg.): Wirklichkeit oder Konstruktion?, Berlin, Boston 2018, 1–44.
- Geertz, Clifford: «Thick description: Toward an interpretive theory of culture», in: Geertz, Clifford (Hg.): The interpretation of cultures: Selected essays, New York 1973, 3–30.
- Giddens, Anthony: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt a. M., New York 1995.
- Gredig, Andi: «Die Spur der Gefühle. Kulturanalytische Überlegungen zum emotionalen Wert der Handschrift», in: Hauser, Stefan/Luginbühl, Martin/Tienken, Susanne (Hgg.): Mediale Emotionskulturen, Bern 2019 (Sprache in Kommunikation und Medien 12), 39–56.
- Günthner, Susanne/Linke, Angelika: «Einleitung: Linguistik und Kulturanalyse. Ansichten eines symbiotischen Verhältnisses», in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 34, 2006, 1–27.
- Hall, Stuart: «The emergence of cultural studies and the crisis of the humanities», in: October 53 (The Humanities as Social Technology), 1990, 11–23.
- Hausendorf, Heiko/Schmitt, Reinhold: «Räume besetzen im Gottesdienst. Interaktionsanalytische Argumente für ein Konzept sozial-räumlicher Positionierung», Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum (SpuR) 6, Oktober 2017, 1–112.
- Holly, Werner/Jäger, Ludwig: «Aspekte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft, Berlin, Boston 2016 (HSK 43), 944–956.
- Holzer, Jacqueline: Linguistische Anthropologie. Eine Rekonstruktion, Bielefeld 2005.
- Hörning, Karl H./Reuter, Julia: «Doing Culture: Kultur als Praxis», in: Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hgg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld 2004, 9–16.

- Humboldt, Wilhelm von: «Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts», in: Leitzmann, Albert (Hg.): Wilhelm von Humboldts Werke. Band 7, Berlin 1827/1907.
- Jäger, Ludwig: «ein nothwendiges Uebel der Cultur». Anmerkungen zur Kulturwissenschaftlichkeit der Linguistik», in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 34, 2006, 28–49.
- Köller, Wilhelm: Perspektivität und Sprache: Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache, Berlin, Boston 2004.
- Linell, Per: Rethinking language, mind, and world dialogically. Interactional and contextual theories of human sense-making, Charlotte 2009.
- Linell, Per: The written language bias in linguistics. Its nature, origins and transformations, London 2005.
- Linke, Angelika: «Einführung: Kommunikation und Kulturalität», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft, Berlin, Boston 2016 (HSK 43), 351–368.
- Linke, Angelika: «Körperkonfigurationen: Die Sitzgruppe. Zur Kulturgeschichte des Verhältnisses von Gespräch, Körpern und Raum vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts», in: Ernst, Peter (Hg.): Historische Pragmatik, Berlin, Boston 2012 (Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 3), 185–214.
- Linke, Angelika: «Kulturhistorische Linguistik», in: Deppermann, Arnulf/Reineke, Silke (Hgg.): Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext, Berlin 2018 (Germanistische Sprachwissenschaft um 2020 3), 357–384.
- Linke, Angelika: «Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik», in: Wåghäll Nivre, Elisabeth/Kaute, Brigitte/Andersson, Bo/Landén, Barbro/Stoeva-Holm, Dessislava (Hgg.): Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6.2009, Stockholm 2011 (Stockholmer Germanistische Forschungen 74), 23–44.
- Linke, Angelika/Schröter, Juliane: «Sprache in Beziehung – Beziehung in Sprache: Überlegungen zur Konstitution eines linguistischen Forschungsfeldes», in: Linke, Angelika/Schröter, Juliane (Hgg.): Sprache und Beziehung, Berlin 2017 (Linguistik – Impulse und Tendenzen 69), 1–32.
- Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, hg. von Charles W. Morris, Frankfurt a. M. 1934/1973.
- Nübling, Damaris: «Und ob das Genus mit dem Sexus. Genus verweist nicht nur auf Geschlecht, sondern auf die Geschlechterordnung», in: Sprachreport 24 (3), 2018, 44–50.
- Polanyi, Michael: Implizites Wissen, Frankfurt a. M. 1985.
- Schäfer, Hilmar: «Praxistheorie als Kultursoziologie», in: Moebius, Stephan/Nungesser, Frithjof/Scherke, Katharina (Hgg.): Handbuch Kultursoziologie. Bd. 2: Theorien – Methoden – Felder, Wiesbaden 2019, 109–130.
- Scharloth, Joachim: «Performanz als Modus des Sprechens und Interaktionsmodalität. Zur linguistischen Fundierung eines kulturwissenschaftlichen Konzeptes», in: Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hgg.) Oberfläche und Performanz. Berlin, New York 2009.
- Scharloth, Joachim: 1968. Eine Kommunikationsgeschichte, Paderborn 2011.

- Schröter, Juliane: *Offenheit. Die Geschichte eines Kommunikationsideals seit dem 18. Jahrhundert* (Studia Linguistica Germanica 105), Berlin 2009.
- Schröter, Juliane/Tienken, Susanne/Ilg, Yvonne: «Linguistische Kulturanalyse. Eine Einführung», in: Schröter, Juliane/Tienken, Susanne/Ilg, Yvonne/Scharloth, Joachim/Bubenhof, Noah (Hgg.): *Linguistische Kulturanalyse*, Berlin, Boston 2019 (RGL 214), 1–27.
- Stocker, Christa: *Sprachgeprägte Frauenbilder: soziale Stereotype im Mädchenbuch des 19. Jahrhunderts und ihre diskursive Konstituierung*. Tübingen 2005 (RGL 262).
- Tienken, Susanne: «20. Muster – kulturalanalytisch betrachtet», in: Dürscheid, Christa/Schneider, Jan Georg (Hgg.): *Handbuch Satz, Äußerung, Schema*, Berlin, München, Boston 2015, 464–484.
- Tienken, Susanne: *Alltagsgattungen und der Ort von Kultur. Sprachwissenschaftliche und kulturalanalytische Studien anhand von Milchverpackungen in Deutschland und Schweden*, Stockholm 2008.
- Vološinov, Valentin N.: *Marxismus und Sprachphilosophie*, Berlin 1930/1975.

Kulturanalytische Textsortenlinguistik

Martin Luginbühl, Ina Pick, Tobias von Waldkirch

1. Sprache – Kultur – Textsorten

In der germanistischen Sprachwissenschaft hat sich die Kulturlinguistik in den letzten gut 20 Jahren als eigenständige Forschungsrichtung etabliert. Dabei begründet eine entsprechende kulturanalytische Perspektive nicht unbedingt eine eigenständige Teildisziplin, sondern kommt zu bestehenden wie etwa der Medienlinguistik oder Textlinguistik hinzu. Mit diesen und anderen verbindet sie sich insofern ergänzend, als auch – wie in der Einführung zu diesem Heft aufgezeigt worden ist – spezifisch nach kulturellen Dimensionen von sprachlichen Praktiken gefragt wird, welche sich aus musterhaften Handlungsaspekten und entsprechenden Artefakten rekonstruieren lassen (Schröter/Tienken/Ilg 2019). Unterdessen lässt sich ein «gemeinsamer Kernbereich» (Holly/Jäger 2016, 945) umreißen, basierend auf programmatischen Beiträgen und diese Beiträge zusammenführende Texte (in Auswahl: Auer 2000, Ehlich 2006, Fix 2006, Günthner/Linke 2006, Jäger 2006, Risager 2012, Sharifian 2015, Tienken 2015a, Adamzik 2016, Busse 2016, Feilke 2016, Holly/Jäger 2016, Linke 2016, Luginbühl 2019, Schröter/Tienken/Ilg 2019).

Ein zentraler Untersuchungsgegenstand kulturanalytisch-linguistischer Studien ist die Musterhaftigkeit von sprachlichen Praktiken (dazu Deppermann et al. 2016) auf verschiedenen analytischen Ebenen – von nonverbalen (z. B. Linke 2010) und paraverbalen (Luginbühl 2011) Aspekten über Lexikologie (Kämper 2016) und Formulierungsmuster (Bubenhofer 2018) bis hin zu Textsorten (s. weiter unten) und Diskursen (Smailagić 2017). Kommunikative Muster sind deshalb zentral, weil sie sozial gebunden, also das Resultat gemeinschaftlicher Aushandlungs- und Abgleichungsprozesse innerhalb kommunikativer Gemeinschaften sind (Holly/Jäger 2016, 949); dabei können entsprechende Routinisierungen durchaus unbewusst bleiben, wenn sie sich als passend empfundene Praktiken durch Repetition zu relativ stabilen Mustern verfestigen. Über die Wahl von Mustern werden Zugehörigkeit, Werte und Normen angezeigt, und so kommt diesen Mustern kulturindexikalischer Sinn zu (Tienken 2015a, 467, Fix 2016, 772 f.). Somit spielen die habitualisierten Formen von kommunikativen Praktiken eine besondere Rolle, weil rekurrenten Formen eine «sekundäre[r] Signifikanz» (Linke 2011, 30) zukommt und so auch die Formen einen Zugang zur linguistischen Analyse kultureller Prozesse eröffnen. Mit diesen Formen kommen auch Aspekte der Materialität, der Oberfläche sowie der Medialität in den Fokus der Aufmerksamkeit (Luginbühl 2019) – denn Bedeutungen, gerade auch kulturindexikalische, sind «material und medial gebunden» (Feilke 2016, 18). Dabei bezieht sich der Aspekt der Materialität nicht nur auf die Frage, wel-

che Sinneskanäle involviert sind und damit welche Zeichenarten überhaupt prozessiert werden können (z. B. akustische vs. visuelle Zeichen), sondern auch auf die Frage der jeweiligen materiellen Ausgestaltung – und damit auf Stil. Hier kommt auch das Konzept der Affordanzen ins Spiel. Dieses ursprünglich aus der Wahrnehmungspsychologie stammende Konzept fokussiert im Kontext von Medialität auf mediale «Ermöglichkeiten» (Pentzold et al. 2013, 85). Damit sind aber nicht nur die Spielräume gemeint, welche mediale Infrastrukturen eröffnen, sondern auch deren Zusammenspiel mit der Nutzung und Ausgestaltung dieser Spielräume durch Nutzer:innen vor dem Hintergrund ihrer kommunikativen Bedürfnisse (Tienken 2015b, Hutchby 2001, 2014, Zillien 2008).

Im Folgenden werden wir drei Miniaturen präsentieren, in denen wir auf die Kulturalität von Textsorten, ihre Entstehung und ihren Wandel sowie auf ganze Textsortenprofile fokussieren. Textsorten sind routinisierte und damit musterhafte Grössen, sie sind aber nicht statisch. Denn es handelt sich um «social action» (Miller 1984), die wie jede soziale Handlung situiert ist und im Vollzug deshalb immer einmalig. Textsorten sind in ihrer Realisierung deshalb immer adaptierte Replikationen – und keine exakten Duplikate (Tardy/Swales 2014, 166); sie sind grundsätzlich dynamisch. Gleichzeitig müssen Textexemplare jedoch als Realisierungen einer (oder mehrerer) Textsorte(n) erkennbar sein – diese Bedingung aller Kommunikation schränkt die Dynamik von Textsorten ein (Schildhauer 2016, 259–261). Für eine kulturanalytische Linguistik steht die Frage im Zentrum, aufgrund welcher kommunikativer Bedürfnisse eine Textsorte entsteht (dazu Miller 2015), sich verändert oder aus dem Gebrauch verschwindet. Methodisch bietet sich hier ein diachroner oder ein interkultureller Vergleich an. Ebenso ergiebig ist aber auch ein Vergleich unter allen Textsorten, die von einer kommunikativen Gemeinschaft verwendet werden. Denn die Bedeutung einer Textsorte ergibt sich – wie die Bedeutung von Wörtern – aus dem Stellenwert einer Textsorte innerhalb eines Textsortenhaushalts. Dabei spielen Aspekte der Form wie auch des Inhalts eine Rolle, die daraufhin befragt werden können, wie sich Kultur in den Textsorten widerspiegelt und etabliert – wie Textsorten «both shape and are shaped by the communities and contexts in which they exist» (Tardy/Swales 2014, 166). Ein Blick auf die jeweilige community of practice (sensu Lave/Wenger 1991), also die kommunikative Gemeinschaft, welche die Textsorten trägt, ist deshalb zwingend notwendig. Dabei ist mit verschiedenen Gemeinschaftskonstellationen zu rechnen – nicht nur mit Kleingruppen, die in direktem, unmittelbarem Austausch miteinander stehen, sondern etwa auch mit ethnischen oder nationalen Gruppen und damit auch mit translokalen Gruppen wie etwa Fanggemeinschaften. Dabei sind Individuen in der Regel immer gleichzeitig Mitglieder mehrerer Gemeinschaften (zur Frage der Lokalität und Translokalität vgl. Luginbühl 2008).

Die in unseren Miniaturen leitende Analyseebene der «Textsortenprofile» (Luginbühl 2014a, 2014b, 2016) vereint drei Aspekte:

- Textsortenrepertoires (der Begriff geht ursprünglich auf Bachtin (1986, 60) zurück und wurde wieder aufgegriffen von Orlikowski / Yates (1994)) als die Gruppe aller Textsorten, die in einer kommunikativen Gemeinschaft verwendet werden
- Textsortenfrequenz als Häufigkeit der Verwendung einzelner Textsorten und als Indikator für die Wichtigkeit einer Textsorte
- Textsortennetze (Adamzik 2001) als intertextuelle Bezüge verschiedener Art (funktional, formal, inhaltlich etc., s. Weidacher 2018, 54–59) zwischen verschiedenen Textsorten; Klein (2000) spricht von Textsorten-Intertextualität, Janich (2019, 185) von «Textsorten-in-Vernetzung».

Unser kulturanalytischer Blick auf Textsorten umfasst deshalb nicht nur den Blick auf einzelne Textsorten, sondern auch deren Stellenwert und Bedeutung in und durch ihre Position in einem (dynamischen) Textsortenprofil.

2. Textsortenprofile der Schweizer «Tagesschau»¹

In vielen kontrastiven Studien im Bereich der kulturlinguistischen Textsortenanalyse werden vergleichbare Textsorten aus zwei Ländern oder Sprachräumen miteinander verglichen. Dies ist insofern methodisch sinnvoll, als dass «unsichtbare», weil vertraute kommunikative Muster im interkulturellen Vergleich sichtbar werden. Gleichzeitig wird in vielen dieser Arbeiten meist implizit von einer nationalen, homogenen und klar begrenzten Kultur ausgegangen (dazu Luginbühl 2008, 2017), was häufig zu Übergeneralisierungen führt – etwa wenn es zu einem Merkmal der deutschen «Tagesschau» heisst, dieses entspreche «einem deutschen Grundbedürfnis bzw. Verhalten» (Landbeck 1991, 178). Zielführender ist es, kommunikative Muster auf kommunikative Gemeinschaften zu beziehen – im Fall von Fernsehnachrichtensendungen auf die entsprechende Redaktion. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, dass auch Redaktionen in einem grösseren sozialen Kontext handeln, der verschiedene Teilkulturen umfasst, von einem Medienmarkt und einer Medienpolitik, von technischen Veränderungen etc. geprägt ist, wobei auch Berichterstattungs- und Textsorten-traditionen (etwa aus den Medien Kino, Zeitung oder Radio) zu diesem Kontext zählen. Der Ort aber, an dem Textsorten ihre Gestalt erhalten, ist die Redaktion.

Im Vergleich zu vielen anderen Fernsehnachrichtensendungen besteht eine Besonderheit der Schweizer «Tagesschau», die seit 1953 ausgestrahlt wird, in der Tatsache, dass bis 1966 (neben dem Vor- und Abspann) nur eine Textsorte realisiert worden ist, und zwar die Filmmeldung, in der ein Nachrichtenfilm gezeigt und von einem Sprecher (es waren ausschliesslich Männer) aus dem Off kommentiert wurde. Diese Filmmeldungen wurden einfach aneinandergereiht (wie

¹ Ausführlich behandle ich dieses Thema in Luginbühl 2014a & 2014b, 2016, 2017.

in der Kino-Filmwochenschau), es gab (bis auf einige wenige O-Töne z. B. von Politikern) keine im Bild sichtbaren sprechenden Personen. Eine deutliche Erweiterung des Textsortenrepertoires erfuhr die «Tagesschau» nach 1966, nachdem die bis dahin in drei Sprachen ausgestrahlte Sendung in einem eigenen Studio gestaffelt aufgezeichnet werden konnte (Sutter 1998, o. S.). Zur Filmmeldung hinzu kommen präsentierende Textsorten (insbesondere die Anmoderation), Sprecher- und später Moderatorenmeldungen und Statements. Dieses Textsortenrepertoire bleibt bis in die späten 1970er Jahre stabil. Die Formen der Präsentation und Berichterstattung sind dabei in allen Textsorten überwiegend auf die Inszenierung einer maximalen Distanz zum Berichteten wie auch zum Publikum ausgerichtet. So wird fast ausnahmslos auf emotionales Vokabular verzichtet, in den Filmmeldungen sind aus dem Off anonyme Stimmen zu hören, die (wie die wenigen erhaltenen Beispiele zeigen) monoton und langsam sprechen – dies gilt auch für die Sprechermeldungen, in denen die Sprecher zudem mit Blick auf das sichtbare Manuskript vorlesen. Viele der Texte folgen dem Prinzip der umgekehrten Pyramide (Beantwortung der 5 W-Fragen wer, was, wann, wo, warum), einer Art der Themenentfaltung, die vorgibt, sich sozusagen von selbst aus dem Ereignis heraus zu ergeben und nicht das Produkt einer journalistischen Gestaltung zu sein. Auf Bildebene überwiegen halbtotale und totale Einstellungen, die Schnittfrequenz ist niedrig etc. Statements werden als eigenständige Textsorten ausgestrahlt – und es ist die einzige Textsorte, die zu dieser Zeit regelmässig anmoderiert wird. Diese distanziert-nüchterne Art der Berichterstattung wird auch in Metatexten der Redaktion (Medienmitteilungen, Interviews mit Redaktionsmitgliedern) beschrieben. So heisst es im Jahresbericht der SRG aus dem Jahr 1970, die «Tagesschau» wahre das «Gesetz des angelsächsischen Journalismus der «5W»» und die Berichterstattung erfolge «wahrhaft, treffend, ausgeglichen und in neutraler Präsentation» (Robbiani 1970, 37).

Im Verlauf der 1970er Jahre veränderte sich das Umfeld der «Tagesschau», was mit einer Vielzahl von Veränderungen zu tun hat, zu denen insbesondere eine zunehmende gesellschaftliche Skepsis gegenüber unhinterfragten Autoritäten, aber auch die Einführung von Fernsehnachrichten-Formaten in vielen europäischen Ländern mit einer Moderatorin oder einem Moderator (Bourdon 2008, 102 f.) gehören. Zunehmend wurde das Format der Schweizer «Tagesschau» als unzeitgemäss wahrgenommen, was sich in verschiedenen Preetexten zeigt. So hiess es in einem Text schon anfangs der 1970er Jahre, die Sendung sei «erstarrt», es brauche eine «attraktivere Konzeption» und es wurde eine Moderation gefordert, die auch «kommentiert» (Schlappner 1971, 19). Rückblickend wurden die Sprecher der Sendung in einer Rolle als «unfehlbarer Gott der Wirklichkeit» (Frischknecht 1980, o. S.) beschrieben, auch war die Rede von einer «Nachrichtenkanzel» (Schlappner 1980, 32).

Es ist deshalb nicht als Zufall zu werten, dass in dieser Zeit, also den späten 1970er Jahren, in der Schweizer «Tagesschau» durch einen Prozess der Hybridi-

sierung eine neue Textsorte Gestalt findet: der Korrespondentenbericht. Dieser ist dadurch gekennzeichnet, dass nun statt Distanz Nähe inszeniert wird – und zwar sowohl zeitlich wie auch lokal und emotional. So wird die Berichterstattung als aktuell markiert, u. a. durch Gebrauch des Präsens, aber auch durch chronologische Themenentfaltungen, es wird lokale Nähe inszeniert durch Nahaufnahmen und insbesondere das Zeigen der Korrespondent:innen vor Ort, und es wird emotionale Nähe inszeniert, indem emotionale Lexik verwendet wird und Berichterstattungsmuster, sogenannte «news narratives» (Luginbühl 2021) verwendet werden, die einen deutlichen dramatischen Höhepunkt aufweisen. 1980 wurde das «Tagesschau»-Format mit einem Sprecher durch ein Format mit einer Moderation (zum ersten Mal auch mit Frauen in dieser Rolle) ersetzt. Ebenfalls neu im Textsortenrepertoire ist Ende der 1970er Jahre das Interview – auch dies eine Textsorte, die durch eine Art «Konversationalisierung» der Berichterstattung und der monologischen Statements abwechslungsreicher und damit attraktiver ist für das Publikum. Als Ziele der Formate nach 1980 wurde genannt, dass die Berichterstattung «direkter, unmittelbarer, lebendiger» (Medienmitteilung SF DRS 7.1.1985²) sein soll, sie solle «mehr Tempo haben» (Medienmitteilung SF DRS 20.8.1990), die Moderation soll «näher zum Publikum» rücken (Medienmitteilung SF DRS 31.8.1992) und «überraschender und auffälliger präsentiert» werden (Impact 2005, 5). Es zeigt sich auch hier eine deutliche Tendenz zu mehr Nähe, mehr Dynamik und Publikumsattraktivität.

Bezüglich Textsortenrepertoire der «Tagesschau» kann also festgehalten werden, dass dieses – noch ganz in der Tradition der Filmwochenschau – zunächst ausschliesslich aus Filmmeldungen bestanden hat. In den 1960er Jahren kommt es zu einer ersten Ausweitung dieses Repertoires, insbesondere durch anmoderierende Texte und Sprechermeldungen (diese nun in der Tradition des Radios). Obwohl nun ein sprechendes Mitglied der Redaktion im Bild zu sehen ist, dominiert eine auf Distanz und Nüchternheit ausgerichtete Berichterstattung. Zu einer weiteren Ausweitung kommt es Ende der 1970er Jahre mit den Vorformen der heutigen Korrespondentenberichte und Interviews. Damit findet auch eine neue Art der Berichterstattung Eingang in die «Tagesschau», die Nähe zum Ereignis inszeniert.

Bereits in diesen Beobachtungen zum Textsortenrepertoire deuten sich Änderungen in der journalistischen Kultur der «Tagesschau» an. Noch deutlicher wird das Bild, wenn die Textsortenfrequenzen betrachtet werden. Abb. 1 zeigt die entsprechenden Anteile an der jeweiligen Sendungsdauer in Prozent und zwar von den Jahren 1968 bis 2021.³

2 Die Pressemitteilungen des Schweizer Fernsehens sind einsehbar unter <https://medien.srf.ch/chronik> (Inhaltstyp Medienmitteilungen).

3 Analysiert wurde je eine künstliche Woche (5 Wochentage) pro Jahrzehnt, im Fall eines Formatwechsels zwei Wochen.

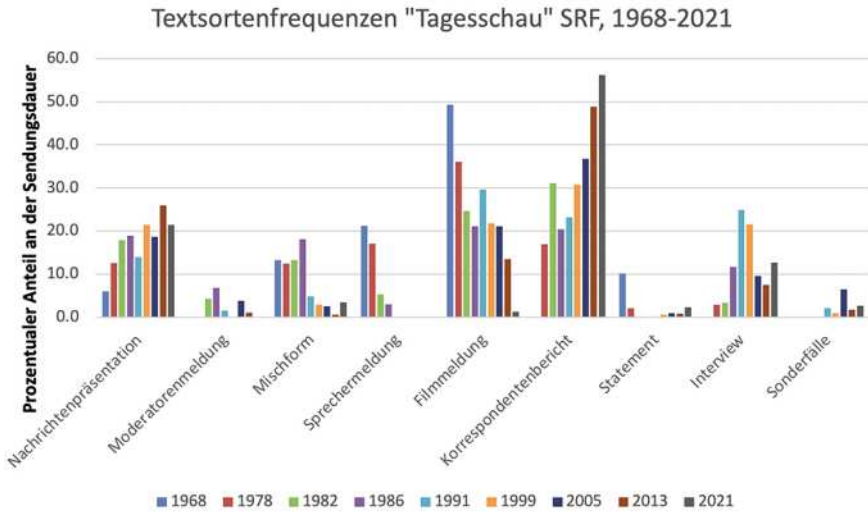


Abb. 1: Textsortenfrequenzen der Schweizer «Tagesschau» von 1968–2021 (Anteil in Prozent an der gesamten Sendungsdauer)

Der bereits andernorts beschriebene Trend bis in die 2010er Jahre (Luginbühl 2014a, 2014b, 2014c) setzt sich in die Gegenwart fort: Die präsentierenden Texte (An-, Ab- und Zwischenmoderation) nehmen im Lauf der Zeit an Bedeutung zu und machen heute gut einen Fünftel der Sendungsdauer aus, direkt in die Kamera gesprochene Meldungen (Sprechermeldung, Moderatorenmeldung, aber auch die Mischform dieser Textsorten mit Filmmeldungen) verlieren massiv an Bedeutung, und die Filmmeldung wird durch Korrespondentenberichte ersetzt, welche – neben den präsentierenden Textsorten – mit mehr als der Hälfte der ganzen Sendungsdauer zur alles dominierenden Textsorte wird. Deutlich wird auch, dass die Textsorten der «Tagesschau» intern miteinander vernetzt sind: Steigt die Frequenz einer Textsorte – etwa der Korrespondentenberichte –, so geschieht dies nicht linear auf Kosten aller anderen Textsortenfrequenzen. Vielmehr werden eben einzelne oder mehrere Textsorten durch andere ersetzt.

In Bezug auf Textsortenvernetzung sei hier nur ein zentraler Befund erläutert (dazu Luginbühl 2014b, 285–306): Während in den Anfängen der «Tagesschau» Textsorten kaum oder nur kleinräumig in dem Sinn vernetzt waren, dass sie systematisch aufeinander folgten, so besteht die heutige Berichterstattung zunehmend aus mehrteiligen Clustern, die aus mehreren Textsorten bestehen, die mehr oder weniger musterhaft aufeinander folgen und von einer Moderation umrahmt werden, also z. B. Anmoderation – Korrespondentenbericht – Zwi-

schenmoderation – Interview – Zwischenmoderation – Interview – Abmoderation.

Auf welche kulturellen Normen und Werte lassen sich die hier gemachten Beobachtungen zu Textsortenprofilen beziehen? Wie erläutert, ist nicht von nationalen, homogenen Kulturen auszugehen, sondern von Kulturen einzelner kommunikativer Gemeinschaften – wobei ein Individuum in der Regel Mitglied mehrerer Gemeinschaften ist. Die hier relevante kommunikative Gemeinschaft ist die Redaktion der «Tagesschau». Dies zeigt sich etwa darin, dass die einzelnen Textsortenexemplare zu einer bestimmten Zeit meist einen homogenen Stil aufweisen, selbst wenn sie von vielen verschiedenen Mitgliedern der Redaktion produziert wurden. Es zeigt sich aber auch darin, dass gleichzeitig einzelne Mitglieder ihren Stil sich ändernden Formaten anpassen, was insbesondere bei den Sprechern augenfällig wird, die nach 1980 auch als Moderatoren fungieren.

Journalistische Kulturen lassen sich analytisch in Bezug auf verschiedene Dimensionen untersuchen (Hanitzsch 2007, Hanitzsch/Donsbach 2012), wobei für die folgenden Beobachtungen zwei zentral sind: *Marktorientierung* und *Epistemologien*. Der Trend weg von der nüchtern-distanzierten Filmmeldung hin zum dynamisch-nahen Korrespondentenbericht geht einher mit einer zunehmenden Ausrichtung an der Attraktivität der Berichterstattung für das Publikum und damit zu einer stärkeren Marktorientierung; die Nachrichten richten sich in zunehmendem Mass an Konsument:innen – weniger an Bürger:innen. Spannend dabei ist, dass der diesbezügliche Paradigmenwechsel in der Schweizer «Tagesschau» im Jahr 1980 zu einer Zeit stattfindet, zu der die «Tagesschau» noch unbestrittene Marktführerin in der Schweiz ist und kaum in Konkurrenz zu anderen Sendungen oder Sendern steht. Mit dem Aufkommen der Korrespondentenberichte einher geht auch ein Wandel in der Art und Weise, wie Objektivität und Authentizität inszeniert werden, die Hanitzsch (2007, 376) als Aspekte von journalistischen Epistemologien zusammenfasst. So wird in den Filmmeldungen tendenziell eine Berichterstattung realisiert, die vorgibt, dass es eine aussermediale Wahrheit gibt, welche im Beitrag direkt und unverändert abgebildet wird, ohne das Dargestellte in irgendeiner Form zu perspektivieren; direkte und indirekte Hinweise auf die Gemachtheit der Beiträge werden minimiert. In den Korrespondentenberichten wird das Berichtete hingegen tendenziell als aktueller Stand der Recherche dargestellt, wie er sich aus der Perspektive der Person vor Ort präsentiert; die Beiträge sind oft dramatischer und emotionaler gestaltet. Wahrheit wird so – im Vergleich zur Filmmeldung – als etwas Relatives, Dynamisches dargestellt.

Dabei ist die journalistische Kultur, wie sie in der Ausgestaltung der Textsorten wie auch mit den Textsortenprofilen etabliert wird, nicht nur ein Aushandlungsprozess innerhalb der Redaktion. Diese bewegt sich in einem komplexen Umfeld, zu dem auch das Publikum gehört. So gab es etwa gegen das erste Format mit Moderation im Jahr 1980 so starke negative Reaktionen auf die stär-

ker kommentierende Rolle der Moderation und einen Rückgang in den Einschaltquoten, dass das Format nach nur einem Jahr revidiert worden ist. Und natürlich ist die zunehmende Marktorientierung *auch* auf den Medienmarkt zurückzuführen, der sich in den 1990er Jahren deutlich verändert. Gleichzeitig ist keine kontinuierliche Entwicklung hin zu mehr Unterhaltsamkeit zu beobachten: Die Filmmeldungen der 1950er Jahre aus den Anfängen der Sendung waren zu mehr als der Hälfte inhaltlich den Soft News zuzurechnen und auf Unterhaltung angelegt, mit leichten Themen, witzigen Wortspielen, unterhaltsamen Themenentfaltungen.

Dennoch ist insgesamt zu beobachten, dass die Geschichte der Textsortenprofile nicht willkürlich ist; in den meisten Fällen liegen deutliche Trends vor, die letztlich nur mit dem Mehrwert der jeweiligen Formen der Berichterstattung erklärt werden können. Dabei erweisen sich die jeweiligen Profile ebenfalls als Teil des Kontexts, in dem sich die Sendung bewegt: Emergiert eine neue Textsorte aufgrund neuer kommunikativer Bedürfnisse, so verändert sich damit der Wert aller Textsorten innerhalb eines Profils und somit der gesamte kommunikative Kontext; Textsortenprofile reflektieren so kulturellen Wandel. Aus neuen Textsortenprofilen können aber wiederum neue kommunikative Bedürfnisse entstehen, etwa wenn bestimmte Textsorten zunehmend als veraltet oder unzeitgemäß wahrgenommen werden und so das Handeln beeinflussen. Textsortenprofile sind so auch Entstehungsort von Kultur – und haben potenziell eine eigenständige kulturelle Wirksamkeit.

3. Die Einführung der Telegraphie in der Neuen Zürcher Zeitung NZZ

Ein Treiber für Veränderungen von Textsorten und Textsortenprofilen kann auch die Nutzung von neu aufkommenden technischen Medien durch Nachrichtenredaktionen darstellen, wie dies mit der elektrischen Telegraphie Mitte des 19. Jahrhunderts im sich sehr schnell verändernden Pressewesen geschieht.

Ist in Schillers *Räubern* in Bezug auf das 18. Jahrhundert die Rede von einem «tintenklecksenden Säkulum», so muss das 19. Jahrhundert als «druckerschwärzklecksendes Säkulum» apostrophiert werden: Kleinformatige Wochenblättchen nehmen binnen weniger Jahrzehnte die Gestalt grossformatiger Zeitungen an und erscheinen nun oftmals in mehreren Ausgaben pro Tag (vgl. die Überblicksdarstellung in Theobald 2012, 62–68). Deutschschweizer Zeitungen werden noch bis weit in die 1850er Jahre primär durch postalische Depeschen, Briefe aller Art und das Abschreiben aus anderen Zeitungen alimentiert. Die elektrische Telegraphie, die in der Schweiz ab Mitte 1852 mit der Linie Zürich-St. Gallen Einzug hält und an deren Netz Ende 1853 bereits 70, 1875 schon über 1000 Telegraphenbüros angeschlossen sind (Buschauer 2013, o. S.), entwickelt

sich in der Folge zu einem entscheidenden Impulsgeber unterschiedlichster Wandelphänomene für die Presse, ermöglicht sie doch eine «beeindruckende Überwindung von Raum und Zeit» sowie eine «enorme Akzeleration der menschlichen Kommunikation» (Faulstich 2004, 49), was eine «Kommerzialisierung der Nachrichtenzulieferung» (Burger/Luginbühl 2014, 65) zeitigt. Der Umstand, dass dabei sowohl in der Struktur der Kommunikationsprozesse der am Zeitungswesen beteiligten Akteure als auch in der Ausgestaltung der Zeitungstexte selbst nie dagewesene Veränderungen stattfinden, machen die Einführung der elektrischen Telegraphie für eine historische kulturlinguistische Perspektive zu einem beispielhaften Untersuchungsgegenstand bezüglich der medialen Durchformung von Sprachgebrauch und Kommunikationsprozessen (vgl. zum Begriff der medialen Durchformung auch Luginbühl 2019, 34). In der Folge geht es darum, diese Veränderungen in ihren grossen Zügen an exemplarischen Beispielen aus der Neuen Zürcher Zeitung (NZZ)⁴ nachzuzeichnen, und zwar einerseits wie sie von den Zeitungsmachern selbst reflektiert werden, andererseits wie sie sich in den Texten niederschlagen.

Der Fokus liegt auf den Anfangsjahrzehnten der Telegraphie in der Schweiz; der Zeit, in der die NZZ Wege findet (und finden muss), sich das neue Kommunikationsmittel zunutze zu machen. Dabei stechen drei zentrale Zeitpunkte hervor: Nebst der erwähnten Anfangsphase um 1852/53 sind dies das Jahr 1858, als die telegraphischen Depeschen erstmals ihre regelmässig realisierte Rubrik erhalten (von Waldkirch 2021, 263 f.) sowie die Zeit um und nach 1868. In jenem Jahr werden die Telegrammgebühren von den Behörden halbiert, was der Telegraphie einen Popularitätsschub verleiht: Binnen kurzer Zeit verdoppeln sich die Inlanddepeschen von 400 000 auf 800 000 pro Jahr; 1870 wird erstmals die Millionenmarke erreicht (Pieper/Künzi 2000, 81).

Einige Monate vor der Einführung der elektrischen Telegraphie, am 13. Februar 1852, erscheint in der NZZ eine dem neuen Medium gewidmete Sonderbeilage des bayerischen Physikers Carl August von Steinheil, der von den schweizerischen Behörden mit dem Aufbau eines Telegraphennetzes in der Schweiz betraut worden war. In dem Text wird erkennbar, dass hier ein noch unbekanntes Medium vorgestellt wird: «Ein Telegraph ist eine Vorrichtung, um auf grössere Entfernungen miteinander reden zu können, als der Laut der Stimme trägt», so der erste Satz (NZZ vom 13.02.1852, 5; zur historischen Dimension dieses Textes auch Pieper/Künzi 2000, 58–61). Zeichensprache auf grosse Entfernung, z. B. Winken, stelle bereits «einen Telegraphen [dar], aber einen sehr unvollkommenen [...]» Abhilfe schaffe hier die «Zeichensprache» des Telegraphen, die es erlaube, «dass man das, was man sagen will, dem Anderen

4 Sämtliche nachfolgend zitierten Ausgaben der NZZ sind in der Impreso-Plattform einsehbar, vgl.: impresso. Media Monitoring of the Past. Unterstützt durch den Schweizerischen Nationalfonds (CR- SII5_173719, 2019). <https://impresso-project.ch> [4. 11. 2021].

Buchstab [sic] um Buchstabe vorbuchstabiert» (ebd.). Die Ausführungen über die in der Telegraphie angewandten Zeichensysteme schliesst Steinheil mit der Bemerkung, dass es nicht schwer sei, «zu begreifen, was ein galvanischer Telegraph ist und wie man durch diesen mit einander [sic] sprechen kann» (ebd., 6). Die hier geäußerten *verba dicendi*, nämlich *reden, sagen, sprechen*, rücken die Telegraphie in die Nähe des Gespräches, genauso das Verb *vorbuchstabieren*. Dies mag aus heutiger Sicht kontraintuitiv wirken, lässt aber die zeitgenössische Perspektive umso deutlicher hervortreten: Die Kommunikationsgeschwindigkeit der Telegraphie gemahnt in den 1850er Jahren an diejenige direkter mündlicher Interaktion – mehr als an jede andere Form der Kommunikation. Dies wird auch sichtbar im Vergleich mit dem Brief als der nunmehr zweitschnellsten Möglichkeit, über lange Distanzen hinweg zu kommunizieren: «Auf den Erfolg des Briefes müsst Ihr oft tagelang warten. Der Telegraph kann in wenigen Minuten die Antwort bringen» (ebd., 5). Wenn Medien in Anlehnung an Marshall McLuhan als eine Art Erweiterung des Körpers verstanden werden, zeigt sich hier, dass mit ihnen immer auch «eine Neustrukturierung der Wahrnehmung» (Burger/Luginbühl 2014, 39) einhergeht. Die Einschätzung, eine Form der schriftbasierten Kommunikation mit mündlicher Interaktion zu vergleichen, erinnert überdies an die Anfangszeiten der Chatkommunikation, als Chats, beispielsweise bei Storrer, als «getipptes Gespräch» (Storrer 2001, 462) klassifiziert und «dem mündlichen Alltagsgespräch zugeordnet» wurden (ebd., 439).

In den ersten Jahren ihrer Einführung bringt die Telegraphie in der NZZ im Wesentlichen zwei Neuerungen mit sich. Erstens kommt es nun immer öfter vor, dass sich in den Zeitungstexten Verweise auf telegraphisch übermittelte Informationen als Quellenangabe für die redaktionell aufbereiteten Inhalte finden. Typisch sind dabei Formulierungen wie «Laut einer telegraphischen Depesche [...]» (NZZ vom 1.8.1853). Ferner findet sich die Übernahme von telegraphisch übermittelten Informationen aus anderen Zeitungen, die anmoderiert werden, beispielsweise: «Die A. A. Ztg. [Allgemeine Augsburger Zeitung, TvW] bringt folgenden telegraphischen Bericht aus Wien vom 13. Okt.: [Der Bericht folgt in Anführungs- und Schlusszeichen]» (NZZ vom 16.10.1852, 3). Diese Formen des Quellenverweises sind nicht grundsätzlich neu, vergleichbare Verweise auf postalische Depeschen oder (Privat-)Briefe gibt es bereits vorher, seien diese aus anderen Zeitungen übernommen oder nicht; transparente Quellenangaben – beziehungsweise als transparent inszenierte Quellenangaben – sind in deutschsprachigen Zeitungen schon länger etabliert (Theobald 2012, 73). Aber: Soweit sich das von heute aus beurteilen lässt, scheint es, als ob der Telegraph als Übermittlungsmedium *immer* genannt werde, während dies bei brieflich übermittelten Informationen kaum durchgehend der Fall ist. Hier zeigt sich, dass der Telegraphie ein gewisses Prestige zugeschrieben wird. Die zweite Neuerung besteht darin, dass telegraphisch übermittelte Meldungen ihren Eingang ins Blatt finden und explizit als solche ausgewiesen werden. Sporadisch gibt es in den ers-

ten Jahren die Rubrik «telegraphischer Bericht», auf der dritten (und letzten) Seite des redaktionellen Teils. Meist betrifft dies nicht ›irgendwelche‹ Meldungen, sondern solche, die heute als *breaking news* angekündigt würden, so etwa das missglückte Attentat, das am 18. Februar 1853 auf Kaiser Franz Joseph I. verübt wird:

(1) **Telegraphischer Bericht.**

Aufgegeben in Bern den 19. Nachmittags 3 Uhr 20 Min., uns zugestellt 5 Uhr 20 Min.

Ein Ungar verwundete gestern den österreichischen Kaiser in Wien. Er ist ergriffen, will aber keine Mitschuldigen haben.

Die Wunde ist, wie wir diesen Morgen (20.) durch die Post vernehmen, glücklicher Weise nicht schwer. Ein Extrablatt vom schwäbischen Merkur nennt die Verletzung eine Stichwunde am Hinterhaupt.

(NZZ vom 20.02.1853, 3, unterschiedliche Schriftgrößen und Fettdruck im Original)

Beispielhaft dafür, wie telegraphische Depeschen in der Zeitung dargestellt werden, ist zunächst der Umstand, dass Herkunft, Aufgabe und Zustellung der Meldung expliziert werden, während die übrigen, nicht telegraphischen Meldungen der anderen Rubriken jeweils bloss mit einer Datumsangabe versehen sind – und das nicht regelmässig. Ebenso explizit findet sich im nachfolgenden Kommentar der Hinweis, wie, wann und woher weitere Informationen bezüglich des Attentats eingetroffen sind. Die damit einhergehende Verwendung der ersten Person Plural («uns zugestellt», «wie wir [...] vernehmen»), kombiniert mit zeittypischen Bewertungshandlungen wie in «glücklicher Weise» lässt die Rubrik des telegraphischen Berichtes als eine transparente, kumulierte Informationsweitergabe des Redaktors an sein Lesepublikum erscheinen. Mit dem oben erwähnten Modell der journalistischen Kulturen (Hanitzsch 2007) lässt sich in Bezug auf journalistische Epistemologie festhalten, dass hier eine empirische Form der Informationsdarstellung vorherrscht: das kurze Berichten von Fakten, die als objektiv validiert werden, sowie bezüglich der Informationsübermittlung die Nennung von Herkunft, Zeit und Übermittlungsweg. Die zeitlichen Angaben zur telegraphischen Depesche betonen eine ganz bestimmte materielle Eigenschaft der Telegraphie, verstanden als eine mediale Affordanz (Luginbühl 2019, 30), nämlich die Übertragungsgeschwindigkeit. Zwar bildet diese Eigenschaft ein technisches Alleinstellungsmerkmal des neuen Mediums, das allein erklärt aber deren Betonung nicht. Tatsächlich entbehrt diese Betonung nicht einer gewissen Ambiguität, denn sie kann einerseits als Ausdruck des oben erwähnten Prestiges gewertet werden, das der Telegraphie zugeschrieben wird, andererseits ist sie, mindestens was die Nennung der Eingangszeit betrifft, auch eine schlichte Notwendigkeit: es kann vorkommen, dass zu einem Thema mehrere telegraphische

Depeschen abgedruckt werden, wobei die Reihenfolge des Eingangs auf der Redaktion gekennzeichnet werden muss, um die berichteten Ereignisse korrekt zueinander in Bezug zu setzen; gerade auch, wenn sich Depeschen widersprechen. Mit anderen Worten: die Übermittlungsgeschwindigkeit an sich ist zwar eine materielle Eigenschaft des neuen Mediums, welche mediale Bedeutung ihr aber zukommt, zeigt sich erst im Gebrauch desselben. Für die Textsorte der telegraphischen Meldung wird die exakte Zeitangabe damit zu einem prototypischen Element, das den Hauptunterschied zu nicht-telegraphischen Meldungen bildet.

Die Nutzung medialer Affordanzanzen zeitigt darüber hinaus ungeahnte Folgen für das journalistische Arbeiten per se, wie die nachfolgenden Ausführungen aufzeigen sollen. Wie eingangs dieses Kapitels erwähnt, begünstigt die Telegraphie eine Beschleunigung und eine quantitative Zunahme des Nachrichtenflusses (vgl. auch Osterhammel 2009, 1023–1029), die bisweilen von der Redaktion selbst kritisch reflektiert werden. So merkt die NZZ in einem Leitartikel anfangs Oktober 1854 an:

- (2) Da man lieber Etwas als gar Nichts vernimmt und berichtet, so kann es nicht fehlen, daß nicht nur konstatierte Thatsachen, sondern auch Gerüchte, wenn sie nur irgend welchen Bezug zu einer Lebensfrage haben, berichtet und weiter verbreitet werden. Letzteres geschieht umso unschuldiger, als die Möglichkeit gegeben ist, falschen Angaben auch sofort die entsprechende Berichtigung auf dem Fuße nachfolgen zu lassen.

(NZZ vom 6. 10. 1854, 1)

In (2) wird ersichtlich, dass entsprechend dem eben gezeigten empirischen Ideal der Berichterstattung «konstatierte Thatsachen» das wünschenswerte Nachrichtenmaterial bilden; indes divergiert die Nutzung des neuen Mediums mit diesen Ansprüchen, wobei der Redaktor moniert, dass das Medium durch seine Affordanzanzen ein bestimmtes Nutzungsverhalten fördere. Damit zeigt sich, wie eine materielle Eigenschaft des Mediums, nämlich seine Übermittlungsgeschwindigkeit, für die Medialität dieses Mediums relevant wird. Der Umstand, dass im Laufe der Zeit immer mehr telegraphische Depeschen auf der Redaktion eintreffen, zeitigt auch Folgen für die Struktur des Blattes. Diese wandelt sich insbesondere zum Jahreswechsel 1857/58, wenn auf der Frontseite für tagesaktuelle Depeschen aus London und Paris geworben wird und die telegraphischen Depeschen ihre eigene Rubrik erhalten (von Waldkirch 2021, 262 ff.). Das bis ehemals sporadische Erscheinen derselben weicht nun der täglich realisierten Rubrik, deren Umfang schon bald zunimmt. Dabei bleibt aber, soweit sich das rekonstruieren lässt, der journalistische Herstellungsprozess des Blattes zunächst noch weitgehend identisch: die redaktionell aufbereiteten Teile werden, einmal fertiggestellt, bereits aufgesetzt, während die neuesten Nachrichten an das Ende des

bereits Gesetzten angefügt werden (ebd., 263). Die immer einmal wieder vorkommenden Widersprüche, die jeweils am Folgetag eine Berichtigung nach sich ziehen, veranlassen die Redaktion aber schon bald zur Einführung einer neuen, wöchentlich realisierten Rubrik, die auch als neue Textsorte zu werten ist: Jeweils sonntäglich erscheint ab Januar 1861 ein mit «Wochenschau» betitelter Artikel auf der Frontseite, wobei der ersten Ausgabe ein programmatischer Abschnitt vorangestellt ist: Angestrebt wird «eine Uebersicht der wichtigsten Tagesereignisse», mit der Begründung, dass eine Übersicht «von acht zu acht Tagen [...] auf Objektivität Anspruch machen» könne, «während eine tägliche [Übersicht, TvW] in Folge der häufig sich widersprechenden telegraphischen Depeschen zu einer fortwährenden Selbstberichtigung verurtheilt» sei (NZZ vom 6.1.1861, 1). Damit wird das Textsortenrepertoire der NZZ um eine entscheidende Textsorte ergänzt, wobei sich zeigt, dass sich diese inhaltlich aus der Rubrik der telegraphischen Depeschen speist, deren Inhalte aber auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft, kontextualisiert und in puncto Wichtigkeit einordnet. Die Einführung eines neuen Mediums und den Umgang damit hat in dem Fall zur Entstehung einer neuen Textsorte den Ausschlag gegeben, beziehungsweise macht die Aufrechterhaltung des Ideals einer empirischen Berichterstattung einen partiellen kulturellen Wandel in der redaktionellen Arbeit notwendig – einen Wandel, der einen Kontrapunkt zu den Affordanzen dieses Mediums setzt, indem bewusst ein zeitlicher Abstand zum Berichteten eingenommen wird. Dieser Wandel ist partiell in dem Sinne, als die Einführung der Wochenschau nicht etwa zur Folge hat, dass auf den Abdruck der täglichen telegraphischen Depeschen verzichtet würde; vielmehr bildet diese neue Textsorte eine einordnende Ergänzung zur Depeschen-Rubrik.

Die Zeit um 1868 bringt in Bezug auf die weitere Popularisierung der Telegraphie in der Schweiz abermalige Veränderungen. Abgesehen von dem Umstand, dass es ab 1866 eine dauerhafte telegraphische Verbindung zwischen Europa und Amerika gibt (Buschauer 2013, o. S.), ist hierzulande die 1868 eingeführte Halbierung der Telegrammgebühren besonders entscheidend. Die damit für die NZZ in Zusammenhang stehenden Veränderungen sind vielfältig: Die Rubrik der telegraphischen Depeschen wächst stetig, was zur Folge hat, dass bald schon telegraphische Depeschen für Wirtschafts- und Witterungsnachrichten in je eigene Rubriken ausgelagert werden (vgl. im Detail von Waldkirch 2021, 266). 1869 wird die zweimalige Ausgabe pro Tag eingeführt, im Bestreben, neue Nachrichten noch schneller veröffentlichen zu können. Im Dezember desselben Jahres wird die Rubrik der telegraphischen Depeschen überdies umbenannt in «Telegramme» – ohne, dass dies kommentiert würde. Damit passt sich die NZZ höchstwahrscheinlich dem verbreiteten Sprachgebrauch an; das Wort

Telegramm als Bezeichnung für eine telegraphische Depesche ist schon länger bekannt.⁵

In der Telegrammrubrik, die nun regelmässig eine ganze Spalte einnimmt, sind neu auch Mittel der Selektivlektüre erkennbar, so kann es vorkommen, dass Telegramme mit einem thematischen Stichwort eingeleitet werden – so etwa «gesetzgebender Körper» bei politischen Meldungen aus Paris – oder dass innerhalb des Textes Spreizschreibungen vorgenommen werden, beispielsweise bei politischen Meldungen aus London, wenn das Wort *Unterhaus* erscheint. Ein weiteres Mittel, freilich noch selten eingesetzt, sind Verweise auf andere Rubriken in der Zeitung: nach einem Telegramm aus St. Petersburg steht beispielsweise der Hinweis «S. Ausland», womit auf die Berichterstattung zum selben Thema in der Auslandsrubrik verwiesen wird (NZZ vom 19.2.1870, 3). Damit findet auch in der NZZ eine Entwicklung statt, wie sie typisch ist für Zeitungen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts: die Ganzlektüre wird von einer selektiven Lektüre abgelöst, und die Redaktionen nutzen Mittel wie Abstände zwischen Artikeln, thematische Artikelüberschriften, Fett- und Sperrdruck, um das Auffinden bestimmter Themata für das Lesepublikum zu erleichtern (Theobald 2012, 87). Interessant ist ferner, dass hin und wieder Fussnoten erscheinen, welche die Seriosität eines Telegramms einschätzen; so gerade während des Deutsch-Französischen Krieges, wenn das Informationsbedürfnis hoch ist. So liest man zu einem Telegramm aus Paris über eine angebliche Niederlage preussischer Truppen in Strassburg:

- (3) Vorstehendes Telegramm lautet im Urtext mehrfach undeutlich und scheint uns auch wenig zuverlässig; denn die große Niederlage, welche die Belagerer schon am Mittwoch erlitten haben sollen, wäre, wenn wahr, wohl auch direkt aus Basel einberichtet worden.

(NZZ vom 9.9.1870, S. 4)

Hier zeigt sich, dass die Herkunftsorte der Telegramme, sprich das Netzwerk als solches, über welches die NZZ-Redaktion verfügt, auch eine Art Garant für die Vertrauenswürdigkeit von Nachrichten darstellen kann, was potentiell einen semiotischen Mehrwert der einem Telegramm vorangestellten Ortsangabe zur Folge haben kann: So sei hier die These gewagt, dass die Redaktion und vermittelt auch das zeitgenössische Lesepublikum diese Ortsangabe mindestens in bestimmten Fällen nicht nur als Hinweis für die Nachrichtenherkunft gelesen

5 Bereits 1857 liefert eine Meldung in der Auslandsrubrik einen anekdotischen Hinweis hierzu: «England. Den Gelehrten, welche darüber streiten, ob man die telegraphische Depesche besser Telegraphem oder Telegramm schreibe, bemerkt die Times entscheidend: «Gestern stand jemand vor der Börse, als ein Telegraphenjunge an ihm vorüberschoß. «He Bursche!» ruft jener, «Hast du ein Telegraphem in der Tasche?» – «Nein,» antwortet der Junge, «bei uns heißt es Telegramm.» Und dabei, meint das Journal, werd' es bleiben.» (NZZ vom 28.10.1857, 3)

haben, sondern auch als Hinweis auf die Vertrauenswürdigkeit der dargestellten Information. Namentlich trägt hier das Ausbleiben eines Telegramms aus Basel zur Skepsis des Redaktors bei, die er an die Leserschaft weiterreicht. Um diese These eines semiotischen Mehrwerts der Ortsangabe zu bestätigen, wird indes eine vertiefte qualitative Analyse notwendig sein. Ausserdem verweist (3) mit dem Begriff des *Urtexts* daraufhin, dass die aus Kostengründen stets knapp formulierten Telegramme von der Redaktion ausformuliert werden, um die Telegramme dem sprachlichen Stil der Zeitung anzunähern.

«Telegraphie und Presse reichen sich brüderlich die Hand» liest man 1873 in der NZZ in einem längeren Bericht mit dem Titel «Die Telegraphie im Welt=Verkehr» (NZZ vom 28.3.1873, 2. Ausgabe, 1). Die vorangegangene Überblicksanalyse der Einführung dieses neuen Mediums zeigt, dass die Zeitungsmacher der NZZ die neue Kommunikationsmöglichkeit bisweilen auch kritisch beäugt haben, so in (2), und versuchten, der «Informationsflut» mittels der Wochenschau Herr zu werden – es bleibt nicht ohne Ironie, dass damit die Telegraphie Auslöser für eine gleichsam entschleunigende Form der Berichterstattung wird. Ferner ist die Telegraphie der Haupttreiber für den bis Ende des Jahrhunderts wachsenden Umfang der Zeitung (vgl. die Graphik des Wachstums des redaktionellen Teils der NZZ pro Jahr in von Waldkirch 2021, 260), was Mittel der selektiven Lektüre notwendig werden lässt. Bestimmte Affordanzen werden gezielt hervorgehoben in der NZZ, so die Übermittlungsgeschwindigkeit der Telegraphie in (1); andere, wie etwa die Kürze der Originaltexte von Telegrammen, bleiben insofern brach, als die Originaltexte eine Ausformulierung erfahren, um den Ansprüchen des Zielkommunikats Zeitung zu genügen. Insgesamt zeigt sich, dass die Affordanzen unterschiedlich genutzt werden und diese Nutzung mittelfristig auch das journalistische Arbeiten an sich tiefgreifend verändert.

4. Wandel der Patientendokumentation: Digitalisierung in einer sozialmedizinischen Einrichtung

Während Miniatur 1 eine Textsorte (Grosstextsorte) auf den Wandel ihres Textsortenprofils untersucht und Miniatur 2 zeigt, wie sich Textsorten durch technischen Wandel ihrer Produktionsbedingungen verändern, legt die 3. Miniatur den Fokus auf den technischen Wandel von Textsorten. Dabei setzt diese Miniatur daran an, die mit technischem Wandel zusammenhängenden Veränderungen der Materialität und Medialität zu beschreiben, um Einsichten in das eingangs skizzierte Gefüge von kommunikativen Mustern und Kultur sowie deren Wandel zu rekonstruieren (dazu genauer Luginbühl 2019, 30–31). Dabei wird wie oben dargestellt davon ausgegangen, dass technischer Wandel nicht nur eine

andere Weise der Übertragung derselben Botschaft oder Textsorte ist, sondern dass dieser Wandel in komplexer Weise verwoben ist mit Kultur.

Dazu werden nun Daten aus der institutionellen Kommunikation verwendet, in denen eine sozial-medizinische Wohn- und Pflegeeinrichtung untersucht wird, deren Digitalisierungsprozesse empirisch und ethnografisch begleitet wurden. Die kommunikative Gemeinschaft besteht neben den Bewohner:innen und der Heimleitung vor allem aus verschiedenen Professionen (u. a. Physiotherapeut:innen, Pädagog:innen und Pflegekräfte), die mit den Bewohner:innen arbeiten sowie deren Therapieprozesse in Patientenakten planen und dokumentieren. Erhoben wurden nicht nur die Akten vor, während und nach der Einführung einer digitalen Dokumentationssoftware, sondern es wurde versucht, soweit möglich und zugänglich, umfangreicher den kommunikativen Haushalt (Luckmann 1988) dieser Einrichtung zu dokumentieren (Begleitungen von einzelnen Personen bei ihrer Arbeit, verschiedene Arten von Besprechungen, Beobachtungen der Stationen usw.) (Pick 2020, Pick/Scarvaglieri 2021, Pick 2021). Dabei konnten praktisch zwei verschiedene Digitalisierungsphasen in dieser Einrichtung beobachtet werden: ein gescheiterter Versuch, die Dokumentation mit geteilten Worddokumenten auf einem gemeinsamen Server zu digitalisieren, und die Einführung einer Dokumentationssoftware, die aktuell erfolgreich weitgehend abgeschlossen wurde. Nachfolgend werden beide Digitalisierungsphasen am Beispiel eines Ausschnittes aus der Bewohnerplanung beschrieben und verglichen. Die Erhebungen haben 2017 begonnen und sind aktuell im Herbst 2021 (vorläufig) abgeschlossen, das Korpus ist noch nicht vollständig analytisch erschlossen.

Die Beteiligten in der Einrichtung selbst gehen davon aus, dass sie weitgehend einen technischen Wandel vollziehen, bei dem sie mehr oder weniger lediglich ihre Akten digitalisieren. Dass Patientenakten und mit ihnen ihre Digitalisierungsprozesse aber weit in den kommunikativen Haushalt einer kommunikativen Gemeinschaft eingreifen, ist analytisch lange bekannt (Berg 1996, Berg/Bowker 1997, Vikkelsø 2005, Varpio 2006, Boulus 2010, Manzei 2011). Welche Rolle dabei der Materialität und mit ihr der Medialität von Kommunikation als Einflussfaktor auf Wandel für Textsorten und Kulturen zukommt, ist bisher weniger gut empirisch erforscht.

Mit einem solchen Wandel verändert sich zunächst die Materialität der Kommunikation am offensichtlichsten. Materialität wird hier für Text genauer verstanden als «wahrnehmungsbasierte Lesbarkeitshinweise» (Hausendorf et al. 2017, 73, 84–96). Das schliesst sowohl «Materialität» im engeren Sinne als «Schreib- und Schriftstoffe» und «Beschreibstoffe» (ebd., 90–91) ein, ebenso aber auch «Skripturalität» (ebd., 91–94) und die Lokalität als «Platzierung des Textsubstrates an einem bestimmten Lektüreort» (ebd., 94). Eine entscheidende Frage zum Verständnis von kommunikativen und damit kulturellen Wandelprozessen ist, ob und wie sich durch eine Veränderung der Materialität auch kom-

munikative Muster oder die kommunikative Gemeinschaft und deren Handeln, Werte oder Normen verändern. Eine wesentliche Verbindung zwischen der Materialität von Text (bzw. Sprache und Kommunikation generell) und Kultur sind die jeweiligen Affordanzen, also «functional and relational aspects which frame, while not determining, the possibilities for agentic action in relation to an object» (Hutchby 2001, 444). Affordanzen sind unmittelbar an die Materialität geknüpft und verändern sich mit dieser. Insofern ist davon auszugehen, dass Veränderungen in der Materialität der Kommunikation über veränderte Affordanzen auch einen Einfluss auf die Verwendung (smöglichkeiten) und damit auf das sprachlich-kommunikative Handeln und so auch auf soziale Praxis und Kultur mit sich bringen. Für die Medialität von Kommunikation bedeutet das: «Medien eröffnen bestimmte Möglichkeiten des Zeichengebrauchs und verunmöglichen andere. Zugleich werden Medien durch die konkrete Nutzung geprägt» (Luginbühl 2019, 30). Denn auch umgekehrt wirken Affordanzen nicht deterministisch, sondern sind relationale Konzepte («functional and relational», s. o., s. auch Hutchby 2001, 448), was bedeutet, dass Affordanzen entsprechend bestimmter Bedürfnisse und Handlungserfordernisse genutzt werden und je unterschiedlich genutzt werden können (s. die Analysen in Miniatur 2). Ebenfalls sind bestimmte Nutzungsweisen von Affordanzen immer auch bereits kulturell vorgeprägt (Hutchby 2001, 449).

In dieses komplexe Gefüge von Materialität, Medialität, sprachlichen Mustern und den Bedürfnissen, Normen und Werten der kommunikativen Gemeinschaft liefern die Analysen der untersuchten Einrichtung empirisch Einblicke. Dazu werden nachfolgend die Massnahmenplanung in der Pflege- und Physiotherapiedokumentation verglichen und in ihrem Wandel ausgehend von verschiedenen analogen Formen der Dokumentation beschrieben: einerseits ein Wandel zur Dokumentation auf geteilten Worddokumenten und andererseits zur Dokumentation in einer Software. Dabei wird verfolgt, wie die Materialität und mit ihr die Affordanzen sich verändern und welche Einflüsse das auf die Dokumentationen und die kommunikative Gemeinschaft hat. Andererseits lassen sich anhand der Dokumentationen ebenfalls Bedürfnisse sowie Normen und Werte der kommunikativen Gemeinschaft rekonstruieren, die sich unter anderem in der (Nicht-)Nutzung von Affordanzen zeigen.

Ausgangspunkt nehmen beide Digitalisierungsphasen in der untersuchten Einrichtung von den gleichen analogen Papierakten (Abb. 2 und 3). In der Pflege werden verschiedene Themen auf einzelnen Blättern von Vordrucken behandelt, die Vorderseite beinhaltet in der Regel die Kategorien Anamnese, Ressourcen/Probleme sowie Ziele, für die Massnahmen ist die gesamte Rückseite vorgesehen (Abb. 2). Im Gegensatz dazu dokumentieren die Physiotherapeut:innen Massnahmen in selbst erstellten Formularen, die sie am Computer ausfüllen und als Ausdruck in einem Ordner ablegen. Die Massnahmenplanung erfolgt hier nur sehr knapp und im Vergleich zur Gesamtlänge ihrer über 10-seitigen

Pflegeplan											
Pflegemaßnahmen	Nr.	ab Datum	Form der Hilfeleistung	Beschreibung der Pflegemaßnahmen	Stand	Wie oft?	Wann?	22.00 8.00 1.00 Uhr	Nr. / PKR Uhr	Skop- / Kontroll- datum	
			U 0/1/2 A/B	Wo? Wo? (Techniken, Methoden) Wo? (Hilfsmittel, Pflegehilf)	Nr.	tägl.	wöchl.	mon.	Uhrzeit		
10.9-15.0 Mobilität und Mobilität											
10.1 Hilfe beim Aufstehen/Zurückgehen	A 2110.15	X		Deutliches 1.4.4. Handlungsgeläch bei Tragen mit dem Rollstuhl schräg mit dem Rollstuhl 5.4.5.3. schräg mit dem Rollstuhl 5.4.5.3. mit dem Rollstuhl auf die Wohnung zu gehen unterstützt von Pflegepersonal Begrüßungsaktionen Begrüßungsaktionen als Zeichen und Zeichen der Würde und Wertschätzung d. Person Tragen über den Sitz und zwei Rollen d. Person 3.4.5.3. ansonsten Bewertung ist niedrigerer der Erkrankten Person gegenüber sonst in der Pflege Angehörige Hilfestellung Wohlfühl ansonsten Träumen 4.5.3. ansonsten 1.5.10.2. Angehörige an Rollstuhl BSE						2 El	
10.2 Lagerung											
11.0 Ankleiden geseit											
11.1 Ankleiden OK / UK											
12.0 Gehen (i.R. d. Gangpläne)											
13.0 Sitzen (Transfer, Hüfte, Toilett)											
14.0 Tragen (Rucksack, Bad / Dusche)											
15.0 Verlassen u. Wiederkehr d. Wohnort											
Prophylaxen											
<input checked="" type="checkbox"/> Desinfekt A											
<input checked="" type="checkbox"/> Komplexion B											
<input checked="" type="checkbox"/> Thrombose C											
<input checked="" type="checkbox"/> Spall B											
<input checked="" type="checkbox"/> Pneumonie D											
<input type="checkbox"/> Krampfspeicher, Pflegemaßn.											
<input type="checkbox"/> Kompressionsstrümpfe											
Besuche weitere Dokumente											
<input type="checkbox"/> Biographie											
<input type="checkbox"/> Flurstückskarte											
<input type="checkbox"/> Dokumentation des Sturzrisikos											
<input type="checkbox"/> Sturzprotokoll											

U = Überleitung
 U = Hilfe, Übernahme
 A = Ankleiden
 A = Ankleiden
 B = Bauchpflege

Abb. 2 Pflege: Massnahmenplanung in der Papierakte (teilweise durch Weichzeichnung anonymisiert)

<p>Durch welche Funktionen (Behandlungsaufbau in aufbauenden Sequenzen)</p>	<ul style="list-style-type: none"> - Tonusregulation nach Bobath über Rumpfarbeit mit Extremitätenfunktion auf der Bobathbank - Atemtherapeutische Angebote - Lagerungen nach Bobath - Transfer in den Rollstuhl - anlegen der Arm- und Beinorthesen - Stand auf dem Stehbrett - Trainieren von Alltagssituationen, Selbsthilfetaining auf dem Stuhl vor dem Waschbecken oder auf dem Duschstuhl duschen
--	---

Abb. 3 Physiotherapie: Massnahmenplanung in der Papierakte

Dokumentation mit wenigen Einträgen (Abb. 3). Beide Abbildungen zeigen die Massnahmenplanung, die neben anderen Unterschieden, auch in der Materialität, vor allem die unterschiedlichen Längen der Massnahmenplanung deutlich machen.

Der erste Digitalisierungsversuch mit geteilten Worddokumenten ging aus verschiedenen Interessen und Bedürfnissen hervor, die in der Einrichtung bestanden, also einem typischen Antrieb für Wandelprozesse: Einerseits sollten die physischen Archive entlastet werden, der Zugriff auf die verschiedenen Informationen sollte erleichtert werden, auch interprofessionell. Andererseits verband vor allem der Heimleiter mit der Einführung geteilter Worddokumente eine Verbesserung der interprofessionellen Zusammenarbeit, also des Austauschs verschiedener Professionen und der Koordination ihrer Massnahmen bezogen auf ihre jeweiligen Behandlungen. Dazu hat der Heimleiter thematisch strukturierte Vorlagen in Word angelegt, die sich weitgehend an den Themenbereichen der Pflegeplanung orientierten und zu denen jeweils neben der Pflege weitere Professionen zugeordnet waren (z. B. «Essen und Trinken»: Pflege und Logopädie, «Beschäftigung»: Ergotherapie, Pflege, Pädagogik). Für die einzelnen Kategorien wurden jeweils wenige Unterkategorien (Überschriften) festgelegt, die etwas angepasst aus den analogen Dokumentationen übernommen wurden (Befunde, Ziele, Massnahmen). Damit wurde eine Formularstruktur angelegt, die vor allem durch vorstrukturierende «Gliederungshinweise» (Hausendorf et al. 2017, 150–158) eine vorgreifende Kategorisierung und Hierarchisierung der erwarteten Akteneinträge vornimmt. Zusätzlich wurden damit auch die Zuständigkeiten in der interprofessionellen Zusammenarbeit für die entsprechenden Themenbereiche der Dokumentation gesetzt. Die Einführung wurde durch Schulungen durch den Heimleiter eingeführt, aber auch von vielen offenen Diskussionen mit den Beteiligten begleitet, worin auch sein Wunsch nach mehr

Partizipation der Mitarbeiter:innen bei der Gestaltung ihrer Dokumentation deutlich wurde.

Es wurden solche geteilten Worddokumente für einige (neue) Bewohner:innen angelegt und deren gesamte Dokumentation darin aufgebaut. Die Materialität (und mit ihr die Affordanzen) der Patientenakten veränderte sich damit von handschriftlichen bzw. ausgedruckten Akten hin zu einer auf gemeinsam zugänglichem Server gespeicherten Computerschriftlichkeit. Dabei haben sich, ohne hier Details besprechen zu können, vor allem zwei Tendenzen der Veränderung der Dokumentation beobachten lassen. Erstens haben sich die Längen der verschiedenen Kategorien angeglichen, das heisst, es liessen sich in der gemeinsamen Dokumentation nun für alle Kategorien (Befunde, Ziele, Massnahmen) etwa die gleichen Längen beobachten, obwohl diese zuvor unter den Professionen sehr heterogen waren. Insgesamt wurde die gemeinsame Dokumentation aller Professionen wesentlich kürzer im Vergleich zum Umfang aller einzelnen Dokumentationen. Inhaltlich fanden sich einige Formulierungen ähnlich der analogen Dokumentation, aber auch Neues war zu beobachten. Ob man hier davon sprechen kann, eine beginnende Hybridisierung (Hauser/Luginbühl 2015) der vormals getrennten Dokumentationen der verschiedenen Professionen zu beobachten, wäre genauer empirisch zu untersuchen. Zweitens ist auffällig, dass viele Affordanzen, die die Materialität geboten hätte, nicht genutzt wurden: Weder wurden Strukturierungshilfen eingeführt oder aus der vorherigen Dokumentation übernommen (z. B. Tabellen) noch wurden Möglichkeiten genutzt, die den interprofessionellen Austausch unterstützen (z. B. Kommentare, Änderungsverfolgung).

Wie gesagt wurde die Worddokumentation schon nach wenigen Monaten wieder aufgegeben. Gründe waren einerseits, dass die Dokumentation nicht die Kriterien für eine externe Überprüfung erfüllt hat; andererseits, dass der interprofessionelle Austausch damit nicht gut angeregt werden konnte. Stattdessen wurde zunächst wieder zurück zur analogen Dokumentationsform gewechselt, bis die Dokumentationssoftware eingeführt wurde. Zeitgleich wurden mündliche Bewohnerbesprechungen für den interprofessionellen Austausch eingeführt, die sich seitdem als fester Bestandteil des kommunikativen Haushalts der Einrichtung etabliert haben.

Bezogen auf die Einflüsse der Materialität auf Wandelprozesse auf sprachlich-kommunikativer und kultureller Ebene lässt sich an diesem kurzen Beispiel folgendes ableiten: Die Hybridisierungstendenzen (Kürze, Angleichung des Umfangs der verschiedenen Kategorien) können durch verschiedene Aspekte der Materialität begünstigt worden sein. Zwar erlauben Worddokumente grundsätzlich lange Einträge, Ausschnitte sind aber dennoch nur in der Grösse eines Computerbildschirms zu erfassen. Insofern wird anhand der Textlänge («Begrenzbarkeit», Hausendorf et al. 2017, 127–137) die materiale Bedingung des Computerbildschirms (Lokalität) lesbar, durch die längere Einträge unübersicht-

lich und der schnelle Zugriff im Arbeitsalltag erschwert werden können. Auch der Wegfall von Dokumentenvorlagen (Carlin 2003, Ehlich 2007, Hull 2012) kann zur Kürze der Gesamtlänge und zur Angleichung der verschiedenen Kategorien beigetragen haben. Solche Vordrucke sind analytisch nicht (nur) der Materialität der Akten zuzurechnen, weil sie weit mehr kommunikative Hinweise enthalten und selbst als Text interpretiert werden können. Dennoch schaffen die Vordrucke für die Einträge der Dokumentation eine veränderte Materialität (hier vor allem Lokalität) und legen damit bestimmte Nutzungsweisen stärker nahe als andere (z. B. alle erforderlichen Einträge zu machen).

Weiter hatte die Materialität wohl Einfluss auf die nicht gelingende interprofessionelle Zusammenarbeit. Zwar sind auch dazu die entsprechenden Affordanzen nicht genutzt worden, in diesem Fall aber hat eine für den interprofessionellen Austausch (zu diesem Zeitpunkt in dieser Einrichtung) wichtige Affordanz gefehlt, die die koprärente Mündlichkeit stattdessen geboten hat: Die Möglichkeit, den Austausch sequenziell und interaktional aufzubauen, also gemeinsame Sichtweisen und Bewertungen zu einem Bewohner tatsächlich gemeinsam und gleichzeitig entwickeln zu können. Dazu ist die Materialität der Kopräsenz (v. a. Flüchtigkeit, Gleichzeitigkeit, Fiehler et al. 2004, 58–59, 64–66) besser geeignet als Affordanzen in der Schriftlichkeit, die immer (graduell) eine Fixierung und Ungleichzeitigkeit erfordern. Dass sich mündliche Bewohnerbesprechungen als ein neues kommunikatives Muster im Haushalt der Gemeinschaft etabliert haben, dürfte also hier relativ klar der Materialität zuzuschreiben sein: Diejenige Materialität (verstanden als Bündel materialer Eigenschaften) von Word war – für die Nutzung als Medialität für den interprofessionellen Austausch – wohl weniger passend als diejenige Materialität koprärenter Mündlichkeit.

Wie lassen sich diese beschriebenen Entwicklungen kommunikativer Muster nun mit Kultur in einen Zusammenhang bringen? Einerseits könnten die gemeinsamen Zuständigkeiten zu einzelnen Themenbereichen, die vom Heimleiter vorgegeben wurden, durchaus zu einem kulturellen Wandel (mehr Zusammenarbeit und Koordination der Behandlungen) führen und die Hybridisierungstendenzen der Dokumentationen könnten Ausdruck eines solchen Wandels sein. Dies kann nur vermutet werden, da die Dokumentation in Word nicht fortgesetzt wurde. Andererseits wurden die dazu notwendigen Affordanzen in Word gerade nicht genutzt, sondern eine Zusammenarbeit und Koordination zunächst in die Mündlichkeit ausgelagert. Dies spiegelt auch kulturelle Werte, die in dieser kommunikativen Gemeinschaft historisch eher von Misstrauen und Kontrolle geprägt waren, was eine Zusammenarbeit in der Schriftlichkeit erschwert hat, die aufgrund ihrer Fixierung und Tradierbarkeit mehr Kontrolle ermöglicht. Insofern war die Materialität von Computerschrift (insbesondere durch deren Nutzung als Medialität) für eine Zusammenarbeit zu diesem Zeit-

punkt in dieser kommunikativen Gemeinschaft (noch) nicht passend für deren kommunikative Bedürfnisse.

Im Unterschied zur Digitalisierung mittels Worddokumenten lassen sich bei der Patientendokumentationssoftware ganz andere Entwicklungen nachzeichnen. Ausgangspunkt ist wie gesagt ebenfalls die analoge Dokumentation, die auch den Worddokumenten vorausgegangen war. Die Bedürfnisausgangslage ist weitgehend vergleichbar, lediglich der interprofessionelle Austausch wurde nun nicht mehr so stark verfolgt, weil dieser wie beschrieben seinen Platz in kopräsenten Besprechungen gefunden hatte.

Hier lassen sich nun – ebenfalls (mit-)beeinflusst durch die Materialität – eher Ausdifferenzierungstendenzen (Luginbühl 2014c, 13, Hauser/Luginbühl 2015) erkennen. Vergleicht man die Entwicklung in der Massnahmenplanung von Pflege und Physiotherapie, unterscheiden sich diese deutlich (Abb. 4 und 5).

Die Software, deren Schwerpunkt auf der Pflegeplanung liegt, sieht für die Pflege die Eingabe sehr detaillierter Massnahmen vor. Hier ist es der Softwarehersteller, der unter Nutzung der materialen Bedingungen die Benutzeroberfläche vorstrukturiert. Diese Vorstrukturierung übernimmt zu weiten Teilen die Kategorisierung der analogen Pflegeakten, ergänzt diese aber durch die Nutzung hypertextueller (Storror 2019) Affordanzen wie Verlinkungen und Eingabemasken für bestimmte Felder. Das führt dazu, dass die Pflegeplanung bezogen auf die Umsetzung der geplanten Massnahmen sehr viel detailliertere Angaben enthält (vgl. die Eingabemaske Abb. 4), die dann wiederum vom Programm automatisch in Aufgaben umgesetzt werden. Dies wird ermöglicht durch die Nutzung der Affordanz einer Verlinkung der Massnahmenplanung mit den Tagesaufgaben, bei denen die geplanten Massnahmen als Aufgaben zu einem bestimmten Zeitpunkt erscheinen und quittiert werden (Abb. 5, Aufgaben, die täglich quittiert werden müssen, hier sind die bearbeiteten und die noch ausstehenden Aufgaben farblich grün und rot unterschieden). Damit wandelt sich also die Pflegedokumentation, vor allem der Bereich der Massnahmenplanung, in Richtung einer stärker interaktiven Aktenbearbeitung, bei der die Akte farblich und teilweise mittels Aufforderungen auch sprachlich bestimmte Aufgaben bzw. deren Quittierung systematisch einfordert und damit auch an deren praktische Durchführung erinnert.

Im Vergleich zur analogen Massnahmenplanung wurden dort häufig die genauen Durchführungen gar nicht im Detail angegeben (Abb. 2), die Umsetzung einer Massnahme also wesentlich weniger konkret geplant. Im Zusammenhang mit der Einführung der Software war dies unter anderem Gegenstand der Verhandlungen mit dem Softwarehersteller, dass hier mehr Spielräume programmiert wurden, nicht jede Massnahme in eng parzellierten Eingaben festlegen zu müssen. Dies war – in den Grenzen der Software und in Abhängigkeit vom Mitwirken des Softwareherstellers – in gewissem Rahmen möglich.



Abb. 4 Pflege: Massnahmenplanung in der Software



Abb. 5 Pflege: Tägliche Aufgaben, Massnahmenquittierung



Abb. 6 Physiotherapie: Massnahmenplanung in der Software

Im Vergleich dazu sind die Therapiedokumentationen lediglich mit sehr wenigen strukturierenden Feldern und ohne Verlinkungen (weder innerhalb der Therapiedokumentation noch zur Pflege) weniger von der Materialität der Software verändert worden (Abb. 6). Die Therapiedokumentation wurde als Ergänzung in die Software eingefügt, die primär für die Pflege konzipiert wurde, ist dadurch aber nun von allen anderen Professionen einsehbar. Hier müsste man nun bezogen auf einen Wandel kommunikativer Muster beobachten, ob sich beide Dokumentationsformen tatsächlich zukünftig mit weiterer Nutzung weiter voneinander entfernen (ausdifferenzieren) und ob das auch einen Einfluss auf die Wahrnehmung der Rollen und Zuständigkeit der verschiedenen Professionen für die gemeinsame Arbeit hat und so einen kulturellen Wandel mitbedingen wird.

Die beiden Beispiele zeigen im Vergleich, von wie vielen Einflussfaktoren kommunikativer und damit letztlich organisationaler und kultureller Wandel abhängig ist. Institutionelle und kulturelle Bedürfnisse sowie Normen und Werte haben Einfluss auf kommunikativen Wandel, der sich in Mustern der Sprachverwendung unter Nutzung oder Nicht-Nutzung von Affordanzen zeigt. Entsprechend spielt auch nicht unwesentlich die Materialität sprachlicher Zeichen und ihrer Umgebung selbst eine Rolle für kulturellen Wandel, deren Affordanzen sich unmittelbar darauf auswirken, wie die Materialität in der Kommunikation genutzt werden kann. Diese verschiedenen Faktoren und deren komplexe Wechselverhältnisse können damit in Summe wie hier gesehen ganz wesentlich zum Scheitern oder Gelingen ganzer Digitalisierungsprozesse beitragen.

5. Fazit

Anhand dreier Miniaturen aus unterschiedlichen zeitlichen und medialen Kontexten haben wir die komplexen Interdependenzen von Sprache und Kultur empirisch nachgezeichnet. Grundlegend für alle Analysen in diesem Beitrag ist eine kulturlinguistische Perspektive, die davon ausgeht, dass die Materialität und Medialität sprachlicher Zeichen, kommunikative Muster und Praktiken sowie Kulturen kommunikativer Gemeinschaften sich wechselseitig bedingen und hervorbringen. Solche Interdependenzen lassen sich besonders gut anhand kommunikativer, kultureller und/oder technischer Wandelprozesse nachzeichnen.

Anhand von diachronen Analysen der Textsortenprofile (Textsortenrepertoires, Textsortenfrequenz, Textsortennetze) der Schweizer «Tagesschau» (1968–2021) konnten kulturelle Wandelprozesse hin zu mehr Marktorientierung und neuen Formen der Inszenierung von Objektivität und Authentizität rekonstruiert werden. Am Beispiel der NZZ zeigt sich, dass ein medialer Wandel in der Nachrichtenbeschaffung langfristige Folgen zeitigt für die Organisation des Lektüreangebots, den stetig wachsenden Umfang der Zeitung sowie für die

redaktionelle Arbeit an sich. Dabei werden die Affordanzen der Telegraphie in unterschiedlicher Weise genutzt und hervorgehoben; wie dies geschieht, zeigt sich erst im Laufe der Nutzung und kann diachron variieren. Anhand eines technischen Wandelprozesses von Patientenakten in einer sozialmedizinischen Einrichtung konnte gezeigt werden, wie die Materialität sprachlicher Zeichen und deren Umgebung durch die Nutzung oder Nichtnutzung von Affordanzen den Wandel von kommunikativen Mustern und damit kommunikativen Kulturen mitbeeinflusst. Alle drei Beispiele belegen, dass Wandelprozesse nie nur auf einen einzigen Einflussfaktor zurückgehen und nicht immer linear verlaufen, sondern als ein komplexes Gefüge von materialem, kommunikativem und kulturellem Wandel zu rekonstruieren sind.

Literatur

- Adamzik, Kirsten: «Die Zukunft der Text(sorten)linguistik. Textsortennetze, Textsortenfelder, Textsorten im Verbund», in: Fix, Ulla/Habscheid, Stephan/Klein, Josef (Hgg.): *Zur Kulturspezifik von Textsorten*, Tübingen 2001 (Textsorten 3), 15–30.
- Adamzik, Kirsten: «Kulturwissenschaftliche Orientierung in der Textlinguistik», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*, Berlin, Boston 2016 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), 818–828.
- Auer, Peter: «Die Linguistik auf dem Weg zur Kulturwissenschaft», in: *Freiburger Universitätsblätter* 147, 39. Jg., März 2000, 55–68.
- Berg, Marc: «Practices of reading and writing: the constitutive role of the patient record in medical work», in: *Sociology of Health & Illness* 18 (4), 1996, 499–524.
- Berg, Marc/Bowker, Geoffrey: «The multiple bodies of the medical record: Toward a sociology of an artefact», in: *The Sociological Quarterly* 38 (3), 1997, 513–537.
- Bourdon, Jérôme: «Imperialism, self-inflicted? On the Americanization of television in Europe», in: Uricchio, William (Hg.): *We Europeans? Media, Representation, Identities*, London 2008, 93–108.
- Bubenhofer, Noah: «Serialität der Singularität: Korpusanalyse narrativer Muster in Geburtsberichten», in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 48 (2), 2018, 357–388.
- Burger, Harald/Luginbühl, Martin: *Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien*, Berlin, New York 2014.
- Buschauer, Regine (2013): «Telegraf», in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 2013, verfügbar unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/027831/2013-12-17/> [19.09.2021].
- Busse, Dietrich (2016): «Einführung: Kulturwissenschaftliche Orientierung in der Sprachwissenschaft», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*, Berlin, Boston 2016 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), 645–661.
- Boulus, Nina: *A Journey Into The Hidden Lives of Electronic Medical Records (EMRs): Action Research In The Making*, Burnaby 2010.

- Carlin, Andrew: «Pro forma arrangements: the visual availability of textual artefacts», in: *Visual Studies* 18 (1), 2003, 6–20.
- Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hgg.): *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, Berlin, Boston 2016 (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2016).
- Ehlich, Konrad: «Die Vertreibung der Kultur aus der Sprache», in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 2, 2006, 50–63.
- Ehlich, Konrad: «Dokumente und ihre Rolle in der institutionellen Kommunikation – eine linguistische Perspektive», in: Ehlich, Konrad (Hg.): *Sprache und sprachliches Handeln. Diskurs – Narration – Text – Schrift*, Bd. 3, Berlin, New York 2007, 191–204.
- Faulstich, Werner: *Medienwandel im Industrie- und Massenzeitalter (1830–1900)*, Göttingen 2004.
- Feilke, Helmuth: «Einführung: Sprache – Kultur – Wissenschaft», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*, Berlin, Boston 2016 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), 9–36.
- Fiehler, Reinhard/Barden, Birgit/Elstermann, Mechthild/Kraft, Barbara: *Eigenschaften gesprochener Sprache*, Tübingen 2004.
- Fix, Ulla: «Was heißt Texte kulturell verstehen? Ein- und Zuordnungsprozesse beim Verstehen von Texten als kulturellen Entitäten», in: Blühdorn, Hardarik/Breindl, Eva/Waßner, Ulrich H. (Hgg.): *Text-Verstehen. Grammatik und darüber hinaus*, Berlin, New York 2006 (Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 2005), 254–276.
- Fix, Ulla: «Kulturwissenschaftliche Orientierung in der Stilistik», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*, Berlin, Boston 2016 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), 770–782.
- Günthner, Susanne/Linke, Angelika: «Einleitung: Linguistik und Kulturanalyse. Ansichten eines symbiotischen Verhältnisses», in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 2, 2006, 1–27.
- Hanitzsch, Thomas: «Journalismuskultur: Zur Dimensionierung eines zentralen Konstrukts der kulturvergleichenden Journalismusforschung», in: *Medien & Kommunikationswissenschaft* 55 (3), 2007, 372–389.
- Hanitzsch, Thomas/Donsbach, Wolfgang: «Comparing Journalism Cultures», in: Esser, Frank/Hanitzsch, Thomas (Hgg.): *The Handbook of Comparative Communication Research*, London 2012, 262–275.
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang/Kato, Hiloko/Breitholz, Martina: *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*, Berlin 2017.
- Hauser, Stefan/Luginbühl, Martin: «Hybridisierung und Ausdifferenzierung. Einführende begriffliche und theoretische Anmerkungen», in: Hauser, Stefan/Luginbühl, Martin (Hgg.): *Hybridisierung und Ausdifferenzierung*, Frankfurt 2015, 7–30.
- Holly, Werner/Jäger, Ludwig: «Aspekte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Lin-*

- guistik als Kulturwissenschaft, Berlin, Boston 2016 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), 944–956.
- Hull, Matthew: «Documents and Bureaucracy», in: *Annual Review of Anthropology* 41, 2012, 251–267.
- Hutchby, Ian: «Technologies, Texts and Affordances», in: *Sociology* 35 (2), 2001, 441–456.
- Hutchby, Ian: «Communicative affordances and participation frameworks in mediated interaction», in: *Journal of Pragmatics* 72, 2014, 86–89.
- Impact: «TV-News: Der tägliche Blick in die Welt erhält ein frisches Gesicht», in: *Impact. Medien, Märkte, Macher. Das Magazin von Publisuisse*, September 2005, 4–5.
- Jäger, Ludwig: ««ein nothwendiges Uebel der Cultur». Anmerkungen zur Kulturwissenschaftlichkeit der Linguistik», in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 2, 2006, 28–49.
- Janich, Nina: «Intertextualität und Text(sorten)vernetzung», in: Janich, Nina (Hg.): *Textlinguistik. 15 Einführungen*, Tübingen 2019 (narr studienbücher), 169–188.
- Kämper, Heidrun: «Kulturwissenschaftliche Orientierung in der Lexikologie», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*, Berlin, Boston 2016 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), 737–747.
- Klein, Josef: «Intertextualität, Geltungsmodus, Texthandlungsmuster: Drei vernachlässigte Kategorien der Textsortenforschung – exemplifiziert an politischen und medialen Textsorten», in: Adamzik, Kirsten (Hg.): *Textsorten, Reflexionen und Analysen*, Tübingen 2000 (Textsorten 1), 31–44.
- Landbeck, Hanne: *Medienkultur im nationalen Vergleich: Inszenierungsstrategien von Fernsehnachrichten am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland und Frankreichs*, Tübingen 1991 (Medien in Forschung und Unterricht. Serie A 33).
- Lave, Jean/Wenger, Etienne: *Situated Learning. Legitimate peripheral participation*, New York 1991.
- Linke, Angelika: «Sprachgeschichte – Gesellschaftsgeschichte – Kulturanalyse», in: Henne, Helmut/Sitta, Horst/Wiegand, Herbert Ernst (Hgg.): *Germanistische Linguistik: Konturen eines Faches*, Tübingen 2003 (Reihe germanistische Linguistik 240), 25–65.
- Linke, Angelika: «Historische Semiotik des Leibes in der Kommunikation: Zur Dynamisierung von Körper und Sprache im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert», in: Deppermann, Arnulf/Linke, Angelika (Hgg.): *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*, Berlin, New York 2010 (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2010), 127–162.
- Linke, Angelika: «Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik», in: Wäghäll Nivre, Elisabeth/Kaute, Brigitte/Andersson, Bo/Landén, Barbro/Stoeva-Holm, Dessislava (Hgg.): *Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6.2009, Stockholm 2011 (Stockholmer Germanistische Forschungen 74)*, 23–44.
- Linke, Angelika: «Einführung: Kommunikation und Kulturalität», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kultur-*

- wissenschaft, Berlin, Boston 2016 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), 351–368.
- Luckmann, Thomas: «Kommunikative Gattungen im kommunikativen ‹Haushalt› einer Gesellschaft», in: Smolka-Koerdt, Gisela/Spangenberg, Peter/Tillmann-Bartylla, Dagmar (Hgg.): *Der Ursprung der Literatur*, München 1988, 279–288.
- Luginbühl, Martin: «Kulturalität und Translokaltät. Zur Frage nach einem translokalen Nachrichtenstil in Europa am Beispiel europäischer und amerikanischer Fernseh-nachrichten», in: *Bulletin suisse de linguistique appliquée* 87, 2008, 95–126.
- Luginbühl, Martin: «Die Stimme(n) der Tagesschau. Prosodie der Fernsehnachrichten-Präsentation als kulturelle Performanz», in: Bose, Ines/Schwiesau, Dietz (Hgg.): *Nachrichten schreiben, sprechen, hören. Forschung zur Hörverständlichkeit von Radionachrichten*, Berlin 2011, 353–373.
- Luginbühl, Martin: «Genre profiles and genre change: The case of TV news», in: Androusoyopoulos, Jannis (Hg.): *Mediatization and Sociolinguistic Change*, Berlin, New York 2014a (linguae & litterae), 305–330.
- Luginbühl, Martin: *Medienkultur und Medienlinguistik. Komparative Textsortenge-schichte(n) der amerikanischen ‹CBS Evening News› und der Schweizer ‹Tages-schau›*, Bern 2014b (Sprache in Kommunikation und Medien 4).
- Luginbühl, Martin: «Textsortengeschichte(n) als Kulturgeschichte», in: *Germanistik in der Schweiz* 11, 2014c, 9–40.
- Luginbühl, Martin: «Genre profiles as intermediate analytical level for cultural genre analysis», in: Artemeva, Natasha/Freedman, Aviva (Hgg.): *Genre Studies around the globe. Beyond the three traditions*, Winnipeg 2016, 251–274.
- Luginbühl, Martin: «Routinizing Communication», in: Cotter, Colleen/Perrin, Daniel (Hgg.): *The Routledge Handbook of Language and Media*, Milton Park, Abingdon, Oxon, New York 2017 (Routledge handbooks in linguistics), 461–474.
- Luginbühl, Martin: «Sprache und Kultur in der Kontrastiven Medienlinguistik: Vom Ländervergleich zur Analyse kulturell verdichteter Praktiken», in: Lenk, Hartmut E. H./Giessen, Hans W./Tienken, Susanne/Tiittula, Liisa (Hgg.): *Medienkulturen. Multi-modalität und Intermedialität*, Bern 2019, 23–52.
- Luginbühl, Martin: «O-Töne in Fernsehnachrichten im Spannungsfeld von Narration und Argumentation», in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 51, 2021, 203–228.
- Manzei, Alexandra: «Zur gesellschaftlichen Konstruktion medizinischen Körperwissens: die elektronische Patientenakte als wirkmächtiges und handlungsrelevantes Steuerungsinstrument in der (Intensiv-)Medizin», in: Keller, Reiner/Meuser, Michael (Hgg.): *Körperwissen*, Wiesbaden 2011, 207–228.
- Miller, Carolyn R.: «Genre as social action», in: *Quarterly Journal of Speech* 70, 1984, 151–167.
- Miller, Carolyn R.: «Genre Change and Evolution», in: Natasha Artemeva/Aviva Freedman (Hgg.): *Genre Studies around the Globe: Beyond the Three Traditions*, Kentucky 2015, 154–185.
- Orlikowski, Wanda J./Yates, JoAnne: «Genre Repertoire: The Structuring of Communi-cative Practices in Organizations», in: *Administrative Science Quarterly* 39, 1994, 541–574.
- Osterhammel, Jürgen: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009.

- Pentzold, Christian/Fraas, Claudia/Meier, Stefan: «Online-mediale Texte: Kommunikationsformen, Affordanzen, Interfaces», in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 41 (1), 2013, 81–101.
- Pick, Ina: «Patientenplanung und -dokumentation: schriftlich, mündlich, analog, digital», in: Tienken, Susanne/Hausner, Stefan/Lenk, Hartmut E. H./Luginbühl, Martin (Hgg.): *Methoden kontrastiver Medienlinguistik*, Frankfurt a. M. 2021, 179–194.
- Pick, Ina: «Der Einfluss der Medialität auf die Fallkonstitution in Patientenakten», in: *sprib* 3 (2), 2020, 160–185.
- Pick, Ina/Scarvaglieri, Claudio: «Sprachliches Handeln mit kleinen Texten», in: Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (Hgg.): *Kleine Texte*, Frankfurt 2021, 167–190.
- Pieper, Hans/Künzi, Kilian (Hgg.): *In 28 Minuten von London nach Kalkutta*, Zürich 2000.
- Risager, Karen: «Culture and Context: Overview», in: *The Encyclopedia of Applied Linguistics*, Chichester 2012, 1–4.
- Robbiani, Dario: «Tagesschau – Téléjournal – Telegiornale», in: *SRG* (Hg.): 40. Jahresbericht 1970, Bern 1970, 37.
- Schildhauer, Peter: *The Personal Weblog. A Linguistic History*, Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien 2016 (Hallesche Sprach- und Textforschung. *Language and Text Studies. Recherches linguistiques et textuelles* 14).
- Schlappner, Martin: «Zentralisierte oder dezentralisierte Organisation der ‹Tagesschau›?», in: *NZZ* 17.7.1971, 19.
- Schlappner, Martin: «Die Tagesschau DRS in neuer Gestalt», in: *NZZ* 3.1.1980, 32.
- Schröter, Juliane/Tienken, Susanne/Ilg, Yvonne: «Linguistische Kulturanalyse. Eine Einführung», in: Schröter, Juliane/Tienken, Susanne/Ilg, Yvonne/Scharloth, Joachim/Bubenhof, Noah (Hgg.): *Linguistische Kulturanalyse*, Berlin, Boston 2019 (Reihe *Germanistische Linguistik* 314), 1–27.
- Sharifian, Farzad: «Language and culture: overview», in: Sharifian, Farzad (Hg.): *The Routledge Handbook of Language and Culture*, New York 2015, 3–17.
- Smailagić, Vedad: «Diskurslinguistik im Dienste der Kulturwissenschaft am Beispiel der Bolognadiskurse in Deutschland und Bosnien-Herzegowina», in: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 8(1), 2017, S. 91–114.
- Storrer, Angelika: «Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation», in: Lehr, Andrea/Kammerer, Matthias/Konerding, Klaus-Peter/Storrer, Angelika/Thimm, Caja/Wolski, Werner (Hgg.): *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet*, Berlin, Boston 2001, 439–465.
- Storrer, Angelika: «Hypertextlinguistik», in: Janich, Nina (Hg.): *Textlinguistik. 15 Einführungen*, Tübingen 2019, 305–320.
- Sutter, Eva: «Chronik Tagesschau», 1998 verfügbar unter: http://memoriav.ch/wp-content/uploads/2014/12/chronik_tagesschau.pdf [29.9.2021].
- Tardy, Christine M./Swales, John M.: «Genre analysis», in: Schneider, Klaus/Barron, Anne (Hgg.): *Pragmatics of Discourse*, Berlin 2014, 165–1887.
- Theobald, Tina: *Presse und Sprache im 19. Jahrhundert. Eine Rekonstruktion des zeitgenössischen Diskurses*, Berlin 2012.
- Tienken, Susanne: «Muster – kulturanalytisch betrachtet», in: Dürscheid, Christa/Schneider, Jan Georg (Hgg.): *Handbuch Satz, Äußerung, Schema*, Berlin 2015a (Handbücher Sprachwissen), 464–484.

- Tienken, Susanne: «Neue Medien, neue Formate? Hybridisierung als Aspekt sozialen Wandels», in: Hauser, Stefan/Luginbühl, Martin (Hgg.): *Hybridisierung und Differenzierung. Kontrastive Perspektiven linguistischer Medienanalyse*, Bern 2015b (Sprache in Kommunikation und Medien 7), 41–56.
- Varpio, Lara: *Mapping the Genres of Healthcare Information Work. An Interdisciplinary Study of the Interactions Between Oral, Paper, and Electronic Forms of Communication*, Waterloo 2006.
- Vikkelsø, Signe: «Subtle Redistribution of Work, Attention and Risks: Electronic Patient Records and Organisational Consequences», in: *Scandinavian Journal of Information Systems* 17 (1), 2005, 3–30.
- von Waldkirch, Tobias: ««daß auch für gediegenen Unterhaltungsstoff in erhöhtem Maße gesorgt ist» – Lesepublikum und Rubrikenrepertoire im 19. Jahrhundert am Beispiel der NZZ (1858, 1868/69, 1878)», in: Tienken, Susanne/Hauser, Stefan/Lenk, Hartmut E. H./Luginbühl, Martin (Hgg.): *Methoden kontrastiver Medienlinguistik*, Frankfurt a.M. 2021, 259–273.
- Weidacher, Georg: «Massenbettelbriefe als Knoten in multidimensionalen Textsortennetzen», in: Pappert, Steffen/Michel, Sascha (Hgg.): *Multimodale Kommunikation in öffentlichen Räumen. Texte und Textsorten zwischen Tradition und Innovation*, Stuttgart 2018 (Perspektiven germanistischer Linguistik), 43–61.
- Zillien, Nicole: «Das Affordanzkonzept in der Mediensoziologie», in: *Sociologia Internationalis* 46, 2008, 161–181.

Was ist Kulturlinguistik? Eine Antwort in fünf Thesen, durch drei Beispiele und mit einer Frage

Juliane Schröter

Wenn ich mit einer Einführungsveranstaltung in die germanistische Linguistik beginne, frage ich die Studierenden gern danach, welche Rolle Sprache in ihrem Leben spielt: Wie wichtig ist Sprache für ihr Leben generell? Und wofür haben sie Sprache an dem jeweiligen Tag schon gebraucht? Meist laufen die Antworten mehrheitlich oder einhellig darauf hinaus, dass Sprache unverzichtbar für uns ist und dass wir sie fast permanent und überall zu allen möglichen Zwecken gebrauchen. Ohne Sprache wüssten wir sehr wenig über ferne Länder, über vergangene Epochen, aber auch über die nächste Volksabstimmung oder darüber, was unser:e beste:r Freund:in letztes Wochenende gemacht hat. Und ohne Sprache könnten wir kaum mit unseren Mitbewohnenden zusammenleben, mit unseren Kolleg:innen ein Projekt umsetzen oder mit unseren Familien gute und schlechte Momente teilen.

Ich kann diesen Antworten nur zustimmen: Ohne Sprache hätten wir einen Zugang zur Welt und zu den Menschen darin, der so schmal wäre, dass man sich ihn kaum vorstellen kann. Wenn unsere Sprache aber so entscheidend für unseren Zugang zur Welt und zu den Menschen darin ist, müsste die Analyse dieser Sprache dann nicht eine ähnlich grosse Bedeutung haben? Ich bin überzeugt davon, dass es so ist – weil wir über die Analyse unserer Sprache und unseres Sprachgebrauchs unseren Zugang zur Welt und zu den Menschen darin erkennen, beschreiben und verstehen können.

Nichts anderes ist der Kerngedanke der Kulturlinguistik, so wie ich sie verstehe. Die Kulturlinguistik oder, wie ich sie häufiger nenne, die *kulturanalytische Linguistik* untersucht die Sprache und den Sprachgebrauch grösserer Gruppen, und sie versucht, dadurch Einsichten in etwas zu gewinnen, das jenseits des Sprachlichen liegt. Die Analyse von Sprachlichem dient ihr zur Analyse von Kulturellem. In diesem Beitrag möchte ich mein Verständnis von Kulturlinguistik bzw. kulturanalytischer Linguistik näher erklären. Mein Beitrag hat nicht den Anspruch darzulegen, was Kulturlinguistik bzw. kulturanalytische Linguistik generell ist oder sein könnte, wie die Ausdrücke bisher in Publikationen verwendet worden sind und sich zu anderen verhalten, welche Wege die kulturlinguistische bzw. kulturanalytisch-linguistische Forschung bisher gegangen ist oder noch gehen könnte. Dies ist an anderer Stelle bereits getan worden (vgl. vorrangig Überblickspublikationen wie Schröter 2014, Busse 2016, Czachur 2018 oder Schröter/Tienken/Ilg 2019). Dem Wunsch der Herausgebenden dieses Sonderheftes entsprechend, einen Überblick über die verschiedenen Positionen der Kulturlinguistik in der Schweiz zu geben, stelle ich vielmehr meine individuelle Auf-

fassung von Kulturlinguistik dar.¹ Diese stimmt freilich – das möchte ich betonen – in wesentlichen Punkten mit Angelika Linkes Konzeption von kulturanalytischer Linguistik überein und ist von dieser angeregt worden (vgl. dazu grundlegende Veröffentlichungen wie z. B. Linke 2003, Linke 2011, Linke 2018). Im Folgenden versuche ich, meine Auffassung von kulturanalytischer Linguistik in möglichst einfachen Worten und mit möglichst vielen Beispielen zu erklären, damit unmittelbar verständlich wird, wie man entsprechende kulturanalytische linguistische Untersuchungen anlegen und durchführen könnte. Die subjektive Perspektive und die Bemühung um einen einfachen Stil führen dazu, dass der Text zum Teil essayistische Züge trägt.

Was ich unter kulturanalytischer Linguistik verstehe, erläutere ich zunächst anhand von fünf Thesen. Anschliessend möchte ich mit drei exemplarischen Untersuchungen zeigen, wie sich diese theoretischen Thesen in die Praxis der empirischen Forschung umsetzen lassen. Zum Abschluss werfe ich schliesslich noch eine Frage auf, deren Beantwortung nach meiner Einschätzung für die zukünftige Entwicklung der kulturanalytischen Linguistik bzw. Kulturlinguistik besonders wichtig ist. Da meine eigene Forschung im Bereich der kulturanalytischen Linguistik bisher zwar nicht nur, aber vorrangig eine diachrone und/oder historische war, steht die diachrone bzw. historische Perspektive im Vordergrund.

1. Fünf Thesen

Meine Antwort auf die Frage, was kulturanalytische Linguistik ist, gebe ich zunächst in fünf theoretischen Thesen:

1. Die kulturanalytische Linguistik fragt nach der kulturellen Signifikanz von Sprache und Sprachgebrauch.

Die kulturanalytische Linguistik interessiert sich für die kulturelle Bedeutsamkeit von sprachlichen Phänomenen. Sie fragt danach, was anhand von Sprache und Sprachgebrauch über diese hinaus erkennbar ist.

Der Bereich, in dem die kulturanalytische Linguistik die Bedeutsamkeit des jeweils untersuchten sprachlichen Phänomens sucht, ist das Kulturelle. Auch wenn das *Kulturelle* für sie folglich ein heuristischer Begriff ist und man nicht genau sagen kann, was er alles umfasst, ist der Begriff doch keineswegs völlig unbestimmt: Das Kulturelle ist aus kulturlinguistischer Perspektive stets etwas Menschliches, das heisst, an Menschen gebunden und von ihnen hervorgebracht; es ist immer etwas Kollektives, das heisst, es wird von grösseren Grup-

¹ Ich kann deshalb nicht verhindern, im weiteren Text einiges von dem zu wiederholen, was ich in anderen Beiträgen, insbesondere in Schröter 2014 und Schröter/Tienken/Ilg 2019, bereits ausgeführt habe.

pen getragen; und es ist durchweg etwas Kontingentes, das heisst, es ist nicht universell, nicht in allen menschlichen Gemeinschaften gleich. Auch das Sprachliche selbst gehört natürlich der Sphäre des Kulturellen an. Nach ausführlichen theoretischen Auseinandersetzungen in den letzten Jahrzehnten scheint es mir heute selbstverständlich zu sein, dass Sprache auch kulturell geprägt ist und deshalb als kulturelles Phänomen betrachtet werden kann (zu verschiedenen Kulturbegriffen und zum Verhältnis der Begriffe *Sprache*, *Kommunikation* und *Kultur* vgl. weiterführend z. B. Günthner/Linke 2006, Linke 2008, Feilke 2016, Holly/Jäger 2016, Linke 2016 sowie zahlreiche weitere Beiträge zu Jäger et al. (Hgg.) 2016).

Nach dieser zugegebenermassen groben Bestimmung des Kulturellen könnte man in Erwägung ziehen, statt von *kultureller Signifikanz* von *gesellschaftlicher Signifikanz* und statt von *kulturanalytischer Linguistik* von *gesellschaftsanalytischer Linguistik* zu sprechen. Dagegen lässt sich allerdings einwenden, dass der Ausdruck *gesellschaftlich* auch nicht unmissverständlicher als der Ausdruck *kulturell* ist. Als weiterer Nachteil kommt hinzu, dass *gesellschaftlich* zumindest in der Alltagssprache häufig im Sinne von *auf der Ebene eines Landes, eines Staates* verwendet wird und damit unpassende Assoziationen wecken könnte. Wenn dem Adjektiv *kulturell* somit der Vorzug gegeben wird, dann schliesst das selbstverständlich nicht aus, dass auch dieses Missverständnisse generieren kann – z. B. das Missverständnis, es seien damit die Künste und der Kulturbetrieb bzw. Ethnien oder gar als homogen imaginierte Völker gemeint. Von allen denkbaren Möglichkeiten scheint *kulturell* aber doch die am wenigsten nachteilige zu sein.

Worin könnte die kulturelle Signifikanz oder Bedeutsamkeit eines sprachlichen Phänomens nun konkret bestehen – z. B. die eines Wortes, einer grammatischen Konstruktion oder auch einer Textsorte? Die kulturelle Bedeutsamkeit oder Signifikanz eines solchen Phänomens könnte beispielsweise darin liegen, dass es ein Konzept, eine Kategorisierung oder Typisierung, auch eine Einstellung (im Sinne einer Überzeugung oder Denkweise; einer Beurteilung oder Bewertung; und/oder einer Neigung oder Disposition) oder gar eine Umgangs- bzw. Vorgehensweise repräsentiert und konstruiert, das resp. die in einer grösseren menschlichen Gruppe üblich ist.

Im Rahmen einer kulturlinguistischen Studie könnte man etwa, um ein erstes Beispiel zu geben, nach der kulturellen Signifikanz von *jö* fragen (manchmal auch *jöö* geschrieben). Dabei handelt es sich um eine Interjektion, die in der Schweiz und Österreich gebräuchlich ist (vgl. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.) 2021a). Die Interjektion lässt sich nicht ohne Weiteres ins Standarddeutsche übersetzen, wie es in Deutschland gebraucht wird. Ein typischer Deutschschweizer Verwendungskontext der Interjektion wäre: «Jö, so herzlich!» als Ausruf angesichts eines Babys oder Tierkinds. Verwendungskontexte dieser Art zeigen, dass *jö* eine Reaktion auf etwas zum Ausdruck bringt, das mit der Reaktion zugleich als niedlich beurteilt wird – als Entzücken

und Empathie erweckend, aber auch als klein, schwach und hilflos oder zumindest als nicht ganz ernst zu nehmen. Auch als Wortbildungsmittel wird *jö* in den letzten Jahren regelmässig gebraucht, z. B. wenn in den Medien vom «Jöö-Effekt» oder «Jöö-Alarm» die Rede ist, den Tierkinder in Zoos, besonders kleine Autos oder auch mehrere kleine Kinder mit ihrem Vater auslösen (vgl. dazu die einfache Eingabe der Stichwörter in eine der gängigen Internetsuchmaschinen). *Jö* lässt sich zudem ironisch einsetzen, beispielsweise wenn jemand mit den Worten «Jö, der Arme!» deutlich macht, dass sie oder er für die Probleme des anderen kein Verständnis hat. Als Hypothese zur kulturellen Signifikanz der Interjektion *jö* liesse sich in einer kulturlinguistischen Studie formulieren, dass *jö* einen ganz bestimmten, kulturell bedingten Reaktions- und Beurteilungstyp einerseits zum Ausdruck bringt, ihm andererseits aber auch zur Existenz verhilft oder zumindest seine Verbreitung und Fortdauer unterstützt. Hinter dem zuletzt genannten Aspekt stünde die Überlegung, dass der regelmässige, usuelle Gebrauch der Interjektion *jö* den damit bezeichneten Reaktions- und Beurteilungstyp für die Kommunizierenden verfügbar hält und es dadurch möglich oder sogar wahrscheinlich wird, dass die Kommunizierenden mit dieser Interjektion auf ein passendes Einstellungsobjekt reagieren. Damit zugleich aber würden sie ihre eigene, zunächst noch vage und nicht genauer bestimmte Einstellung als eine von der Art interpretieren und erleben, die üblicherweise mit *jö* kodiert wird.

Der letzte Punkt ist sehr wichtig: Die kulturalanalytische Linguistik geht nicht nur davon aus, dass sprachliche Phänomene Konzepte, Kategorisierungen, Typisierungen, Einstellungen oder Umgangs- bzw. Vorgehensweisen lediglich zum Ausdruck bringen. Sie nimmt auch und gerade an, dass sie diese hervorbringen, bestärken, ändern, ggf. gar schwächen oder verschwinden lassen. Die kulturalanalytische Linguistik hat somit eine repräsentationistische und zugleich konstruktivistische Sichtweise auf das Verhältnis von Sprachlichem, Mentalem und anderweitig Sozialem bzw. Kulturellem. Diese Sichtweise verbindet sie mit vielen anderen Forschungsrichtungen der germanistischen Linguistik, die im weiteren Sinne einen Kultur- und Gesellschaftsbezug haben, etwa mit der Diskurslinguistik, Politolinguistik, Soziolinguistik, Medienlinguistik, Pragmatik, aber auch z. B. mit der soziopragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Die kulturalanalytische Linguistik betont dabei besonders, dass Sprache und Sprachgebrauch nicht nur konstruktive Effekte haben können, die einzelne Situationen betreffen, sondern dass diese, wenn sie immer wieder auftreten, auch darüber hinausgehen und auf die kollektiv-kulturelle Ebene durchschlagen können.

2. Die kulturalanalytische Linguistik arbeitet empirisch basiert, methodisch differenziert und theoretisch informiert.

Die kulturalanalytische Linguistik untersucht konkrete, beobachtbare sprachliche Phänomene. Infrage kommen sprachliche Phänomene aller, und zwar wirklich

aller Art: Phänomene der Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphematik, Morphologie, Lexik, Phraseologie, Syntax, des Textes und Gesprächs; semantische, pragmatische und syntaktische Phänomene; Phänomene in verschiedenen Diskursen, Kommunikationsformen, Medien, multimodale Phänomene usw. Die kulturalanalytische Linguistik geht davon aus, dass all diese Phänomene kulturell bedeutsam sein können. Kulturelle Signifikanz kann ihr zufolge also sowohl sprachlich ‹Grossem› und Auffälligem wie Textsorten und Diskursen als auch sprachlich ‹Kleinem› und Unscheinbarem wie Besonderheiten der Schreibung oder Partikeln zukommen. Dies ist ein wichtiger Unterschied zwischen der Diskurs- und der kulturalanalytischen Linguistik. Die kulturalanalytische Linguistik betrachtet *alle* sprachlichen Phänomene als *potenziell* kulturell bzw. gesellschaftlich signifikant, nicht nur Diskurse. Eine bislang weder empirisch noch theoretisch beantwortete Frage ist allerdings, ob auch *alle* sprachlichen Phänomene *tatsächlich* kulturell signifikant sind.

Dass die kulturalanalytische Linguistik empirisch basiert arbeitet, gilt auch dann, wenn sie einen Gegenstand wie z. B. eine grammatische Kategorie wählt, der traditionell eher dem Bereich der Sprache im Sinne eines abstrakten Systems als dem Bereich des Sprachgebrauchs zugeordnet wird. Der Grund dafür ist, dass Sprache im Sinne abstrakter Strukturen und Kategorien für die kulturalanalytische Linguistik einzig aus konkretem Sprachgebrauch hervorgeht, also streng genommen nichts anderes als eine Abstraktion aus lauter einzelnen, empirischen Äußerungen darstellt. Folglich muss Sprache im Sinne abstrakter Strukturen und Kategorien ebenfalls in Form solcher Äußerungen untersucht werden.

Dabei macht die kulturalanalytische Linguistik von unterschiedlichen linguistischen Methoden Gebrauch. Sie bildet keine eigene Methode, was übrigens ein wichtiger Grund dafür sein dürfte, dass es bis heute keine *Einführung in die kulturalanalytische Linguistik* gibt. Allenfalls lässt sie sich als eine Art ‹Meta-Methode› beschreiben: Die kulturalanalytische Linguistik stützt sich nämlich auf bereits existierende Methoden, die für das jeweils gewählte sprachliche Phänomen zuständig sind, z. B. auf die der Lexik, der Morphologie, der Pragmatik, der Diskurslinguistik, der Medienlinguistik usw. Sie nutzt deren Konzepte und Vorgehensweisen zur Beschreibung ihres Gegenstands. Das bedeutet, dass die kulturalanalytische Linguistik sich mit vielen existierenden Teildisziplinen oder Forschungsrichtungen der Linguistik kombinieren und an diese anschließen lässt. Nach der genauen Beschreibung des gewählten sprachlichen Phänomens mit den einschlägigen linguistischen Methoden kann zusätzlich die Frage nach dessen kultureller Signifikanz gestellt werden. Die kulturalanalytische Linguistik stellt also genau genommen eine zusätzliche, weitergehende Untersuchungsperspektive dar, die im Anschluss an die sorgfältige Deskription eines sprachlichen Gegenstands eingenommen werden kann, aber nicht muss.

Die Ermittlung der kulturellen Signifikanz oder Bedeutsamkeit eines sprachlichen Phänomens ist nicht immer einfach, zumal sie Deutung oder Inter-

pretation voraussetzt. Deshalb macht es sich die kulturalanalytische Linguistik zur Aufgabe, die dazu verwendeten theoretischen Annahmen und Begriffe besonders genau zu reflektieren und dabei nicht hinter dem Reflexionsstand anderer Forschungsrichtungen zurückzubleiben. Das kann bedeuten, die Überlegungen zur repräsentativen und vor allem konstruktiven Kraft von Sprache und Sprachgebrauch genau zur Kenntnis zu nehmen, die in Forschungsrichtungen wie der Textlinguistik, Gesprächsanalyse, Diskurslinguistik oder Soziostilistik angestellt worden sind. Ebenso kann es heissen, sich sprachtheoretische Klassiker, insbesondere solche zum sprachlichen Konstruktivismus, anzueignen (etwa die Texte von Wilhelm von Humboldt, Ernst Cassirer, Erving Goffman, Michel Foucault, Thomas Luckmann, Peter Ludwig Berger u. a.). Und schliesslich kann es natürlich auch darauf hinauslaufen, sich in neuere theoretische Entwicklungen in anderen Fächern, z. B. in der Literaturwissenschaft, der Geschichte oder der Soziologie, einzuarbeiten, in erster Linie in solche, die sich mit der kommunikativ-semiotischen Konstruktion von Kulturellem beschäftigen. In der Regel werden diese theoretischen Auseinandersetzungen weniger in der einfachen Übernahme von Annahmen und Begriffen resultieren als in deren kritischer Weiterentwicklung. Als Beispiel dafür lässt sich der Begriff der *Praktik* anführen, der nach intensiven Diskussionen vor allem in der Soziologie in den letzten Jahren zusehends von der Linguistik, und zwar gerade auch von der kulturalanalytischen, adaptiert und modifiziert worden ist (vgl. dazu primär Deppermann/Feilke/Linke (Hgg.) 2016). Im Bereich der theoretischen Reflexion der kulturkonstruktiven Kraft von Sprache und Sprachgebrauch kann die kulturalanalytische Linguistik unter Berücksichtigung ihrer empirischen Arbeit auf alle Fälle noch viel Neues hervorbringen.

3. *Die kulturalanalytische Linguistik fokussiert sprachliche Muster und beachtet auch Formen stark.*

Die kulturalanalytische Linguistik geht normalerweise von Serien von Äusserungen aus und sucht nach musterhaften Auffälligkeiten darin. Da die kulturalanalytische Linguistik das Kulturelle als etwas Kollektives, von einer grösseren Gruppe Getragenes bestimmt, muss Sprachliches – abgesehen von Ausnahmen, über die noch genauer nachzudenken wäre – aus ihrer Sicht reihenweise oder sogar massenhaft in vergleichbaren Kontexten auftreten, um kulturell bedeutsam sein zu können. Es muss innerhalb der jeweiligen grösseren Gruppe weithin bekannt oder sogar allgemein üblich sein. Freilich gibt es in der kulturalanalytischen Linguistik keine relative oder absolute Häufigkeit, ab der man eine Auffälligkeit als musterhaft einstuft. Die Identifikation von Mustern ist Aufgabe der:s jeweiligen Forschenden, wobei selbstverständlich maschinelle Unterstützung in Anspruch genommen werden kann. Sprachliche Muster, die ganz unterschiedlich ausfallen können, lassen sich mithin sowohl durch das verstehende Lesen von Serien von Textausschnitten, ganzen Texten oder multimodalen Kommunikaten auffinden

als auch durch die korpuslinguistische Ermittlung von Kollokationen, Clustern, n-Grams u. Ä. darin (zu Mustern und Musterhaftigkeit aus kulturlinguistischer Sicht vgl. ausführlicher z. B. Bubenhofer 2009, Tienken 2015).

Die kulturalanalytische Linguistik interessiert sich nicht nur für sprachliche Muster semantischer, inhaltlicher oder funktionaler Art, sondern auch und gerade für formale, formbasierte Muster. Sprachliche Formen können aus Sicht der kulturalanalytischen Linguistik kulturell signifikant sein, weshalb Formulierungsdetails grundsätzlich sehr genau beachtet werden. Nicht nur *was*, sondern auch *wie* etwas geäußert wird, ist von Interesse – beispielsweise, welche Wörter verwendet werden, welche grammatischen Kategorien zum Einsatz kommen oder welche Besonderheiten im Bereich der Suprasegmentalia oder der Typographie auffallen (für eine Diskussion des Verhältnisses von Stil und Kultur, die sich hier unmittelbar anschliesst, vgl. z. B. Linke 2009).

Wieder sei ein konkretes Beispiel gegeben: Aus Sicht der kulturalanalytischen Linguistik ist es ein grosser Unterschied, ob die Kommunizierenden einer grösseren Gruppe im Normalfall *um Verzeihung bitten* oder *sich entschuldigen*. Zwar handelt es sich beide Male um Formulierungsmuster, die funktional und sprechakttheoretisch gesehen dazu eingesetzt werden können, die jeweils sprechende oder schreibende Person zu «ent-kulpabilisieren», sie also moralisch zu entlasten und ihr Verhältnis zur adressierten Person dadurch wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Mit den beiden Formulierungsmustern gehen aber unterschiedliche Zuständigkeitszuschreibungen einher: Im ersten Fall liegt es bei der adressierten Person, die geäußerte Bitte zu gewähren. Für das Zustandekommen der moralischen Entlastung sind also zwei Personen zuständig. Im zweiten Fall hingegen führt die sprechende oder schreibende Person mit ihrer Äusserung allein den von ihr gewünschten Zustand herbei. Für das Zustandekommen der Entlastung ist somit lediglich eine Person notwendig. Die klare Präferenz einer dieser Formulierungsmuster in einer grösseren Gruppe wäre aus Sicht der kulturalanalytischen Linguistik kulturell signifikant, weil sie unterschiedliche Umgangsweisen mit Kulpabilität und deren Aufhebung repräsentieren wie auch konstruieren würde.

4. Die kulturalanalytische Linguistik tendiert zum Vergleich.

Die kulturalanalytische Linguistik setzt nicht immer, aber oft verschiedene Serien von Äusserungen in Bezug zueinander. Sie fragt nach den wiederkehrenden Gemeinsamkeiten und Unterschieden von zwei oder mehr Serien von Textauschnitten, ganzen Texten oder multimodalen Kommunikaten. So vergleicht sie z. B. Sprachdaten aus verschiedenen Zeiten, Medien, Sprachen oder Varietäten. Durch solche diachronen, medialen oder interlingualen Vergleiche fallen kulturell bedingte und signifikante sprachliche Muster auf, die ohne Vergleich unbedmerkt bleiben könnten. Vergleiche helfen zudem dabei, das Vorkommen der

aufgefundenen Muster einschätzen zu können, das heisst, ihre zeitliche, mediale, räumliche und sonstige soziale Ausdehnung zu bestimmen.

Um kulturellen Wandel aufzuspüren, bieten sich diachrone Vergleiche an. Mit diachronen Vergleichen kann die kulturanalytische Linguistik sprachliche Muster entdecken, die sich im Laufe der Zeit verändert haben. Aus dem Wandel der sprachlichen Muster wiederum kann sie auf kulturelle Veränderungen schliessen – sei es auf langfristige, abgeschlossene Veränderungen oder auch auf zeitgenössische, noch laufende. Im ersteren Fall kann die kulturanalytische Linguistik das Gewordensein bestimmter Aspekte einer Lebenswelt aufzeigen und damit das Verständnis einer grösseren Gruppe (einer Gesellschaft) von sich selbst erweitern. Im letzteren Fall kann die kulturanalytische Linguistik Hypothesen über aktuelle (gesellschaftliche) Tendenzen und Trends aufstellen (für eine Argumentation in dieser Richtung vgl. bereits Linke 2000, zur Sprachgeschichte als Kulturgeschichte generell vgl. jüngst vor allem Spieß/Tienken 2019).

Um nochmals ein Beispiel zu bringen: Ein Vergleich von Äusserungen über Schwangerschaften aus den letzten Jahren zeigt, dass in letzter Zeit immer öfter nicht mehr nur von drei Schwangerschaftstrimestern die Rede ist, womit die Schwangerschaftsmonate eins bis drei, vier bis sechs und sieben bis neun gemeint sind. Vielmehr wird zunehmend auch ein *viertes Trimester* erwähnt. Mit diesem – eigentlich paradoxen – Ausdruck werden normalerweise die ersten zwölf Wochen nach der Geburt des Kindes bezeichnet, in der sich auch die Mutter an die neue Situation anpassen muss und zahlreichen körperlichen und seelischen Veränderungen unterworfen ist. Dafür, dass der Ausdruck *viertes Trimester* noch neu ist, spricht unter anderem, dass er in den klassischen Zeitungskorpora der deutschen Sprache noch kaum anzutreffen ist (vgl. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.) 2021b, Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (Hg.) 2021), in Internetbelegen hingegen nicht selten mit Anführungszeichen markiert oder mit Erklärungen versehen vorkommt. Für die kulturanalytische Linguistik ist dieses veränderte sprachliche Muster – die Erhöhung der Trimesterzahl von drei auf vier – potenziell kulturell signifikant: Als Hypothese liesse sich formulieren, dass die zunehmende Rede vom *vierten Trimester* ein verändertes Konzept von *Schwangerschaft* repräsentiert und konstruiert. Es gäbe demnach einen Trend dazu, Schwangerschaft nicht mehr als die Phase zu begreifen, in der sich eine befruchtete Eizelle, ein Embryo oder Fötus im Bauch einer Frau befindetet, sondern vielmehr als die Phase, in der sich eine Frau aufgrund der zu erwartenden oder erfolgten Geburt eines Kindes physisch und psychisch stark verändert. Damit könnte eine gesellschaftliche Tendenz verbunden sein, Schwangerschaft und Geburt im Sinne des Feminismus stärker von den Frauen her zu denken als bisher und dementsprechend die Herausforderungen für die Mütter mehr als zuvor zu berücksichtigen.

5. Die kulturalanalytische Linguistik kann der Bedeutung der Linguistik insgesamt zugutekommen.

Nach den bisherigen Ausführungen liegt es auf der Hand, dass die kulturalanalytische Linguistik die Reputation und den Stellenwert der Linguistik fördern kann. Sie kann zu Erkenntnissen führen, die über Sprachliches hinausreichen und damit für einen grösseren Personenkreis jenseits der Linguistik interessant und relevant sind, z. B. für Forschende anderer Disziplinen, für Studierende, aber auch für Medienschaffende und deren Publikum. Wie schon in der Einleitung angesprochen, lässt sich mithilfe der kulturalanalytischen Linguistik der massiv sprachgebundene Zugang zur Welt und zu den Menschen darin erkennen, beschreiben und verstehen, der unsere eigene(n) oder auch andere soziale Gruppe(n) kennzeichnet.

Über die Analyse der entsprechenden sprachlichen Phänomene und zugehörigen Muster kann oder könnte sich die kulturalanalytische Linguistik zu allen grossen überzeitlichen und aktuellen Fragen und Gegenständen äussern: zu Geburt und Tod, zu Liebe und Hass, zu Frieden und Krieg ebenso wie zu Klimawandel, Feminismus, Migration, Europa oder Viruskrankheiten. Dies gilt, obwohl die kulturalanalytische Linguistik sich – im Gegensatz zu vielen Ausprägungen der Diskurslinguistik – keineswegs vorrangig der Untersuchung von Äusserungen über bestimmte Themen widmet. Der Zugriff auf Fragen und Gegenstände wie die genannten erfolgt in der kulturalanalytischen Linguistik weniger über thematisch relevante Äusserungen und Texte als über das, was im Kontext von z. B. Geburt, Tod, Liebe, Hass usw. sprachlich *getan* wird: über Gattungen und Textsorten, über Sprachakte und Praktiken, über Wörter und Phrasenologismen.

Ähnlich wie die Angewandte Linguistik kann die kulturalanalytische Linguistik damit der noch immer verbreiteten öffentlichen Einschätzung entgegenwirken, die Linguistik sei normalerweise strukturbezogen, abstrakt und lebensfremd. Da Stellen, Forschungsprojekte und Infrastrukturen gemeinhin eher für Fächer finanziert werden, die von Politiker:innen und Steuerzahlenden für sinnvoll und relevant gehalten werden, könnte die kulturalanalytische Linguistik Positives für die Linguistik in all ihren Ausprägungen bewirken – wenn es ihr denn gelingt, das Bild der Linguistik in der Öffentlichkeit in ihrem Sinne zu verändern.

2. Drei Beispiele

Ich möchte nun an drei Untersuchungsbeispielen zeigen, wie sich die vorgestellten theoretischen Thesen in die Praxis der empirischen Forschung umsetzen lassen. Bei den drei Beispielen handelt es sich um drei Studien, die alle diachron und z. T. auch historisch ausgerichtet sind. Sie betreffen drei ganz unterschiedli-

che sprachliche Phänomene: einen Phraseologismus, einen Sprechakttyp und eine Textsorte.

Die erste Studie mit dem Titel *«Gefühlte Wirklichkeit»: Versuch der korpuspragmatisch-kulturanalytischen Untersuchung eines neueren Phraseologismus* (Schröter 2019) betrifft einen lexikalisch teilspezifizierten Phraseologismus. Man kann den Phraseologismus so wiedergeben: *gefühlte/n/m/r/s (evtl. weiteres Wortmaterial) SUBSTANTIV*. Typische Ausprägungen des Phraseologismus sind etwa «gefühlte 18 Grad», «gefühlte Niederlage», «gefühlte drei Stunden», «gefühltes Alter» usw. Der Phraseologismus besteht, genauer gesagt, aus dem Partizip II *geföhlt*, das als Adjektivattribut eines Substantivs verwendet wird, welches ein traditionell als objektiv geltendes, zu messendes, nachzuweisendes Phänomen bezeichnet.

Die empirische Basis der Studie bilden mehrere grössere Korpora des Deutschen: zum einen das Deutsche Referenzkorpus (DeReKo) des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (IDS), zum anderen zwei Korpora des Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache (DWDS) der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW), und zwar das Kernkorpus des 20. Jahrhunderts und das Korpus der Wochenzeitung *Die Zeit*. Untersucht wurden die Korpora mit phraseologischen und korpuspragmatischen Methoden, wobei zur Ermittlung der Veränderung sprachlicher Muster die Korpusdaten aus den verschiedenen Jahren und Jahrzehnten miteinander verglichen wurden. Als sprachliches Muster zeigt sich in den Korpora zunächst der Phraseologismus selbst, dessen zunächst nur vermutete Existenz damit bestätigt wird. Trotz älterer Einzelbelege entsteht der Phraseologismus offenbar unter Einfluss der Erwähnung *geföhlt*er *Temperaturen* in den Wetternachrichten Mitte der 1990er Jahre, denn ab dann ist er reihenweise und weithin nachweisbar. Bei der Auswertung von Serien von Belegen mit dem Phraseologismus wird ein spezielleres sprachliches Muster ersichtlich. Bei diesem tritt ein Nomen zwischen *gefühlte/n/m/r/s* und das Bezugsnomen, so etwa in «gefühlte 1000 Kilometer». Die Bedeutung von *geföhlt* im Phraseologismus lässt sich ausgehend von den Korpusbelegen als «empfunden, wahrgenommen, verspürt» beschreiben. Ab dem Jahr 2000 kann zudem bei einem kleineren Anteil der Belege die engere Bedeutung «wider besseres Wissen empfunden, wahrgenommen, verspürt» ausgemacht werden.

Die genaue Beschreibung des gewählten Phraseologismus anhand dieser und weiterer Muster ermöglicht anschliessend die Frage nach dessen kultureller Signifikanz. Dem Phraseologismus kommt offensichtlich die kommunikative Funktion zu, die (inter)subjektive Empfindung dessen in den Vordergrund zu rücken, was normalerweise mit standardisierten Verfahren «objektiv» gemessen oder nachgewiesen wird. Damit macht der Phraseologismus deutlich, dass die subjektive und die «objektive» Realität nicht deckungsgleich sein müssen. Sein Aufkommen und seine Verbreitung deuten folglich darauf hin,

dass es ein kollektives Bedürfnis nach der kommunikativen Kenntlichmachung, Akzentuierung und Aufwertung der subjektiven Einschätzung und Wahrnehmung gegenüber dem objektiv Messbaren und Nachweisbaren gibt. Dieses Bedürfnis wiederum könnte man auf eine zunehmende Einsicht in die persönliche, gesellschaftliche und politische Relevanz des subjektiven Erfahrens und Erlebens als einstellungs- und verhaltenssteuernde Kraft zurückführen. Mit der Entwicklung des Phraseologismus gerinnt diese Einsicht zu einer einfach verfügbaren kommunikativen Form, einem sprachlichen Versatzstück. Der fortgesetzte Einsatz dieses Versatzstückes in der alltäglichen Kommunikation könnte die Einsicht auf beiläufige Weise bestärken und bestätigen. (Schröter 2019, 107)

Wenn die Analyse weiterer sprachlicher oder auch anderer kultureller Phänomene diese Überlegungen bestätigte, wären sie sicherlich auch für Personen ausserhalb der Linguistik relevant. Ich denke hier idealtypisch an Politiker:innen oder auch an Mitarbeitende von Qualitätsmedien, die es gewohnt sind, sich bei ihren Entscheidungen, Darstellungen bzw. Argumentationen auf Statistiken, Messungen, Tests usw. stützen, die aber zusehends beobachten, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen diesen Daten keinen Glauben mehr schenken.

Im Zentrum der zweiten Studie, *Ratschläge in Ratgebern: Eine pragmatische und kulturanalytische Untersuchung von <Angst-Ratgebern> aus den letzten Jahrzehnten* (Schröter 2022), steht der Sprechakttyp des Ratschlages. Unter Bezug auf die existierende Forschungsliteratur, vor allem aber auf Wörterbücher, wird der Ratschlag in dieser Studie bestimmt als ein «direktiver Typ illokutionärer Akte, bei dem eine Person (oder eine Organisation) einer anderen Person (oder mehreren anderen) vermittelt, was sie oder er in der Zukunft im eigenen Interesse tun soll (oder sollen)» (Schröter 2022, 52).

Das Korpus der Studie besteht aus 18 Ratgebern gegen Angst, die in den letzten vier Jahrzehnten in deutscher Sprache erschienen sind. Da in den Büchern normalerweise zu jedem inhaltlich bestimmten Schritt gegen Angst (z. B. sich mit dem Angstauslöser zu konfrontieren, nicht auf die Angst zu reagieren, Entspannungstechniken zu lernen etc.) mehrere oder gar zahlreiche Ratschläge erteilt werden, wurden aus jedem Ratgeber die Ratschläge zu fünf verschiedenen Schritten extrahiert. Diese wurden anschliessend mit pragmatischen, semantischen und grammatischen Kategorien auf ihre Formulierung hin analysiert. Miteinander kontrastiert wurden dann die ausgewerteten Ratschläge der insgesamt sechs Ratgeber aus den 1980er und 1990er Jahren, die der sechs Ratgeber aus den 2000er Jahren und die der sechs Ratgeber aus den 2010er Jahren. Durch die Zeit hindurch lassen sich zum einen Muster der expliziten Formulierung von Ratschlägen erkennen: Diese enthalten mindestens einen Ausdruck, aus dessen Semantik hervorgeht, dass etwas sein soll oder nicht sein soll. Hierzu gehören etwa Formulierungen mit Modalverben («Sie müssen», «Sie können» usw.), mit Imperativen bzw. Aufforderungsformen («versuchen Sie», «bekämpfen Sie» etc.) oder mit Prädikativen («ist sinnvoll», «ist sehr wichtig» u. Ä.).

Zum anderen zeigen sich Muster der impliziten Formulierung von Ratschlägen: Dabei handelt es sich vorrangig um Fragen, die entweder rhetorischer Art oder darauf angelegt sind, die Leserschaft zum Nachdenken zu bewegen, und zudem um Behauptungen positiver Folgen einer Handlung, die darauf schliessen lassen, dass zu dieser Handlung geraten wird. Der quantifizierende diachrone Vergleich der drei Teilkorpora macht deutlich, dass sich der Anteil der verschiedenen Formulierungsmuster verändert: Ratschläge mit Formulierungen wie «Sie müssen» oder «der Patient muss» nehmen ab, und Selbiges gilt für Ratschläge mit Prädikativen. Auch Ratschläge mit Imperativen bzw. Aufforderungsformen werden insgesamt weniger beliebt. Demgegenüber nehmen Ratschläge mit *können* und *sollen* zu. Häufiger werden auch explizite Ratschläge, die mit einem Heckenausdruck, also einem *hedge* wie *vielleicht* oder *manchmal*, abgeschwächt sind, und implizit als Frage formulierte Ratschläge.

Aus dem Wandel der sprachlichen Muster lässt sich auf kulturelle Veränderungen schliessen: Generell lässt er sich so verstehen, dass für Ratschläge mit der Zeit Formulierungen bevorzugt werden, die die jeweils adressierte Person weniger stark unter Druck setzen, den Ratschlag zu befolgen. Das kann bedeuten, dass der mit Ratschlägen verbundene «Anspruch, mehr zu wissen als die Adressierten und diese dementsprechend steuern oder leiten zu dürfen, [...] weniger deutlich gemacht [wird]» (Schröter 2022, 63). Dies wiederum könnte einer weiterreichenden kommunikativen Tendenz geschuldet sein und auch zugutekommen, und zwar der Tendenz, Statusgefälle zu verbergen und abzubauen, Statusgleichheit hingegen in den Vordergrund zu rücken und zu fördern. Allerdings sind durchaus auch andere Interpretationen des Wandels der sprachlichen Muster möglich, von denen hier nur noch eine erwähnt sei: «Man könnte behaupten, dass [...] eher Formulierungsmuster gebraucht werden, die Akzeptanz und Respekt gegenüber abweichenden Sichtweisen der adressierten Person zu erkennen geben» (Schröter 2022, 64). Dies liesse sich als Indikator und Faktor dafür ansehen, dass verschiedene Lebenswirklichkeiten und die unterschiedlichen Probleme, Ziele und Handlungsspielräume, die diese mit sich bringen, stärker beachtet und anerkannt werden. Somit zeichnet sich ab, dass eine kulturlinguistische Analyse von Ratschlägen auf die Spur übergreifender kultureller Entwicklungstendenzen wie etwa dem verstärkten Interesse an Gleichberechtigung oder auch der grösseren Offenheit für Pluralität führen kann, die sich durchaus mit anderen sprachgeschichtlichen Forschungsergebnissen verbinden lassen. Auffälligerweise handelt es sich um Tendenzen, die in der ausgedehnten soziologisch-kulturwissenschaftlichen Forschung zum Ratgeben und zur Beratung bislang nicht im Vordergrund gestanden haben. Diese hat eher das Ratgeben bzw. die Beratung selbst als Trend aufgefasst und diesen Trend beispielsweise mit der Tendenz zu Selbstoptimierung, Responsibilisierung oder Therapeutisierung in Verbindung gebracht (vgl. exemplarisch Traue 2010, Maasen et al. (Hgg.) 2011).

Als drittes Beispiel, das ich ausführlicher vorstelle, dient mir die Studie *Taufzettel: Zur Geschichte einer fast vergessenen Textsorte im 18. und 19. Jahrhundert in der Schweiz* (Schröter 2016). Sie beschäftigt sich mit der Textsorte der Taufzettel, manchmal auch *Patenzettel*, *Patentbriefe* oder *Taufbriefe* genannt. Bei Taufzetteln handelt es sich um anfänglich rein handschriftliche, später grösstenteils gedruckte und mit handschriftlichen Ergänzungen versehene Bögen, die anlässlich einer Taufe von einem:r Pate:n an den jeweiligen Täufling verschenkt werden (für ein Beispiel vgl. Abbildung 1). Die Hauptfunktionen von Taufzetteln sind, dem Täufling etwas Gutes zu wünschen, ein Geschenk für sie oder ihn zu sein und zugleich die Taufe bzw. Patenschaft zu bezeugen. Taufzettel kommen seit dem Ende des 16. Jahrhunderts auf und geraten schliesslich im frühen 20. Jahrhundert wieder ausser Gebrauch. Die Textsorte ist – nach dem bisherigen Kenntnisstand – hauptsächlich eine des deutschsprachigen Raums, wobei sie in ihrer Nutzungszeit zwar geschlechts- und schichtübergreifend, vorrangig aber im Protestantismus verwendet wird.

Das empirische Material, das der Studie zugrunde liegt, besteht aus 150 gedruckten Schweizer Taufzetteln, die je eine andere deutschsprachige Druckvorlage repräsentieren (vor allem Holzschnitte und Lithographien). Die Jahre der belegten Erstverwendung der Druckvorlagen erstrecken sich von 1794 bis 1873. In diesem Korpus wurde mit textlinguistischen Methoden nach gleichbleibenden und sich verändernden sprachlichen Mustern gesucht. Die aufgefundenen sprachlichen Muster wurden für alle drei Drittel des Untersuchungszeitraums ausgezählt und dann in ihrer relativen Häufigkeit miteinander verglichen. Als konstantes sprachliches Muster lassen sich zunächst fünf Textbausteine ausmachen, die die oben genannten Hauptfunktionen von Taufzetteln bestätigen. Bei den Textbausteinen handelt es sich erstens um die *Überschrift* oder den Titel, zweitens um *gute Wünsche* für den Täufling, drittens um die *Autorisierung* oder Widmung der Wünsche durch die oder den Pate:n, viertens um die *Taufbezeugung* oder -bestätigung durch sie oder ihn und fünftens um *zusätzliche gute Wünsche*. Zu diesen Textbausteinen treten nicht-sprachliche Bildelemente. Zwar weisen nicht alle Taufzettel alle Textbausteine auf, eine eindeutige diachrone Zunahme oder Abnahme, ein neues Aufkommen oder Verschwinden einzelner Bausteine ist jedoch nicht zu erkennen. Die sprachlichen Muster, die die einzelnen Textbausteine intern kennzeichnen, ändern sich demgegenüber deutlich. Im Textbaustein der Überschrift taucht mit der Zeit der Wortbestandteil *erinner* neu auf, es heisst also z. B. «Zur Erinnerung». In den guten Wünschen wird allmählich weniger Gott angeredet und um Wohlwollen für den Täufling gebeten, sondern eher der Täufling angesprochen und als zuständig für ihre oder seine Zukunft dargestellt; auch wird weniger auf christliche Dogmen zur Taufe wie z. B. die Vergebung der Sünden durch die Taufe referiert, sondern mehr auf das zukünftige Leben des Täuflings verwiesen; für dieses werden zusehends gerade bürgerliche Tugenden (Pflichtgefühl, Einsatz, Leistung usw.) angemahnt. In der



Abb. 1: Taufzettel (Holzschnitt mit Typendruck), 16×16 cm, abgebildetes Exemplar 1799 verwendet. Besitzende Institution: Rittersaalverein/Schlossmuseum Burgdorf, Abbildung aus: Weber 1991, 45. Die handschriftlichen Ergänzungen (kursiv) lauten im ganzen Satz zitiert: «Dieses wünschet dein allergetreuste_ Tauf *Zeuge* ~~anna bürcki~~ *anna bürcki* Dieses kind ist zu gros höchsteden ge tauf Den 25 Tag *augst* im Jahr 1799 Bist du worden getauft, Durchs Blut Jesu theuer erkauf».

Autorisierung nehmen über die Jahre hinweg Formulierungen mit den Morphem *herz* und *lieb* zu. Und in der Autorisierung wie in der Taufbezeugung scheint vermehrt ein Platz für den Namen des Täuflings vorgesehen worden zu sein. Dabei wird die Gestaltung der Taufzettel aufs Ganze gesehen variantenreicher.

Basierend auf der Charakterisierung der Schweizer Taufzettel mithilfe dieser und weiterer Muster(veränderungen) lässt sich über deren kulturelle Signifikanz nachdenken. Aus dem Musterwandel kann man zunächst einen Funktions-

wandel der Taufzettel ableiten. Auch wenn die Hauptfunktionen – dem Täufling etwas Gutes zu bringen und die Taufe bzw. Patenschaft zu beurkunden – gleich bleiben, wandelt sich die Textsorte doch. Taufzettel erweisen sich zunächst als eine äusserst starre, streng regulierte Textsorte, die primär in ein religiöses Ritual eingebunden ist und in diesem Kontext Gottes Wohlwollen für den Täufling erreichen soll. Mit der Zeit werden sie zu einer zumindest etwas freier und persönlicher gestalteten Textsorte, die stärker auf die Beziehung zwischen Pate und Täufling ausgerichtet ist und in diesem Rahmen sowohl als ein Andenken an die Taufe als auch der Erziehung des Täuflings in Sinne bürgerlicher Werte dienen soll. Daraus lässt sich weitergehend auf eine Veränderung des Beziehungstyps der Patenschaft schliessen:

Der Wandel der untersuchten Textsorte lässt sich als Ausdruck davon und als Beitrag dazu werten, dass der Beziehungstyp der Patenschaft trotz seiner stabilen Grundfunktion mit der Zeit weniger eng an das Taufritual und an religiöse Vorstellungen gekoppelt und vielmehr durch einen persönlichen, emotionalen Bezug des Paten zum Patenkind und durch die Begleitung des Patenkindes in der Entwicklung gekennzeichnet ist (Schröter 2016, 162).

Doch auch andere, ergänzende Deutungen sind möglich:

Zum einen kann der Wandel als Teil der Geschichte moralischer Werte verstanden werden. Er illustriert, auf welch zahlreichen, mitunter abseitigen diskursiven Wegen der Wert der Gottgefälligkeit durch Werte ersetzt wird, die – plakativ gesagt – der bürgerlich-kapitalistischen Lebensweise entsprechen und vielfach bis heute gültig sind. [...]

Zum anderen lässt sich der Wandel der Taufzettel als Teil der Geschichte von Erinnerungspraktiken auffassen. Er weist auf eine Kultivierung von Erinnerung im Rahmen eines dynamischen Verständnisses von Biographien als Entwicklungen über lange Zeit hinweg hin (Schröter 2016, 164).

Die möglichen Deutungen können hier nur mittels weniger Zitate angerissen werden. Doch wird hoffentlich auch damit deutlich, dass die Ergebnisse einer kulturlinguistischen Analyse von Taufzetteln für die Forschenden anderer Fächer interessant sein können, zumal sie sich von deren Ergebnissen stützen lassen. Infrage kommen hier etwa Forschende der Sozial- und Religionsgeschichte, die sich mit der Entwicklung der Taufe und der Patenschaft beschäftigen, Soziolog:innen und Historiker:innen, die sich mit dem Wandel von Werten auseinandersetzen, oder Zeit- und Biographieforschende verschiedener Disziplinen, die sich der Veränderung von Zeit- und Lebenslaufkonzepten widmen.

Die drei hier vorgestellten Studien haben offensichtlich ganz unterschiedliche sprachliche Phänomene zum Gegenstand. Mit einem Phraseologismus, einem Sprechakttyp und einer Textsorte beziehen sie sich jedoch alle auf Einheiten, die in der Linguistik gemeinhin als relativ stark von <sprachexternen> Fakto-

ren beeinflusst gelten. Insofern liegt es nahe, gerade solche Einheiten kulturanalytisch zu untersuchen (vgl. entsprechende Analysen wie Luginbühl 2014, Tienken 2017). Grundsätzlich lässt sich jedoch auch mit anderen sprachlichen Einheiten kulturlinguistisch arbeiten, wie etwa onomastisch und grammatisch basierte Studien gezeigt haben (vgl. exemplarisch Nübling 2019, Schuster 2019).

3. Eine Frage

Wenn ich Kolleg:innen von der Université de Genève treffe, die ich noch nicht gut kenne, fragen sie mich gern nach meinen linguistischen Forschungsschwerpunkten. Ich versuche dann zu erklären, dass kulturanalytische Linguistik bzw. Kulturlinguistik dazu gehört. Das ist aber nicht so einfach. Die Schwierigkeiten beginnen schon damit, dass es keine etablierte französische Bezeichnung für die Forschungsrichtung gibt. Wenn ich dann *faute de mieux* von *linguistique culturelle* spreche, sagt das meinen Gesprächspartner:innen in der Regel gar nichts. Manchmal entsteht sogar das Missverständnis, ich beschäftige mich mit interkultureller Kommunikation.

Die fehlende französische Bezeichnung ist natürlich nur das Symptom eines tieferliegenden Problems: Die kulturanalytische Linguistik ist ausserhalb der germanistischen Linguistik nahezu unbekannt. Sie ist wesentlich innerhalb der germanistischen Linguistik entstanden, und zwar nicht zuletzt in der Schweiz. Dies zeigen die hier zitierten Beiträge wie auch natürlich dieses Themenheft als Ganzes. Zwar wird die kulturanalytische Linguistik gegenwärtig keineswegs nur im deutschsprachigen Raum betrieben, wie an den Hochschulorten der Mitglieder des Netzwerks *KULI – Kulturbezogene und kulturanalytische Linguistik* ersichtlich ist (vgl. KULI (Hg.) 2021). Linguistische Kolleg:innen, die sich nicht mit der deutschen Sprache beschäftigen, kennen die Forschungsrichtung dagegen in der Regel nicht. Bezeichnend für diesen Zustand ist z. B., dass das englischsprachige *Routledge handbook of language and culture* (Sharifian (Hg.) 2014) die Hauptvertretenden der kulturanalytischen Linguistik nicht erwähnt, geschweige denn, dass sie zum Handbuch beigetragen hätten.

Die Frage, mit der ich meinen Beitrag abschliessen möchte, lautet daher: Wie kann der kulturanalytischen Linguistik bzw. Kulturlinguistik der Brückenschlag in andere Sprachräume gelingen? Die Antwort auf diese Frage ist meines Erachtens für die zukünftige Entwicklung der Kulturlinguistik besonders wichtig – zumal aus der Perspektive der mehrsprachigen Schweiz. Die Antwort auf die Frage kann sicherlich nicht sein, dass die Forschenden der germanistischen Kulturlinguistik nun vorrangig auf Englisch zu publizieren beginnen. Dies würde die Bedeutung des Deutschen als Wissenschaftssprache und damit die Bedeutung des Forschungsgegenstandes der germanistischen kulturanalytischen Linguistik schwächen. Gangbare Pisten für die Zukunft könnten dagegen etwa eine Publi-

kation mit Übersetzungen von kulturlinguistischen Schlüsseltexten und die Gründung einer kulturlinguistischen Zeitschrift oder Publikationsreihe sein, die auch nicht-deutschsprachige Texte akzeptiert. Attraktiv könnte darüber hinaus ein englisch- oder französischsprachiges Handbuch sein, das verschiedene Forschungstraditionen der germanistischen Linguistik vorstellt, die in anderssprachigen Linguistiken nicht in derselben Weise existieren. Neben der Kulturlinguistik gibt es ja noch verschiedene weitere, vor allem pragmatisch orientierte und gesellschaftsbezogene Forschungsrichtungen, wie z. B. die Politolinguistik oder die Textlinguistik, die ausserhalb der germanistischen Linguistik nicht in derselben Form und im selben Ausmass profiliert sind. Und schliesslich könnte auch eine Publikation interessant sein, die aus der entgegengesetzten Perspektive angelegt ist – eine Publikation also, die die unterschiedlichen kultur- und gesellschaftsbezogenen linguistischen Forschungsrichtungen präsentiert, die sich in verschiedenen einzelsprachbezogenen Linguistiken bisher entwickelt haben.

Literatur

- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.): «Jö», in: DWDS: Der deutsche Wortschatz von 1600 bis heute, 2021a, verfügbar unter: <https://www.dwds.de/wb/j%C3%B6> [17.09.2021].
- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.): «Korpora im DWDS», in: DWDS: Der deutsche Wortschatz von 1600 bis heute, 2021b, verfügbar unter: <https://www.dwds.de/r> [17.09.2021].
- Bubenhofner, Noah: Sprachgebrauchsmuster: Korpuslinguistik als Methode der Diskurs und Kulturanalyse (Sprache und Wissen 4), Berlin 2009.
- Busse, Dietrich: «Einführung: Kulturwissenschaftliche Orientierung in der Sprachwissenschaft», in: Jäger, Ludwig et al. (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation: Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), Berlin 2016, 646–661.
- Czachur, Waldemar: «Kulturwissenschaftlicher Denkstil in der germanistischen Linguistik: Motivationen, Beharrungstendenzen und Entwicklungsrichtungen», in: Andersen, Christiane/Fix, Ulla/Schiewe, Jürgen (Hgg.): Denkstile in der deutschen Sprachwissenschaft: Bausteine einer Fachgeschichte aus dem Blickwinkel der Wissenschaftstheorie Ludwik Flecks (Philologische Studien und Quellen 265), Berlin 2018, 137–166.
- Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hgg.): Sprachliche und kommunikative Praktiken (Institut für Deutsche Sprache: Jahrbuch 2015), Berlin 2016.
- Feilke, Helmuth: «Einführung: Sprache – Kultur – Wissenschaft», in: Jäger, Ludwig et al. (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation: Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), Berlin 2016, 9–36.
- Günthner, Susanne/Linke, Angelika: «Einleitung: Linguistik und Kulturanalyse. Ansichten eines symbiotischen Verhältnisses», in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 34, 2006, 1–27.

- Holly, Werner/Jäger, Ludwig: «Aspekte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik», in: Jäger, Ludwig et al. (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation: Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), Berlin 2016, 944–956.
- Jäger, Ludwig et al. (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation: Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), Berlin 2016.
- KULI (Hg.): «Mitglieder», in: KULI: Kulturbezogene und kulturanalytische Linguistik, 2021, verfügbar unter: <https://liri.linguistik.uzh.ch/kulturlinguistik/mitglieder> [17.09.2021].
- Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (Hg.): Deutsches Referenzkorpus. Archiv der Korpora geschriebener Gegenwartssprache 2021-I (Release vom 02.02.2021), 2021, verfügbar unter: <https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/> [17.09.2021].
- Linke, Angelika: «Kulturhistorische Linguistik», in: Deppermann, Arnulf/Reineke, Silke (Hgg.): Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext (Germanistische Sprachwissenschaft um 2020 3), Berlin 2018, 347–383.
- Linke, Angelika: «Einführung: Kommunikation und Kulturalität», in: Jäger, Ludwig et al. (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation: Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 43), Berlin 2016, 351–368.
- Linke, Angelika: «Signifikante Muster: Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik», in: Wäghäll Nivre, Elisabeth et al. (Hgg.): Begegnungen: Das 8. Nordisch-baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6.2009 (Stockholmer germanistische Forschungen 74), Stockholm 2011, 23–44.
- Linke, Angelika: «Stil und Kultur», in: Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hgg.): Rhetorik und Stilistik: Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. 2. Bd. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 31.2), Berlin 2009, 1131–1144.
- Linke, Angelika: «Kommunikation, Kultur und Vergesellschaftung: Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Kommunikation», in: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig M. (Hgg.): Sprache – Kognition – Kultur: Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung (Institut für Deutsche Sprache: Jahrbuch 2007), Berlin 2008, 24–50.
- Linke, Angelika: «Sprachgeschichte – Gesellschaftsgeschichte – Kulturanalyse», in: Henne, Helmut/Sitta, Horst/Wiegand, Herbert E. (Hgg.): Germanistische Linguistik: Konturen eines Faches (Reihe Germanistische Linguistik 240), Tübingen 2003, 25–65.
- Linke, Angelika: «Informalisierung? Ent-Distanzierung? Familiarisierung? Sprach-(gebrauchs)wandel als Indikator soziokultureller Entwicklungen», in: Der Deutschunterricht: Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung 52, 2000, H. 3, 66–77.
- Luginbühl, Martin: Medienkultur und Medienlinguistik: Komparative Textsortengeschichte(n) der amerikanischen «CBS Evening News» und der Schweizer «Tagesschau» (Sprache in Kommunikation und Medien 4), Bern 2014.
- Maasen, Sabine et al. (Hgg.): Das beratene Selbst: Zur Genealogie der Therapeutisierung in den «langen» Siebzigern (1800–2000: Kulturgeschichten der Moderne 7), Bielefeld 2011.

- Nübling, Damaris: «Onomastische Kulturanalyse: Was uns die Muster ostfriesischer Personennamen über die ostfriesische Kultur berichten (könnten)», in: Schröter, Juliane et al. (Hgg.): Linguistische Kulturanalyse (Reihe Germanistische Linguistik 314), Berlin 2019, 111–138.
- Schröter, Juliane: «Ratschläge in Ratgebern: Eine pragmatische und kulturanalytische Untersuchung von <Angst-Ratgebern> aus den letzten Jahrzehnten», in: Hennig, Mathilde/Niemann, Robert (Hgg.): Ratgeben in der spätmodernen Gesellschaft: Ansätze einer linguistischen Ratgeberforschung (Stauffenburg Linguistik 122), Tübingen 2022, 47–68.
- Schröter, Juliane: «<Gefühlte Wirklichkeit>: Versuch der korpuspragmatisch-kulturanalytischen Untersuchung eines neueren Phraseologismus», in: Linguistik online 2019, 96, 93–114.
- Schröter, Juliane/Tienken, Susanne/Ilg, Yvonne: «Linguistische Kulturanalyse: Eine Einführung», in: Schröter, Juliane et al. (Hgg.): Linguistische Kulturanalyse (Reihe Germanistische Linguistik 314), Berlin 2019, 1–27.
- Schröter, Juliane: «Taufzettel: Zur Geschichte einer fast vergessenen Textsorte im 18. und 19. Jahrhundert in der Schweiz», in: Schuster, Britt-Marie/Holtfreter, Susan (Hgg.): Textsortenwandel vom 9. bis zum 19. Jahrhundert: Akten zur internationalen Fachtagung an der Universität Paderborn vom 9.–13.06.2015 (Berliner sprachwissenschaftliche Studien 32), Berlin 2016, 135–168.
- Schröter, Juliane: «Analyse von Sprache als Analyse von Kultur: Überlegungen zur kulturanalytischen Linguistik am Beispiel des Wandels von Briefschlüssen im 19. und 20. Jahrhundert», in: Benitt, Nora et al. (Hgg.): Kommunikation – Korpus – Kultur: Ansätze und Konzepte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik (Giessen contributions to the study of culture 11), Trier 2014, 25–45.
- Schuster, Britt-Marie: «*Meines Vaters Haus* und *des Trainers Credo*: Eine kulturanalytische Untersuchung pränominaler Genitivattribute», in: Schröter, Juliane et al. (Hgg.): Linguistische Kulturanalyse (Reihe Germanistische Linguistik 314), Berlin 2019, 195–218.
- Sharifian, Farzad (Hg.): The Routledge handbook of language and culture, London 2014.
- Spieß, Constanze/Tienken, Susanne: «Editorial: Sprachgeschichte als Kulturgeschichte – revisited», in: LiLi: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 49, 2019, 163–173.
- Tienken, Susanne: «Beziehungskonstitutive Gattungen. Soziale Vergemeinschaftung am Beispiel von Stammbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts», in: Linke, Angelika/Schröter, Juliane (Hgg.): Sprache und Beziehung (Linguistik: Impulse und Tendenzen 69), Berlin 2017, 359–384.
- Tienken, Susanne: «Muster: Kulturanalytisch betrachtet», in: Dürscheid, Christa/Schneider, Jan Georg (Hgg.): Handbuch Satz, Äußerung, Schema (Handbücher Sprachwissen 4), Berlin 2015, 464–484.
- Traue, Boris: Das Subjekt der Beratung: Zur Soziologie einer Psycho-Technik, Bielefeld 2010.
- Weber, Konrad: Berner Taufzettel: Funktionen und Formen vom 17. bis 19. Jahrhundert, Wabern-Bern 1991.

Digitale Kulturlinguistik: Digitalität als Gegenstand und Methode

Noah Bubenhofer, Daniel Knuchel, Larissa Schüller

1. Kulturlinguistik goes digital – einleitende Bemerkungen

Die Idee, eine *Digitale Kulturlinguistik* zu vertreten, erscheint im Zeitalter der Digitalität als völlig selbstverständlich und gleichzeitig total unterspezifiziert. Soll das Adjektiv *digital* eine Variante der *Methoden* der Kulturlinguistik ausdrücken oder geht es vielmehr darum, *digitale Kultur* kulturlinguistisch zu untersuchen?

Sowohl als auch, wobei ein engeres Verhältnis zwischen den beiden Lesarten besteht, als man auf den ersten Blick annehmen mag: 1) Digitale Methoden, auf die wir im Folgenden genauer eingehen werden, sind sicher eine interessante Möglichkeit für kulturalanalytische Untersuchungen generell. 2) Wenn wir uns jedoch für *digitale Kultur* interessieren, gilt es das Verhältnis von digitaler *Methode* und digitalem *Untersuchungsgegenstand* genauer zu überdenken. 3) Schliesslich verstehen wir unter *digitalen Methoden* mehr als die Anwendung eines digitalen Werkzeugkastens auf digitalisierte oder nativ-digitale Daten – vielmehr können digitale Methoden mit ihrer Digitalität ein heuristisches Instrument werden, ähnlich wie dies beispielsweise im Zuge des *iconic turn* für Bildlichkeit behauptet wird: Dort soll es nicht darum gehen, «Bilder zu verstehen, sondern die Welt *durch* Bilder zu verstehen» (Bachmann-Medick 2006, 350; vgl. ferner Bubenhofer 2019). Ähnlich versuchen wir, Welt *durch* Digitalität zu verstehen und nicht nur, digitale Welt zu verstehen.

Das Interesse der Kulturlinguistik an musterhaftem sprachlichem Handeln (vgl. Einleitung) führt zum Entdecken verfestigter Formen an der sprachlichen Oberfläche. Dies eröffnet methodologisch gesehen interessante Möglichkeiten: Musterhaftigkeit ist etwas, was empirisch und quantitativ gemessen werden kann – nicht nur als simples Auszählen und mit einem eingeeengten Blick auf Häufiges, sondern differenziert als Erkennen von Typik und Auffälligkeit in Relation zu Erwartetem, wie das beispielsweise statistische Assoziationstests leisten. Während nun seit längerem mit vielen korpuslinguistischen Arbeiten mit einem Fokus auf Texte ein umfangreicher Methodenapparat für solche Analysen¹ ent-

1 Ein grosser Teil unserer bisherigen kulturlinguistisch grundierten Forschung hat sich insbesondere mit der Erarbeitung und Verfeinerung dieses statistisch grundierten und mit digitalen Elementen versehenen Methodenapparates – wir kommen nochmals auf das «digital» bei «digitalen Methoden» zurück – beschäftigt. Diese Vorarbeiten sind von zentraler Bedeutung, um überhaupt Fragen nach dem Verhältnis von Digitalität, Sprache und Kultur aufwerfen zu können. Wir verzichten aber an dieser Stelle auf eine ausführliche Rekapitulation (vgl. zu diesem Methodenapparat auch Buben-

wickelt wurde, ergeben sich jüngst mit den Fortschritten im Machine Learning, aber auch der immer breiteren Verfügbarkeit von digitalen Daten, neue Möglichkeiten. Es weitet sich die Methodenpalette zur Analyse von Typizität von Sprachgebrauch, es wird aber auch zunehmend einfacher, Bild, Audio, Video, aber auch digitale Gebrauchsspuren in komplexere Analysen zu integrieren. Darauf werden wir im Folgenden anhand eines Beispiels eingehen.

Mit den *digitalen Gebrauchsspuren* und den *digitalen Daten* klingt nun aber ein Thema an, das unserer Ansicht nach ganz besondere Auswirkungen auf das Verständnis von Kulturlinguistik haben sollte, vor allem, wenn wir die Tragweite der Digitalisierung und ihre Folgen für die Gesellschaft beachten (vgl. dazu auch weiter unten). Es stellen sich dabei eine Reihe von Fragen: Wie hängen Digitalität und Gesellschaft bzw. Kultur zusammen? Was sind die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen digitalen und analogen Daten, zwischen digitalen und analogen Methoden? Welche Formen von Handeln sind auf digitalen Plattformen zu beobachten und handelt es sich dabei um sprachliches Handeln? Wie kann Kultur verstanden werden, wenn Digitalität als heuristisches Instrument eingesetzt wird – auch für nicht-digitale Kultur? Und welche Konsequenzen hat dies alles für die Theorie und Methodologie der Kulturlinguistik?

Wir plädieren dafür, dass solche Fragen nur angegangen werden können, wenn «digitale Kulturlinguistik» mit der oben dargestellten Trias von Aspekten des Verhältnisses zwischen digitalen Methoden und digitaler Kultur reflektiert wird. Und diese Fragen sind derart komplex, dass wir sie hier nur skizzieren und hoffentlich zeigen können, dass sie die Kulturlinguistik als Forschungsfeld stark beeinflussen und daher eingehender diskutiert werden müssen. Wir wollen zudem zeigen, wie wir in unterschiedlichen Projekten diese methodologischen und theoretischen Auswirkungen der Digitalität angehen und untersuchen.

2. Theoretisches Fundament einer digitalen Kulturlinguistik

Angelika Linke sieht in den Konzepten der Praxis (bzw. der Praktiken) und der Dialogizität mit Recht fundamentale Aspekte zu einem Verständnis von Kultur und Kommunikation (Linke 2016). Der Fokus auf die Praktiken, und damit auf Körperlichkeit, Materialität und Räumlichkeit, behauptet in soziologischer Lesart etwa bei Reckwitz (2003) zunächst eigentlich die Relativierung der Bedeutung von Sprache für Kulturtheorien:

hofer 2009; Bubenhofer/Scharloth 2014; Bubenhofer 2017; Knuchel 2019; Knuchel/Bubenhofer 2020; Knuchel 2021; Knuchel i. V.), da wir zwar durch die Reflexion digitaler Aspekte und von Digitalität im Rahmen der Entwicklung von und der Arbeit mit diesen Methoden begonnen haben, Digitalität in einem weiteren Sinn zu denken. Aber die stärker theoretische Auseinandersetzung mit Digitalität ist an neuere noch laufende Projekte gebunden, die hier z. T. auch vorgestellt werden.

Sie [= die Praxistheorie] kritisiert jene Tendenz zu einer Identifizierung des Sozialen mit selbstreproduzierenden Zeichensystemen, wie sie die ‹textualistischen› Ansätze der Kulturtheorie betreiben, und erkennt in ihr eine weitere Form der ‹Intellektualisierung› des Sozialen (Reckwitz 2003, 298).

In der linguistischen Relektüre wird jedoch deutlich, dass es nicht sinnvoll ist, eine Opposition zwischen (nichtsprachlichen) Praktiken und Sprachgebrauch zu konstruieren, und dass stattdessen Sprachgebrauch immer bereits als eingebettet in körperliche Praktiken gedacht werden muss (Linke 2016, 357). Diese Forderung bringt nun sehr textorientierte Teildisziplinen wie die Korpuspragmatik oder die korpuslinguistische Diskursanalyse (Bubenhofer 2009; Bubenhofer/Scharloth 2013; Felder et al. 2011) in die Bredouille. Meist werden dort umfangreiche Textkorpora auf sprachliche Muster hin untersucht; die Basis bilden häufig Zeitungstexte, da diese vergleichsweise gut archiviert, meist sogar digitalisiert und somit für die Analyse gut zugänglich sind (vgl. z. B. Knuchel 2019). Es bleibt also zu fragen, wie Perspektiven der Praxistheorie besser in eine korpuspragmatische Methodologie eingebunden werden können.

Vor dem Hintergrund einer ‹digitalen Gesellschaft›², in der wir heute leben, ergeben sich jedoch weitere Probleme: Formen der (körperlichen) Praktiken in (realen) Räumen gibt es auf digitalen Plattformen nicht in dieser Form. Auch Dialogizität spielt zwar in der digitalen Welt eine bedeutende Rolle, jedoch unter veränderten Vorzeichen und mit neuen Mitspielern, wie etwa mit Algorithmen, die Kommunikation beeinflussen.

Es wird deshalb deutlich, dass zunächst eine kulturlinguistische Antwort auf die digitale Gesellschaft gefunden werden muss. Eine Grundlage dafür sind soziologische Arbeiten von Armin Nassehi (2019) und Nick Couldry/Andreas Hepp (2017). Nassehi skizziert in seinem Buch mit dem Titel *Muster* eine Theorie, die digitale Gesellschaft systemtheoretisch liest. Digitalität ist dabei nicht ein Medium oder ein Zustand von Daten, sondern ein soziales System, das alles verdatet und der Systemlogik und damit einer autopoietischen Prozessierung nach der Codierung von 0 und 1 unterwirft. Laufend werden Daten zu neuen Daten prozessiert und aneinander angeschlossen:

Die leistungsfähige Digitaltechnik folgt demselben Muster wie die gesellschaftlichen Funktionssysteme: Sie kann ihren Formenreichtum und damit auch ihren Siegeszug in fast alle Praktiken der modernen Gesellschaft nur erreichen, weil sie strukturell ebenfalls um das Verhältnis von Einfach und Vielfalt aufgebaut ist. Ihre brutal einfache Codierung und Medialität in binären Mustern ist der Boden für den vielfältigen,

2 Wie digital unsere Gesellschaft ist, wird kontrovers diskutiert. Armin Nassehi etwa macht aber darauf aufmerksam, dass zwar in unserer digitalen Gesellschaft «nicht alles, was darin geschieht, sich über die Digitalität einer Technik erschließen ließe», aber die «Digitaltechnik [...] letztlich nur die logische Konsequenz einer in ihrer Grundstruktur *digital* gebauten Gesellschaft» sei (Nassehi 2019, 11). Wir können das an dieser Stelle nicht vertiefen, ist jedoch für die weitere Argumentation auch sekundär.

kaum begrenzbaren Einsatz in allen Bereichen der Gesellschaft. [...] Die Digitalisierung ist also kein Fremdkörper in der Gesellschaft, sondern, wenn man so will, Fleisch vom Fleische der Gesellschaft. (Nassehi 2019, 176–177)

Die Verdatung und Prozessierung innerhalb des Systems führt dazu, dass die Digitalisierung eine Verdoppelung aller anderen sozialen Systeme darstellt, eine Verdoppelung allerdings, die «keine Abbildung von etwas, sondern eine Repräsentationsform ohne Original» ist und «in ihrer Struktur die Gesellschaft als Spur enthält» (Nassehi 2019, 141). Ein *thumbs up* oder *Applaus* in einer Videokonferenz ist eben nicht ein physisch hochgestreckter Daumen oder ein hörbares Klatschen von Händen, sondern eine «verdatete» digitale Repräsentation einer kommunikativen Praktik.³ Das Ausüben der digitalen kommunikativen Praktik wird dabei sofort als neues Datum prozessiert und triggert beispielsweise eine automatische Berechnung eines Zustimmungsquotienten. Selbstlernende Algorithmen können in der Folge verschiedene digitale Datenspuren aufgrund ihrer 0/1-Codierung miteinander kombinieren, Korrelationen berechnen (z. B. zwischen Zustimmungsbekundungen, Personen, Themen etc.) und Voraussagen über mögliches digitales Verhalten treffen.

Die Verdoppelung sozialer Systeme in der Digitalisierung mit digitalen Spuren von kommunikativen Praktiken macht es nun möglich, direkten Zugang zu den Prozessen sozialer Konstruktion zu erhalten, wie einerseits Bruno Latour (2007) argumentiert, andererseits aus medienwissenschaftlicher Sicht Couldry und Hepp (2017) deutlich machen. Letztere sehen diesen Prozess als «tiefgreifende Mediatisierung» (*deep mediatization*), mit der sowohl das Selbst als auch das Kollektiv digital konstruiert werden und die Grenzen zwischen «analog» und «digital» verschwimmen. Für Couldry und Hepp ist beispielsweise die extensive Pflege digitaler Profile in sozialen Netzwerken und die dann digital stattfindende Kommunikation zwischen diesen ein Indiz für diese Ununterscheidbarkeit von digitalem und analogem Selbst. Zumal – und das lässt sich mit Nassehis Idee der Verdoppelung und dem autopoetischen Operieren des Systems *Digitalisierung* begründen – die Daten immerwährend neu und auch ohne Zutun der Menschen aus Fleisch und Blut prozessiert werden. Es sind also Ensembles von menschlichen Praktiken im digitalen Raum, digitalen Daten und Algorithmen, die gemeinsam agieren (Couldry/Hepp 2017, 169 mit Bezug auf Latour; vgl. ausführlicher: Bubenhofer/Dreesen i. V.).

³ Die Verdatung ist dabei mehr als die Überführung eines nicht-digitalen Objekts in ein digitales Format. So beschreibt etwa Ernst diesen Vorgang wie folgt: «Digitalisierung bedeutet die Wandlung materieller Objekte oder elektronischer Bildvorlagen und Töne in Information.» Im Unterschied zu fotografischen Dokumenten etwa sind «digitale Bilder [...] als Verbildlichung, Visualisierung einer mathematischen Struktur, von Algorithmen» zu lesen (Ernst 2013).

Folgt man dieser Argumentation, ergeben sich aus kulturlinguistischer Sicht eine Reihe von Konsequenzen. Zwei davon möchten wir im Folgenden als Hypothesen genauer ausführen:

1. Die Differenz zwischen digitalem Untersuchungsgegenstand und digitaler Methode schwindet: Digitale Methoden werden ebenfalls zum zu untersuchenden Gegenstand.
2. Digitalisierung ist nicht nur ein (technisches und gesellschaftliches) Phänomen, sondern ein heuristisches Instrument zur Analyse sowohl digitaler, aber auch vor-digitaler Untersuchungsgegenstände.

Mit den Fallstudien zu einer korpuspragmatischen Analyse von Kommentaren auf einer Online-Rezeptplattform (*chefkoch.de*) und der digitalen (Re-)Konstruktion einer Telefonzentrale illustrieren wir diese beiden Hypothesen.

2.1 Methoden als Untersuchungsgegenstand

Richard Rogers diskutiert digitale Methoden nach dem *computational turn* in den Geistes- und Sozialwissenschaften und unterscheidet dabei digitalisierte und nativ-digitale Daten sowie digitalisierte und nativ-digitale Methoden (Rogers 2021). Klassische korpuslinguistische Methoden, etwa im Bereich der Diskurslinguistik, wären nach dieser Unterscheidung als die Anwendung digitalisierter Methoden auf digitalisierte Daten zu verstehen: Es handelt sich bei der Datengrundlage um Material, das verdatet worden ist, sei es, dass es überhaupt erst in ein digitales Format überführt werden musste (z. B. durch Scanning und OCR). Sei es, dass es zwar schon digital erschienenen ist, jedoch aus dem digitalen Kontext in eine neue digitale Ordnung überführt worden ist. Dies ist etwa der Fall, wenn online erschienene Zeitungsartikel automatisiert heruntergeladen, in ein einheitliches Format (z. B. XML) konvertiert und korpuslinguistisch aufbereitet (z. B. durch Wortarten-Annotation und Lemmatisierung) werden. Diese Transformationen zwischen verschiedenen digitalen Formaten sind nicht zu unterschätzen, denn sie verändern die Daten deutlich. So kann beispielsweise aus diagrammatischer Sicht argumentiert werden, dass durch diese Konvertierung eines online auf einer Webseite der Zeitung erschienenen Artikels in eine von allem Kontext (z. B. Werbung, Navigationselemente etc.) befreite Buchstabenkette in einer Datenbank auch Transformationen zwischen diagrammatischen Grundfiguren stattfinden: Der Text wird rekontextualisiert und mit anderen Dimensionen angereichert (Bubenhofer 2020, 192). Es ist nun möglich, Ausschnitte des Textes z. B. über ein Suchwort mit vielen anderen Ausschnitten anderer Texte in einer Konkordanz in Verbindung zu bringen, womit der ursprüngliche Kontext des Ausschnitts im Artikel (und an einem bestimmten Ort auf der Webseite) in

einen neuen Kontext gebracht wird⁴ und damit mit neuen Dimensionen, z. B. Ähnlichkeit der Ausschnitte, angereichert wird. Solche Transformationen sind Fluch und Segen gleichzeitig, denn damit geht einerseits etwas verloren (die ursprünglichen Kontexte), andererseits wird ein neuer Blick auf die Daten gewonnen (Bubenhofers 2020, 195).

Es ist nun plausibel, mit Rogers zu argumentieren, dass dieser beschriebene Typus von *digitalisierten* Daten anderer Art ist als *nativ-digitale* Daten, die also für die Analyse in ihren digitalen Kontexten verbleiben. Zusätzlich zur Datenebene unterscheidet Rogers jedoch auch auf Methodenebene diese beiden Typen. *Digitalisierte* Methoden sind in seiner Lesart «migrierte» und vergleichsweise einfache Methoden, die sich an nicht-digitalen Kategorien orientieren (Rogers 2021, 30); er erwähnt z. B. *Culturomics* oder *Cultural Analytics*, die über Worthäufigkeiten oder Veränderung von Farbigkeit in Bildern Schlüsse ziehen. Einerseits werden dabei korpuslinguistische Methoden, die weit avancierter sind, ausgeblendet. Andererseits ist die Unterscheidung zwischen *nativ-digitalen* und *digitalisierten* Methoden nicht haltbar, wenn Methoden wie neuronales Lernen, Machine Learning etc. hinzugezogen werden.

Machine Learning ist eine zentrale Operation vieler digitaler Plattformen. Verkaufsplattformen wie Amazon oder Musik-Streaming-Angebote wie Spotify nutzen diese, um den Benutzer:innen Vorschläge für Produkte oder Musik zu machen, die ihnen ebenfalls gefallen könnten. Microblogging-Dienste wie Twitter oder Instagram optimieren damit die Streams, die den Nutzer:innen angezeigt werden (Bubenhofers 2019). Dies ist jedoch nur die Anwendungsebene, die für die Nutzenden der Plattformen erfahrbar sind. Daneben ist zu vermuten, dass diese Methoden auch für interne Zwecke der Firmen eingesetzt werden, um Voraussagen über das Verhalten der Nutzenden zu machen und den Geschäftserfolg zu erhöhen. Mit Nassehi gesprochen, operiert das System der Digitalisierung autopoietisch und schliesst Daten an Daten an.

Aus der Perspektive der Forschung ist es nun wichtig, Digitalität mit den Methoden der Digitalität selbst zu untersuchen. Das fordert auch Rogers: Als Methode solle ein Code genutzt werden, der «nativ» sei, also der «für das Online-Medium geschrieben wurde, und nicht das, was dorthin migriert wurde» (Rogers 2021, 32). So sollen die Interfaces der digitalen Plattformen ausgereizt – nutzbar gemacht – und einer Art «reverse engineering» und einem «repurposing» unterworfen werden (Rogers 2021, 42). Ähnlich argumentieren auch Hepp/Loosen/Hasebrink (2021), die dafür plädieren, «digitale Medien und deren Infrastrukturen selbst zum Instrument der Datenerhebung zu machen» (Hepp et al. 2021, 10). Sich dabei aber den von den Plattformen angebotenen Interakti-

⁴ Aus medienlinguistischer Sicht wird Rekontextualisierung dabei für digitale Kommunikation als zentrales Konzept diskutiert (vgl. Meier/Viehauser/Sahle 2020), wir sehen aber gerade auch im Bereich der Datenaufbereitung, dass schon vor der Analyse über die Formen und Wirkungen von Rekontextualisierung nachgedacht werden muss.

onsmöglichkeiten zu unterwerfen, greift jedoch zu wenig weit, denn Machine Learning ist ja eine Methode, die jede verdatete Information in den Lernprozess mit einbeziehen kann. Nach unserem Verständnis ist es auch sinnvoll, die digitalen Daten weiteren digitalen Transformationen zu unterziehen, etwa indem sie in ein eigenes Datenbanksystem eingespeist und korpuslinguistisch aufbereitet werden. Gerade aus kulturlinguistischer Sicht scheint es uns geboten, digitale Praktiken und Formen der Dialogizität als Ensemble von digitalen Operationen auf verschiedenen Ebenen – von den für die Nutzer:innen sicht- und wahrnehmbaren bis hin zu den ‹tiefen Ebenen› neuronalen Lernens (deshalb: ‹Deep Learning›), die sich der menschlichen Einsicht entziehen – aufzufassen.

In unserer ersten Fallstudie werden wir eine Onlineplattform mit unterschiedlichen digitalen Methoden untersuchen, um unterschiedliche Aspekte einer solchen digitalen Kulturlinguistik zu skizzieren. Dabei werden wir sprachliche Information und digitale Praktiken wie Sternernating kombinieren. Zudem wenden wir maschinelles Lernen in den Bereichen distributionelle Semantik und automatisierte Textanalyse an, um zu explorieren, welche sprachlichen Muster und damit digitalen Praktiken identifizierbar sind. Dafür transformieren wir die digitalen Daten der zu untersuchenden Kommunikationsplattform mehrfach, wenden jedoch mutmasslich ähnliche Methoden an, wie der Anbieter der Plattform sie (zumindest potenziell) ebenfalls anwenden kann. Digitale Dialogizität und digitale Praktiken sind damit ein Untersuchungsgegenstand; die *Methoden*, die für die digitale Repräsentation dieser Praktiken zur Anwendung kommen, jedoch ebenfalls, indem wir die Methoden, die wir selbst nutzen, kulturlinguistisch reflektieren.

2.2 Digitalisierung als heuristisches Instrument

Digitale Methoden sind Teil des zu untersuchenden Gegenstandes der Digitalität, wie wir im letzten Abschnitt argumentiert haben. Und mit der Verdatung werden gesellschaftliche Systeme, darunter auch kommunikative Praktiken (Begrüßungen, Beziehungspflege, Bewertungen etc.), in ein System der Digitalität transformiert. Es entsteht eine Verdoppelung dieser Praktiken als digitale Spur.

Diese digitalen Praktiken haben sich mit der Entwicklung der Digitalisierung gebildet und können aus kulturlinguistischer Perspektive analysiert werden. Doch was passiert, wenn kommunikative Praktiken ganz gezielt für analytische Zwecke digitalisiert werden? Z. B. kommunikative Praktiken, die wir aus einer vor-digitalen Zeit kennen?

Wir kennen unter der Bezeichnung «Retrodigitalisierung» die Möglichkeit, Daten post hoc zu digitalisieren (Rogers 2021, 31). Alle Medien können so digitalisiert und verdatet werden. Wir wollen jedoch im Folgenden zeigen, dass gan-

ze kommunikative Praktiken «retrodigitalisiert» werden können.⁵ Das ist nicht neu und kennen wir beispielsweise von der Telefonie: Nach wie vor stehen Telefonapparate auf Bürotischen, sie funktionieren jedoch völlig unterschiedlich im Vergleich zur «analogen» Telefonie: Nicht Kupferleitungen transportieren ein Sprachsignal, sondern das Telefon ist ein kleiner Computer und Sprache wird als digitalisiertes Signal über eine IP-Infrastruktur transportiert. Eigentlich könnte ein Softwaretelefon auf dem Computer dies ebenso erledigen, doch noch stehen vielerorts Telefonapparate auf Tischen, die die Materialisierung einer vor-digitalen kommunikativen Praktik symbolisieren.

Die Repräsentation von Medien in anderen Medien, bzw. die Transformation zwischen Medien, wurde bereits verschiedentlich theoretisiert. Aus semiotischer Perspektive spricht Ludwig Jäger hier von einem «transkriptiven Verfahren», das er als ein «grundlegendes sinninszenierendes Verfahren der kulturellen Semantik» versteht (Jäger 2007, 13). Eine «Transkription» von einem Medium zu einem anderen erzeugt ein «Script» und konstituiert damit gleichzeitig das mit dem Script Paraphrasierte als «Präscript» (Jäger 2007, 13; vgl. für eine vertiefte Diskussion: Bubenhofer 2020). Durch die Transkription werden Zeichen in eine andere mediale Logik überführt und dadurch transformiert. Entsprechend sprechen Bolter und Grusin dabei auch von einer «Remediatisierung» (Bolter/Grusin 2000).

Das Softwaretelefon ist ein remediatisiertes analoges Telefon: Es simuliert ein analoges Telefon, allerdings nur bezüglich bestimmter Aspekte (z. B. sieht es ähnlich aus und es ermöglicht ähnliche Funktionen). Das Softwaretelefon folgt aber einer eigenen Medienlogik, einer digitalen; so werden z. B. die Schallwellen nicht als analoge Wellen über das Kupferkabel übertragen, sondern in ein digitales Format transformiert.

Jäger macht deutlich, dass transkriptive Verfahren genutzt werden, um «unlesbares Wissen lesbar zu machen bzw. lesbares Wissen zu arkanisieren, [...] tradierte Semantik zu enteignen und neue Semantiken und Ästhetiken zu generieren» und damit «den Zugriff auf die in den kulturellen Archiven stillgelegte Semantik [zu] ermöglichen» (Jäger 2007, 16).

Warum nicht genau diesen Effekt ganz gezielt für kulturanalytische Zwecke auslösen? Mit der Digitalisierung, unter der wir mehr verstehen, als etwas zu digitalisieren, sondern eben im Sinne von Nassehi etwas in ein System der Digitalisierung (oder mit Rogers in die nativ-digitale Welt) zu überführen, stünde damit ein Instrument zur Verfügung, um zu beobachten, wie durch diese Transkription ein neues Script *und* dabei auch ein neues *Präscript* entsteht. Es wäre damit also die Hoffnung verbunden, mit der Digitalisierung unlesbares Wissen

⁵ Wir halten im Folgenden aber an der Bezeichnung «Digitalisierung» fest, um den Eindruck zu vermeiden, es handle sich dabei um einen vergleichsweise eher trivialen Vorgang wie die Retrodigitalisierung von gedruckten Büchern.

wieder lesbar zu machen – *wieder* nicht als Simulation des Historischen, sondern als Historisches im Jetzt.

In der zweiten Fallstudie werden wir zeigen, wie vor-digitale kommunikative Praktiken rund um den Beruf der Telefonistin und die Telefonzentrale durch die Digitalisierung als Virtual-Reality neu verstanden und gedeutet werden können.

3. Fallstudien

3.1 Digitale Methoden für die Analyse der Rezeptplattform Chefkoch

Wie wir im theoretischen Teil dargelegt haben, argumentieren wir, dass Digitalität auf unterschiedlichen Ebenen für kulturlinguistische Forschungsvorhaben als Folie produktiv gemacht werden muss: Einerseits gilt es, sich mit der inhärenten digitalen Logik des Untersuchungsgegenstandes und der spezifischen Strukturen der Datengrundlage auseinanderzusetzen und andererseits gilt es, potenziell digitale Werkzeuge auf ihre encodierten Forschungslogiken und (sprach-)theoretischen Prämissen hin zu befragen. Ausgangspunkt dieser Forderung nach einer kulturlinguistischen Reflexion von Digitalität sowohl der Daten als auch Methoden ist u. a. die Beobachtung, dass sich mit dem Aufkommen von *Textmining*, *Machine Learning* und *Big Data* noch nie so viele unterschiedliche Disziplinen von Informatik über Ingenieurwissenschaft hin zu Sozial- und Wirtschaftswissenschaften für Sprache und Sprachanalysen interessiert haben. Zudem ist gleichzeitig auch der Bedarf der Wirtschaft an Hochschulabgänger:innen mit Kompetenzen in den Bereichen des *Natural Language Processing* und der *Data Science* gross, was wiederum bedeutet, dass Wissen über Sprachgebrauch und dessen Analyse potentiell wichtiger wird.⁶

Neben wissenschaftlichen sind also auch wirtschaftliche Akteur:innen daran interessiert, aus grossen Mengen digitaler Daten Sinn herzustellen. Ziel ist hierbei in der Regel, die Unternehmensstrategie weiterzuentwickeln, Unternehmensprozesse zu optimieren sowie dazugehörige digitale Plattformen zu verbessern.⁷ Dieses Interesse fusst auf der Prämisse, dass mittels einer Analyse der

⁶ Ein Blick in die entsprechenden Stellenbörsen offenbart die Breite an Branchen, in denen es zur Firmenstrategie gehört, digitale und zu einem grossen Teil sprachliche Daten auszuwerten. Neben den bekannten Digitalunternehmen wie z. B. Google, Amazon oder Zalando sind es auch Finanzdienstleister wie UBS, Credit Suisse oder Versicherungsunternehmen wie die Mobiliar die entsprechende Data Science Abteilungen führen. In den Stellenausschreibungen wird aber auch sehr schnell ersichtlich, dass vor allem informatische und ingenierstechnische Kompetenzen als zentral erachtet werden und Wissen zu und über Sprache – wenn überhaupt – nur eine marginale Rolle spielt.

⁷ Im Zuge der Enthüllungen rund um Cambridge Analytica ist einer breiteren Öffentlichkeit bewusst geworden, wie digitale Daten von unterschiedlichen Akteur:innen genutzt werden können, um z. B. sehr gezielt mittels kommunikativer Settings die Wahrnehmung über bestimmte Phänome-

menschengemachten Datenspuren – die zu einem grossen Teil sprachliche Spuren sind – Rückschlüsse auf menschliches Handeln gezogen werden können. Diese Prämissen und Interessen sind teilweise sehr ähnlich zu denjenigen, die auch die Digital Humanities sowie die kulturlinguistisch grundierte Erforschung von kommunikativen Praktiken in der ‹digitalen Gesellschaft› teilt. Es werden dementsprechend auch ähnliche Methoden für Analysen verwendet, wobei die angewandte Forschung, die von Unternehmen wie Alphabet, Facebook, Microsoft aber auch Zalando stark ausgebaut wird, viele dieser Werkzeuge entwickelt, wobei aber linguistische Expertise i. d. R. nur eine marginale Rolle spielt und insbesondere wirtschaftliche Interessen Treiber von Entwicklungen sind. Wir kommen aus diesen Gründen nicht umher, die Forschungslogik solcher ‹alinguistischen› Methoden der Sprachanalyse (vgl. Bubenhofer 2018; Bubenhofer/Dreesen 2018) zu reflektieren und für die spezifischen linguistischen Interessen zu adaptieren: Das heisst, wie oben ausgeführt, die Eigenlogik der digitalen Daten und Werkzeuge produktiv zu machen, weiterzuentwickeln und kreativ einzusetzen (vgl. dazu auch Knuchel/Bubenhofer i. Dr.; Herrmann et al. 2022).

In der soziologischen Auseinandersetzung mit Digitalität wird der Aspekt des Positionierens resp. des Bewertens als zentral erachtet und verschiedentlich ausgearbeitet.⁸ Wir schliessen daran an, indem wir Bewertungspraktiken auf einem Webportal zum Ausgangspunkt nehmen, um die oben skizzierten Punkte mit einem Beispiel zu konkretisieren. Bewerten modellieren wir hierbei als kommunikative Praktik, in der ein Subjekt ein Bewertungsobjekt auf einer Skala positioniert und dadurch einen bestimmten Wert attribuiert. Diese Positionierung erfolgt sowohl reflektiert als auch unreflektiert mithilfe eines Wertmassstabs, der durch unterschiedliche kontextuelle Faktoren wie z. B. kulturelle und gesellschaftliche Normvorstellungen, Erwartungshaltung, Vergleichsobjekt, Situation sowie imaginiertes resp. vorhandenes Gegenüber beeinflusst ist. Die Bewertungshandlung kann sich hierbei auf unterschiedlichen semiotischen Ebenen sowie unterschiedlich detailliert manifestieren, wobei die Explizitheit der zeichenhaften Manifestation stark vom jeweiligen situativen Kontext abhängt (vgl. spezifisch für Chefkoch: Knuchel/Bubenhofer i. V.; allgemein: Habscheid 2015; spezifisch mit einem interaktionalen Hintergrund: Hrnca 2020, 7–48).

ne zu manipulieren. Ebenfalls ist im Zuge dieser Diskussionen auch breiter diskutiert worden, welchen Einfluss Algorithmen im Alltag haben können (vgl. z. B. Fry 2018).

⁸ Z. B. als Scorisierung bei Mau (2017); zur These der Valorisierungsgesellschaft Reckwitz (2018); zur Methodologie einer digitalen Bewertungssoziologie Kropf/Laser (2019) sowie zur Frage nach dem Zusammenhang von *performance*, *valuation* und *competition* Stark (2020).

Chefkoch – eine Rezeptplattform als Beispiel für kulturlinguistische Untersuchungen

Das komplexe Zusammenspiel verschiedener semiotischer Codes und der Einbezug der digitalen Logik der Plattform zur Analyse von kommunikativen Bewertungspraktiken erfordert zuerst eine Auseinandersetzung mit der gewählten Datengrundlage *chefkoch.de*. Chefkoch ist ein deutschsprachiges Webportal, das seit 1998 Rezepte online zugänglich macht. Es handelt sich mit rund 90 Millionen Visits um die meistgenutzte Community rund um die Themen Backen und Kochen. Eine aktive Community mit rund 5 Millionen User:innen lädt eigene Rezepte hoch, bewertet und kommentiert Rezepte anderer und tauscht sich in Foren zu unterschiedlichen Themen aus. Es handelt sich also um ein kollaboratives Setting, in dem gemeinsam digital gehandelt wird. Das Webportal verstehen wir als Interaktionsraum, in dem das gemeinsame Handeln einer *community of practice* (vgl. dazu CoP Wenger 1998) sich semiotisch manifestiert und so analytisch zugänglich wird. Es handelt sich aber nicht um eine digitale ‹Aufzeichnung› kommunikativen Handelns, sondern das Handeln folgt schon einer bestimmten digitalen Logik (vgl. oben Abschnitt 2). Sollen nun Bewertungspraktiken fokussiert werden, spielen Affordanzen – verstanden als mediale Handlungsmöglichkeiten mit Einbezug des Kontextes (vgl. dazu Pentzold/Fraas/Meier 2013) – eine zentrale Rolle.

Mithilfe eines Python-Scripts haben wir die HTML-Seiten aus der Rezeptdatenbank von Chefkoch⁹ gecrawlt und für korpuslinguistische Zwecke aufbereitet¹⁰, sodass verschiedene Abfragen und Analysen durchgeführt werden können. Insgesamt wurden so 321 316 Rezepte heruntergeladen, wobei 22 349 ohne Kommentare und 89 944 Rezepte ohne Sternbewertung waren. Die rund 300 000 Rezepte weisen insgesamt 1 015 439 Kommentare auf. Das Korpus umfasst so ca. 100 Millionen laufende Wortformen (= token).

Wie in Abb. 1 ersichtlich wird, besteht das Digitalrezept aus verschiedenen Elementen und es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie User:innen, Rezepte bewerten können. Eine numerische Bewertung wird durch die Vergabe von Sternen möglich, wobei eine Skala mit fünf Sternen vorgegeben wird: mangelhaft, ausbaufähig, ganz gut, sehr gut, perfekt. Die Sternbewertung wird anschliessend aggregiert angezeigt, es gibt also einen Durchschnittswert aus. Das heisst, es ist nicht möglich zu eruieren, wer welche Sternbewertung vergibt, sodass weder der Wertemasstab noch die Verteilung aller Bewertungen rekonstruiert werden

⁹ Werden frei zugängliche digitale Daten im Netz als Grundlage für ein Korpus akquiriert, so müssen rechtliche und ethische Fragen geklärt werden (vgl. Knuchel/Luth 2018). Im vorliegenden Fall sind wir der Überzeugung, dass eine Anonymisierung der User:innen ein wichtiger Schritt ist, um mit den Daten arbeiten zu können, insbesondere auch vor dem Hintergrund, dass korpuslinguistische Analysen in der Regel mit aggregierten Sprachdaten arbeitet.

¹⁰ Die Texte wurden in eine XML-Struktur überführt, tokenisiert und mit verschiedenen Annotationen wie Lemma und Named Entity versehen.

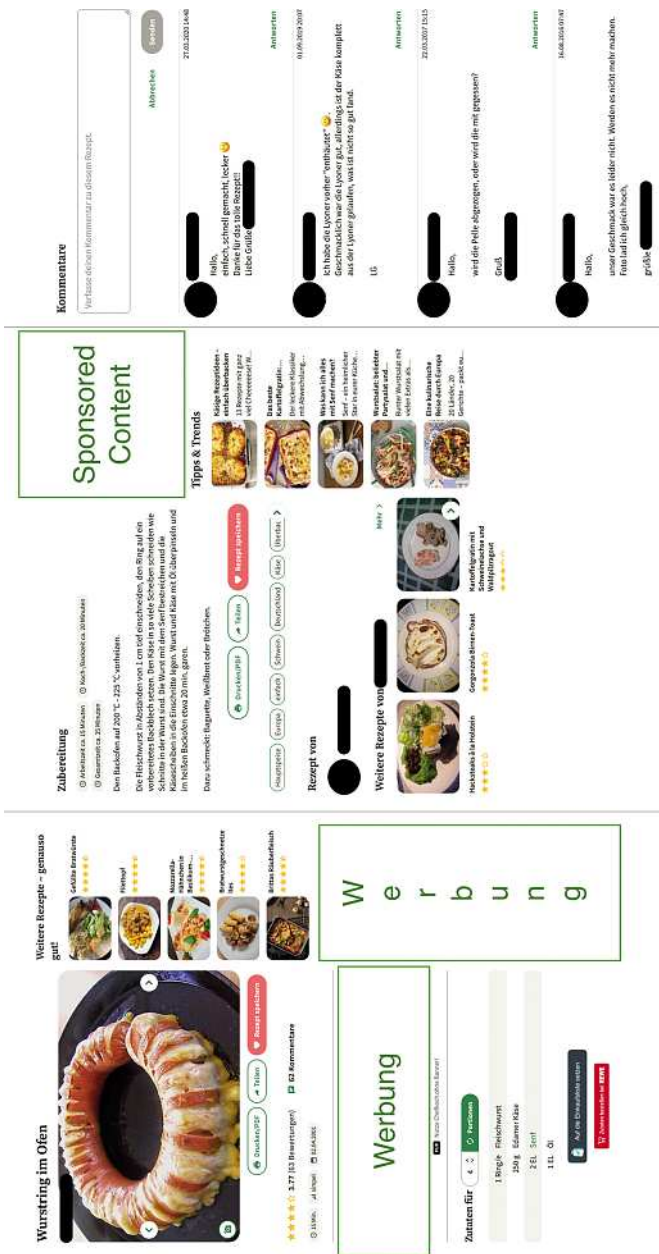


Abb. 1: Elemente der Rezeptepage am Beispiel Wurstring im Ofen

kann. Neben der Sternevergabe nutzen User:innen die Kommentarfunktion, um Bewertungen vorzunehmen. Das Kommentieren der Rezepte übernimmt dabei unterschiedliche Funktionen, wobei evaluative Elemente neben phatischen, emotiven oder auch metasprachlichen stehen.¹¹ Die unterschiedlichen Elemente – Sternerating, Zutatenliste sowie Kommentare – werden wir im Folgenden nutzen, um etwas über Bewertungspraktiken auf Chefkoch herauszufinden und über kulinarische Vorlieben von Chefkochuser:innen.

Das Sternerating als inhärent digitale Logik

Wie oben bereits erwähnt wurde, ist es nicht möglich, das Sternerating mit Einzelkommentaren oder User:innen in Verbindung zu bringen. Nichtsdestotrotz erlaubt das Sternerating, etwas über Kochen/Backen und Rezepte im deutschsprachigen Raum herauszufinden. Mit 4.9 Sternen zum Beispiel hat das Rezept «Gulaschsuppe im Kessel oder Topf» die höchste Wertung, wohingegen mit 1.07 Sternen das Rezept «Schoko Erdbeeren an Mousse au Chocolate» die niedrigste Wertung aufweist. Bei beiden Rezepten entspricht die Sternewertung zudem auch den Kommentaren, mit denen das Rezept resp. das Gericht bewertet wird. Beim Gulaschrezept findet sich in fast jedem Kommentar ein evaluatives Adjektiv wie *lecker* oder *grandios*. Es wird zwar evaluiert, aber viele der Kommentare dienen eher der phatischen Kommunikation, so dass sich die Frage stellt, inwiefern überhaupt noch von Evaluation gesprochen werden kann. Beim Schoko-Erdbeeren-Rezept hingegen sind nur zwei Kommentare vorhanden, wobei das Rezept sprachlich negativ bewertet wird und nicht das Gericht: «das ist ja gar kein richtiges kochen sondern nur Tüte auf 3-mal umrühren und fertig.» Die beiden Rezepte zeigen, dass die Sternewertung zwar in der ganzen Breite genutzt wird, dass aber nicht klar wird, was gewertet wird. Im Schnitt erreichen die Rezepte rund 3.51 Sterne, die Verteilung auf die unterschiedlichen Sterne ist in Abb. 2 ersichtlich.

Es wird deutlich, dass tendenziell eher positive als negative Wertungen vergeben werden. Dies dürfte sich in den Kommentaren noch stärker akzentuieren als in der Sternevergabe, was auch mit der Logik digitaler Daten zusammenhängt: Negativ bewertete Rezepte erhalten weniger Aufmerksamkeit. Einerseits beachten User:innen negativ bewertete Rezepte weniger, z. B. indem das Sternerating zur Sortierung verwendet wird, was wiederum auch eine schwächer ausgeprägte Interaktion mit dem Rezept via Kommentierung nach sich ziehen kann. Andererseits bevorzugen z. B. gewisse Algorithmen gut bewertete Rezepte, um diese User:innen vorzuschlagen, wodurch ebenfalls eine Steuerung der Interaktion auf der Plattform – also welche Rezepte angeklickt und kommentiert werden

11 Donalies (2017) hat für Kochrezepte untersucht, welche Erwartungshaltung User:innen in den Kommentaren an gute Rezepte formulieren.

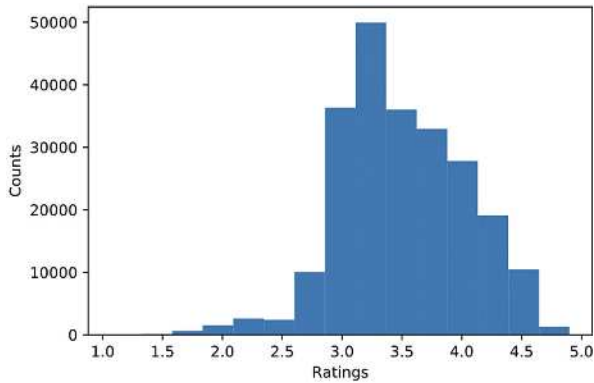


Abb. 2: Verteilung der Sterneratings

– erfolgt. Der Wert des Sterneratings lässt sich zudem mit sprachlichen Daten kombinieren, um Voraussagen treffen zu können, ob ein Rezept wohl eher positiv oder negativ bewertet wird (vgl. Liu et al. 2014). Solche *predictions* spielen auf vielen digitalen Plattform eine Rolle – so z. B. bei Kaufempfehlung auf Amazon – und sind deshalb Teil der digitalen Logik und so auch unter kulturlinguistischer Perspektive interessant.¹²

Zutaten positiv bewerteter Rezepte: Salz, Zucker, Mehl, Ei(er), Butter, Zwiebel(n), Milch, Öl, Backpulver, Wasser, Sahne, Pfeffer, Olivenöl, Tomate(n), Vanillezucker, Knoblauch, Kartoffel(n), Paprikaschote(n), Zitrone(n), Knoblauchzehe(n), Käse, Gemüsebrühe, Petersilie, Zitronensaft, Paprikapulver, Tomatenmark

Zutaten negativ bewerteter Rezepte: Korinthen, Pizzagewürz, Marone(n), Pimentkörner, Rinderfond, Palmfett, Creme, Kaninchen, Harissa, Cabanossi, Pökelsalz, Gelatinepulver, Weizen, Dinkel, Austernsauce, Traubensaft, Hühnerbrust, Fond, Mangochutney, Zwiebelpulver, Pasta, Orangenlikör, Fondor, Kreuzkümmelpulver, Dickmilch, Grenadine

Es wird in dieser Liste schnell ersichtlich, dass Zutaten für gut bewertete Rezepte Grundzutaten wie Salz, Zucker, Mehl sowie Geschmacksträger wie Butter, Sahne, Käse sind. Es handelt sich also um für uns konventionelle Zutaten, was nahelegt, dass sich die User:innen kulinarisch gerne auf gewohntem Terrain bewegen. Aufschlussreicher ist die Liste mit <schlechten> Zutaten: Es handelt sich hierbei

¹² Das Script für die *prediction analysis* hat Selena Calleri im Rahmen des bereits genannten SNF-Projektes zu Forschungslogiken geschrieben.

um sehr spezifische Dinge wie Pökelsalz, Gelatinepulver, Dickmilch, Grenadine, Korinthen, die zum Teil eher ungebräuchlich sind. Auch wenn die einzelnen Zutaten Hinweise geben können, wann ein Rezept eher positiv oder negativ bewertet wird, so bleibt dennoch unklar, was bewertet wird: Ist das Rezept – also der Anleitungstext – oder das Gericht – das Endprodukt – Bewertungsobjekt? Zudem spielt die Vergabe eines Wertes zwar durchaus eine Rolle auf Chefkoch, aber das Kommentieren der Rezepte ist viel zentraler, wobei die Kommentare zwar formal evaluative Adjektive aufweisen, aber deren Funktion – dies deuten die Kommentare zum Gulaschrezept (siehe oben) – womöglich keine primär evaluative ist.

Word Embeddings als Methode der digitalen Kulturlinguistik

Um mehr über die Struktur der Kommentare zu erfahren, werden wir eine Methode aus dem Bereich der distributionellen Semantik einsetzen. Bei dieser Methode, den sogenannten Word Embeddings, wird von der gleichen Grundidee ausgegangen, die auch für das Konzept der Kollokation¹³ zentral ist: Die Bedeutung eines Ausdrucks lässt sich mittels einer Analyse seiner Gebrauchsspuren modellieren. Es sind also die Verwendungskontexte, die einen Ausdruck definieren und nicht eine fixierte Bedeutung (vgl. Bubenhofer 2017). Operationalisiert wird diese Idee nun als Word Embeddings mithilfe von Machine Learning und Vektorgeometrie (vgl. Lenci 2018): Jeder *type* im Korpus hat eine über einen Vektor beschriebene Position in einem semantischen Raum, der ein an den Daten gelerntes statistisches Sprachmodell repräsentiert; *types*, die in diesem Raum ‹nahe› beieinander stehen, also deren Vektoren nur durch einen kleinen Winkel voneinander abweichen, kommen systematisch in ähnlichen Kontexten vor und weisen damit – so die Hypothese – eine semantische Ähnlichkeit auf (vgl. Bubenhofer/Calleri/Dreesen 2019; Knuchel/Bubenhofer i. Dr.). Word Embeddings werden insbesondere im Bereich des Text Minings und der Computerlinguistik eingesetzt, so z. B. bei maschineller Übersetzung, Dialogsystemen, Chat Bots und Suchmaschinen. Ziel in diesen Kontexten ist es, ein möglichst stabiles Modell zu finden, das ‹die Sprache› repräsentieren soll. Wenn wir nun die inhärente Logik resp. die ins Tool encodierte Prämisse der Sprachrepräsentation kulturlinguistisch reflektieren, wird klar, dass das Tool anders, aber dennoch produktiv eingesetzt werden muss. So gehen wir aus kulturlinguistischer Perspektive davon aus, dass es nicht ‹die Sprache› gibt, sondern diskursiv und kulturell geformte Sprachgebräuche. Word Embeddings – so unsere Hypothese – bieten sich dementsprechend an, diese Kulturalität und sprachliche Praktiken

13 Die Berechnung von Kollokationen ist eine etablierte Methode aus dem Standardrepertoire der Korpuslinguistik für semantische Fragestellungen. Dabei wird gefragt, welche Ausdrücke überzufällig häufig zusammen auftreten, sodass eine semantische Bindung der Ausdrücke angenommen werden kann.

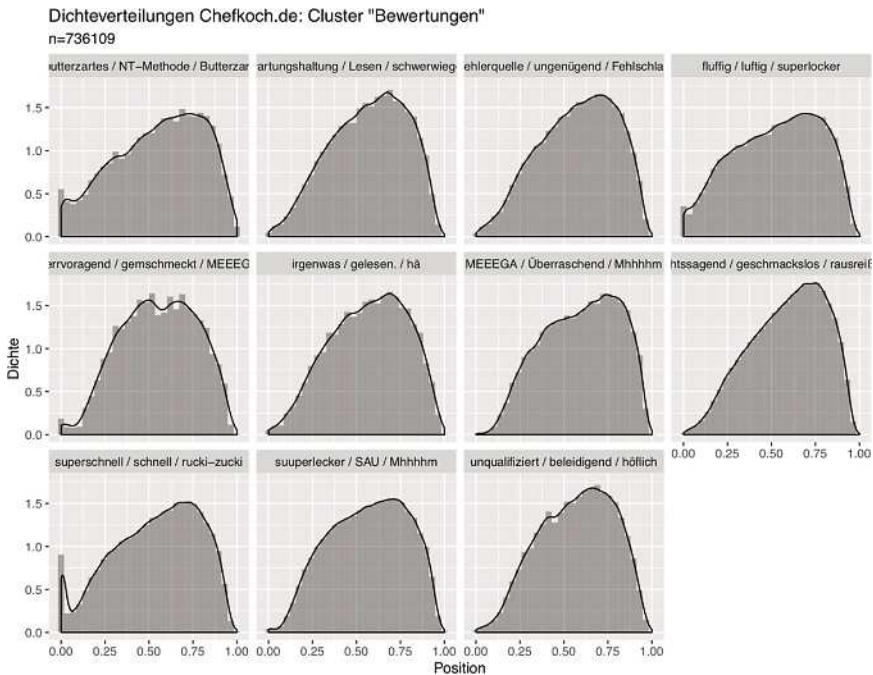


Abb. 3: Position der sprachlichen Indikatoren für Bewertungspraktiken in den Kommentaren

systematisch zu ergründen (vgl. Bubenhofer 2021; Knuchel/Bubenhofer i. Dr.; Bubenhofer 2022).

Im vorliegenden Fall verwenden wir ein Clusteringverfahren (vgl. Arthur/Vassilvitskii 2006), um das Word-Embedding-Modell (vgl. Mikolov et al. 2013) hermeneutisch besser auswerten zu können.¹⁴ Nach einer qualitativen Durchsicht haben wir für ausgewählte Cluster, die sprachliche Indikatoren für Bewertungspraktiken beinhalten, die Position im Kommentar – also an welcher Stelle Ausdrücke, die zu einem Cluster gehören, im Kommentar vorkommen – berechnet.

Wie in Abb. 3 ersichtlich wird, findet sich ein Grossteil des Vokabulars der Bewertungscluster eher in der zweiten Hälfte der Kommentare. Dies gibt uns bereits einen Hinweis auf die argumentative Entfaltung in diesen Texten: Bevor eine Bewertung explizit sprachlich codiert wird – zum Beispiel durch die Kom-

¹⁴ Da wir hier nur exemplarisch zeigen, worin wir das Potential digitaler Methoden sehen, verzichten wir an dieser Stelle auf detaillierte Ausführungen zum Vorgehen. An anderer Stelle sind unterschiedliche Vorgehen ausführlich dokumentiert (vgl. Bubenhofer/Calleri/Dreesen 2019; Bubenhofer 2020b; Knuchel/Bubenhofer i. Dr.).

bination Steigerungspartikel + Adjektiv – gibt es noch andere kommunikative Elemente, wie der folgende Beispielfragment aus dem Korpus illustriert:

- (1) Hallo,
wir hatten dieses Gericht heute als Beilage zu Gegrilltem. **Suuper lecker!** Und ganz schnell zubereitet

LG [ALIAS]

Kommentar zum Rezept Gebratene Aubergine, 11.07.2009, Markierung nicht im Original, `chefkoch_c3c059a20898eb1b6f829b7bf95059b7_3`

Das Word-Embedding-Modell sagt nicht, dass andere kommunikative Elemente wie z. B. die Anrede *Hallo* in Beispiel 1 zwingend vorkommen müssen und Kommentare nicht direkt mit einer klar codierten Wertung beginnen können. Wir können aber erkennen, dass evaluative Elemente eher in der zweiten Hälfte vorkommen. Das ist insofern zentral, da mithilfe von Word Embeddings eben nicht nur klar evaluative Sprachmuster wie z. B. *suuper lecker* erkannt werden, sondern auch sprachliche Muster, die isoliert noch keine Bewertung darstellen. Dies hängt mit der weiter oben genannten kulturlinguistische Prämisse zusammen, dass wir von geprägten Sprachgebräuchen ausgehen. Mit Word Embeddings ist es nun möglich, datenbasiert die evaluative Funktion von sprachlichen Mustern zu erfassen. Denn diese treten in bestimmten Kontexten auf, in denen auch explizit evaluative Elemente wie zum Beispiel Adjektive wie *gut*, *schlecht*, *lecker*, *schrecklich* vorkommen. Es können also auch komplexere sprachliche Praktiken zum Untersuchungsgegenstand einer digitalen Kulturlinguistik werden, die mit traditionellen korpuslinguistischen Methoden nicht analysiert werden können.

Topic Modeling als Methode der digitalen Kulturlinguistik

Eine andere Methode, die im Bereich der Digital Humanities zum Zweck einer automatisierten Textanalyse breit eingesetzt wird, ist das sogenannte Topic Modeling. Topic Modeling basiert ebenfalls auf der Idee, dass über die statistische Analyse der Verteilung von Wörtern Texte thematisch gruppiert werden können. Ausgangshypothese ist, dass ein Text immer unterschiedliche *topics*¹⁵ beinhaltet, diese aber in unterschiedlicher Ausprägung vorkommen. Durch eine statistische Modellierung werden also solche Gruppen von Ausdrücken ausfindig gemacht, die für die untersuchten thematischen Gruppen der Texte typisch sind (vgl. Blei/Ng/Jordan 2003). Wie aber auch schon bei Word Embeddings spielt

¹⁵ Topic ist nicht gleichzusetzen mit Thema. Auch wenn zwar durchaus auf Themen gezielt wird, so handelt es sich bei Topic schlicht um ein statistisches Phänomen, das als eine Annäherung an Themen gelesen wird (vgl. zur Frage, was Topic umfassen könnte, auch: Jannidis 2016).

linguistisches Wissen für die Arbeit mit Topic Modeling nur eine marginale Rolle. Wenn wir die in der Einleitung (vgl. die Einleitung zu diesem Themenheft) skizzierten sprachtheoretischen Annahmen der Dialogizität, der Praxisorientierung und Perspektivierungsfunktion ernst nehmen wollen, dann gilt es, die encodierte Forschungslogik¹⁶ dieses Tools zu reflektieren, um Topic Modeling als linguistisch nutzbares Tool zu konturieren. Diese Reflexion wird umso wichtiger, da Topic Modeling nicht als linguistisch grundiertes Tool konzipiert wurde und nicht klar ist, wie und ob Sprache theoretisiert wird (vgl. Knuchel /Bubenhofers i. V.). Ein Beispiel für einen linguistisch reflektierten Umgang mit Topic Modeling geben wir wiederum am Beispiel von Chefkoch.

Führen wir ein klassisches Topic Modeling auf den Kommentaren von Chefkoch durch, so lassen sich anhand der Wortlisten durchaus eine semantische Beziehung zwischen den zu einem Topic zugehörigen Ausdrücken herausarbeiten.¹⁷ Topic Modeling hilft in diesem Fall also, grosse Datenmengen grob zu ordnen. Wie die beiden unten gelisteten Topics bereits verdeutlichen, ist aber nicht ganz klar, wie dieser Zusammenhang entsteht. Gelistet sind 11 Ausdrücke, die typisch für diese Topics sind:

Modell klassisch – Topic 1: Tomaten, Knoblauch, Paprika, Zwiebeln, Zucchini, Pfeffer, anbraten, gewürzt, Tomatenmark, Kräuter, Chili

Modell klassisch – Topic 2: Teig, gebacken, Creme, Boden, der Teig, Schokolade, Mandeln, geschmacklich, locker, Backzeit, Kirschen

Während bei Topic 2 ersichtlich wird, dass es um die Tätigkeit des Kuchen-Backens geht, ist dies bei Topic 1 etwas weniger deutlich. Ein Blick auf weitere Ausdrücke aus diesem Topic 1 – z. B. Schinken, Feta, Curry – deuten an, dass es sich um Zutaten bei Toppings und Saucen – z. B. bei Pasta-Rezepten – handelt.

Ansatzweise ist bereits ersichtlich, dass bei beiden Topics nicht einfach ein Themenkreis die semantische Verbindung ausmacht, sondern eben die Praktik des Zubereitens, die stark an bestimmte Zutaten gebunden ist. Es handelt sich also um eine Praktik, die sprachlich beschrieben wird. Wir erfahren aber noch nichts über kommunikative Praktiken auf der Plattform, sondern bleiben mit dem Topic Modeling auf der Ebene einer thematischen Ordnung.

¹⁶ Software und digitale Tools sind nie theoriefrei, vielmehr sind ganz unterschiedliche Entscheidungen durch theoretische Annahmen geprägt, sie weisen also eine encodierte Forschungslogik auf (vgl. Fuller 2003; Manovich 2013; Bubenhofers 2020a, 119–32). Dies zeigt sich beispielsweise bei korpuslinguistischen Tools anhand der Auswahl an statistischen Massen, die überhaupt verfügbar sind resp. die als Default gesetzt sind (vgl. dazu Knuchel i. V.).

¹⁷ Wie auch schon bei den Word Embeddings verzichten wir an dieser Stelle auf genaue Ausführungen zur Operationalisierung des Topic Modelings. Wir diskutieren dies an anderer Stelle detailliert: Knuchel/Bubenhofers i. V.

Wenn nun semantisches und pragmatisches Wissen aus der Sprachwissenschaft die Grundlage für das Topic Modeling bilden, so bietet es sich an, nicht nur thematische Ordnungen, sondern auch andere semantische Beziehungen zu modellieren. Analog dazu, wie wir dies bereits mit Word Embeddings weiter oben diskutiert haben. Mit Bezug zu unserem Interesse an Bewertungspraktiken könnte es also hilfreich sein, wenn diejenigen sprachlichen Ausdrücke, die für das klassische Topic Modeling zentral sind, weniger gewichtet werden: Nomen spielen eine zentrale Rolle bei der Konstruktion von Themen. Im Fall von Kochrezepten sind dies insbesondere Zutaten. Es bietet sich also an, Zutaten aus den Kommentaren zu entfernen. Damit aber die syntaktische Struktur erhalten wird, löschen wir die Zutaten nicht einfach aus den Rezepten, sondern maskieren diese. Das heisst, wir erstellen ein Lexikon mit allen in den Rezepten genannten Zutaten und werden in den Daten diese Zutaten mit der Information ZUTAT überschreiben. Auf diesen annotierten Daten rechnen wir ein neues Modell. Der Algorithmus wird nun andere Topics generieren, da die semantische Information zu den Zutaten nicht mehr als Ordnungskriterium funktioniert. Wir gehen dabei davon aus, dass eben genau kommunikative Praktiken so manifest werden, da bei diesen durchaus semantisch-pragmatische Beziehungen eine Rolle spielen.

Modell linguistisch – topic 1: leider, zwar, überhaupt, irgendwie, daran, meine Meinung, dennoch, falsch machen, schaden

Wie im Topic 1 oben deutlich wird, erhärtet sich unsere These im neu gerechneten Modell: Es werden Positionierungspraktiken mit Begründung manifest. Dies kann nun helfen, die unterschiedlichen Bewertungspraktiken herauszuarbeiten, da Bewerten und Positionieren in einem engen Zusammenhang stehen. Topic Modeling bietet sich also durchaus als digitale Methode an, um digitale Praktiken des Bewertens kulturlinguistisch zu erforschen.

Die Ausführungen oben zeigen, wie zentral es ist, Digitalität als Methode nicht nur anzuwenden, sondern eben auch in ihrer Logik zu reflektieren. So wird der Kulturlinguistik ermöglicht, das komplexe Zusammenspiel von Sprachgebrauch, technischem Kontext und gesellschaftlichen Praktiken miteinander in Bezug zu setzen.

3.2 Digitale (Re-)Konstruktion einer Telefonzentrale mit Virtual Reality

Wie sich oben bereits akzentuiert, heisst kulturlinguistisches Arbeiten, kommunikative Praktiken in all ihren semiotischen Codes und damit auch unterschiedliche sinnliche Ebenen ernst zu nehmen. Neben sprachlichen Mustern und deren Veränderungen sollen daher etwa auch para- und nonverbale Elemente und

damit körperkommunikative Praktiken sowie unterschiedliche interaktionale Settings untersucht werden. Besonders beim historischen Arbeiten stellen sich hierbei allerdings Probleme hinsichtlich der Quellenlage (vgl. Schüller i. V.). Kulturlinguistisches Arbeiten provoziert daher auch eine Offenheit und Mut für neue – und unter anderem auch digitale – methodische Zugänge – gerade beim historischen Arbeiten. Gleichzeitig erfordert dieser Mut zu neuen, (noch) nicht etablierten Zugängen stets eine kritische metareflexive Auseinandersetzung mit diesen.

Am Beispiel der Arbeit von Telefonistinnen in historischen Telefonzentralen wollen wir einen solchen neuartigen Zugang erproben und danach fragen, ob eine Virtual-Reality-Anwendung einen Weg darstellen kann, an die Praktiken der Arbeit von Telefonistinnen ‹heranzukommen› und damit die alltäglichen und vielfältigen Tätigkeiten¹⁸ in einem historischen Kommunikationsberuf zu ‹erfassen› sowie die sinnlichen Eindrücke, welche vom Raum, der Gestaltung der Vermittlerpulte, aber auch von den Tätigkeiten der anderen Kolleginnen ausgehen, erfahrbar zu machen.

Mit dem Ziel, das Potential einer Virtual-Reality-Anwendung für sprachwissenschaftliche und kommunikationshistorische Fragestellungen auszuloten, haben wir das Projekt *Virtuelle Telefonzentrale. Kommunikationsräume um 1900 als VR-Erfahrung*¹⁹ gestartet. Im Rahmen des Projekts wurde bereits ein Prototyp einer virtuellen historischen Telefonzentrale (re)konstruiert.

Digitales re-enactment

Setzt man die VR-Brille auf, so taucht man in die virtuelle Telefonzentrale ein, in welcher man selber zur Telefonistin wird und ihre Tätigkeiten nachstellen sowie die Enge des Arbeitsplatzes, den Stress und den Lärm, welcher in einer historischen Telefonzentrale entstand, nachempfinden kann.

¹⁸ Noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden telefonische Verbindungen manuell hergestellt. Die Herstellung von telefonischen Verbindungen war von Anfang an fast ausschliesslich Frauenarbeit. Die Arbeit von Telefonistinnen war sehr vielseitig: Sie mussten die Bewegungsabläufe zum Stöpseln der telefonischen Verbindungen an sogenannten Vermittlerpulten (vgl. Abb. 1) möglichst schnell durchführen, einen Überblick über die Dauer telefonischer Gespräche haben und diese verrechnen und technische Probleme lösen, wenn eine Verbindung nicht funktionierte. Ausserdem mussten sie gut hören sowie deutlich und schnell (meist in mehreren Sprachen) mit den Telefonabonnent:innen sowie mit den Kolleginnen sprechen können.

¹⁹ Teilfinanziert durch den Universitären Forschungsschwerpunkt Sprache und Raum der Universität Zürich. Das Projekt ist am Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft von Prof. Dr. Noah Bubenhofer angesiedelt und entsteht in Zusammenarbeit mit BA Maaike Kellenberger, MA Christoph Hottiger und dem VR-Spezialisten Patrick Jost. Geleitet wird das Projekt von MA Larissa Schüller und Prof. Dr. Noah Bubenhofer. Weitere Kollaborationspartner:innen sind Heike Bazak, Leiterin des PTT-Archivs und Juri Jaquemet, Sammlungskurator Informations- und Kommunikationstechnologie des Museums für Kommunikation in Bern.

Der/die Forschende wird im digitalen re-enactment (vgl. zur Rolle des re-enactments in der experimentellen Medienarchäologie Fickers 2015) zum «self-reflexive ethnographer» (Fickers 2018, 98), der mit dem virtuellen Arbeitssetting interagiert und somit einen Zugang zur Arbeit von Telefonistinnen erhält, der nicht über das Lesen von Texten oder das Betrachten von Fotografien oder Videoaufnahmen erfolgt, sondern über das Nachstellen von körperlichen und sprachlichen Praktiken in einer virtuellen Umgebung. Es handelt sich somit um eine Simulation dieses Raumes und der darin getätigten Arbeit und um ein Nachempfinden am eigenen Körper, dessen Aussagewert für wissenschaftliche Fragestellungen genauso reflektiert werden muss wie der klassische philologische Zugang.

Nach einem kurzen Überblicksbericht über die Erstellung der virtuellen Telefonzentrale werden im Folgenden diese Probleme ebenso wie Erkenntnisse und Forschungsfragen, welche sich aus dem Virtual-Reality-Experiment für eine digitale Kulturlinguistik ergeben, thematisiert.

VR-Anwendung

Im Rahmen des Projekts *Virtuelle Telefonzentrale – Kommunikationsräume um 1900 als VR-Erfahrung* haben wir auf der Vorlage von historischen Fotografien und schriftlichen Beschreibungen historischer Telefonzentralen²⁰ eine solche in einer Virtual-Reality-Anwendung (re)konstruiert.

Als erstes wurde mit der 3D-Software Blender²¹ der Raum der virtuellen Telefonzentrale nach historischen Vorbildern gestaltet, mit Fischgrätenparkett auf dem Boden und Tapeten an den Wänden. Im Depot des Museums für Kommunikation haben wir Fotos von Vermittlerpulten sowie den dazugehörigen Stühlen und Lampen gemacht und diese als 3D-Objekte modelliert. Danach wurde der Ablauf beim Herstellen einer telefonischen Verbindung und damit der interaktive Teil programmiert.

Bestimmte Bewegungen, das Drücken und Umlegen der jeweiligen Knöpfe und Schalter sowie das Ein- und Ausstecken der richtigen Kabel, muss zur rechten Zeit in der richtigen Abfolge geschehen. Neben dieser körperlichen Interaktion mit dem Arbeitssetting zeichnete sich die Arbeit von Telefonistinnen massgeblich durch die sprachliche Interaktion mit den Telefonabonnet:innen aus.

In der sprachlichen Interaktion mit den Telefonabonnet:innen mussten sich die Telefonistinnen damals strengstens an vorgegebene Formulierungen halten und dabei darauf achten, dass sie weder zu schnell noch zu langsam, weder

²⁰ Die Quellen stammen aus dem Schweizer PTT-Archiv, dem Museum für Kommunikation sowie dem Depot des Museums für Kommunikation.

²¹ Vgl. <https://www.blender.org> [18. 10. 2021].

zu laut noch zu leise und vor allem stets höflich sprechen.²² Für die virtuelle Telefonzentrale mussten wir eine automatische Spracherkennung einsetzen, in welcher geprüft wird, ob der/die Spieler:in die für die Interaktion mit den virtuellen Anrufern vorgegebenen Formulierungen wiedergibt. Während in der ‹analogen› historischen Telefonzentrale eine Aufsichtstelefonistin kontrollierte, ob die Telefonistin sich sprachlich und auch paraverbal richtig verhält, sorgt die Programmlogik beim Prototypen für entsprechende Hinweise auf das Fehlverhalten, wenn man eben nicht der vorgegebenen Norm entsprechend spricht.

Was wir im Prozess gelernt haben

Um die virtuelle Telefonzentrale bauen zu können, mussten wir uns mit der Materialität und den technischen Abläufen des Arbeitssettings auseinandersetzen. Wir mussten die Vermittlerpulte, die Lampen und Stühle aus historischen Telefonzentralen anschauen, anfassen, anhören und ausprobieren, um etwa alle Schritte zu verstehen, welche für die Herstellung einer telefonischen Verbindung notwendig waren und um uns vorstellen zu können, wie sich die Arbeit in historischen Telefonzentralen angehört und die körperlichen Bewegungen und Berührungen angefühlt haben. Dabei sind uns einerseits in Bezug auf die historischen Objekte und in der konkreten Auseinandersetzung mit diesen interessante Aspekte aufgefallen und mögliche Forschungsfragen haben sich ergeben, welche beim alleinigen Lesen und Betrachten von Text- und Bildquellen nicht in den Fokus gerückt wären. Andererseits mussten wir uns auch mit dem für uns neuen methodischen Zugang Virtual Reality – dessen Programmierung sowie der Materialität und dem Design von dessen Interface – intensiv auseinandersetzen.

Im Prozess der Erstellung der virtuellen Zentrale und beim ersten Testen des Prototyps²³ liessen sich viele Anknüpfungspunkte an bereits etablierte kulturlinguistische Forschungsbereiche finden und es taten sich neue Gebiete auf, deren kulturlinguistische Betrachtung zukünftig sinnvoll wäre. Wir wollen hier diese möglichen Bereiche und Fragestellungen in aller Kürze antippen, denen es zu einem späteren Zeitpunkt nachzugehen gilt:

- In der Gesprächsforschung wurde in den letzten Jahren zunehmend mehr Aufmerksamkeit auf die Räumlichkeit von Interaktion gelenkt. So ist man sich einig, dass «Raum und Räumlichkeit interaktiv in Anspruch genommen und interaktiv hergestellt [werden]» (Hausendorf 2010, 163). Was diese

²² Die Aufsichtstelefonistin kontrollierte das richtige – auch sprachliche – Verhalten/Handeln der Telefonistinnen und vermerkte allfällige Fehler auf einer sogenannten Fehlertabelle. In einer späteren Version der virtuellen Telefonzentrale werden diese Fehler ebenfalls auf einer virtuellen Fehlertabelle vermerkt, was beim Telefonistinnen-Spielen zu zusätzlichem Stress führen wird.

²³ Der Prototyp wurde einerseits vom Team selber getestet und andererseits an der Scientifica: Zürcher Wissenschaftstage ausgestellt. Dabei wurde er von einem breiten (bzgl. Alter, Gender usw.) Publikum ausprobiert.



Abb. 4: Links: Person mit VR-Brille und Controllern in der Hand, rechts: Bildschirm, auf dem man sieht, was die Person mit der VR-Brille sieht (doppelt, weil es sich um ein stereoskopisches Bild zur Simulation von Räumlichkeit handelt), nämlich ein Vermittlerpult. Vor dem Bildschirm: Personen, welche die Interaktion der Person mit VR-Brille und virtueller Telefonzentrale beobachten.

Annahme für virtuelle Räume bedeutet, wie virtuelle Räume interaktiv – sprachlich und körperkommunikativ – hergestellt und wie und von wem in Anspruch genommen werden, ist allerdings noch kaum beleuchtet.²⁴

Auch Fragen wie die Folgenden können für eine interaktionstheoretisch fundierte Kulturlinguistik von Interesse sein: Wie interagieren Menschen mit VR-Brille mit solchen, die keine tragen? Beim Testen des Prototyps haben wir festgestellt, dass diejenigen Personen, welche keine VR-Brille aufhaben, allerdings auf einem Monitor sehen, was die Person mit Brille sieht, ihr stets Anweisungen geben, und zwar sowohl sprachlich als auch körperlich (durch Blickverhalten und Zeigegesten etwa), und dies obwohl allen Beteiligten bewusst ist, dass die Person mit Brille diese Gesten nicht sehen kann. Wer interagiert in einem solchen Setting mit wem und was lässt sich unter diesen bestimmten Umständen über zwischenmenschliche Kommunikation lernen?²⁵

²⁴ Zu den wenigen Ausnahmen gehören etwa Kato/Bauer 2018, Jucker et al. 2018 und Frick i. V.

²⁵ Damit bleibt auch zu ergründen, wie eigentlich sozialwissenschaftliche Methoden, wie die teilnehmende Beobachtung, Eingang in die kulturlinguistische Forschung finden können und sollen.

- Genauso wenig beleuchtet wie die Interaktion im und mit dem virtuellen Raum – und in unserem Fall mit dem virtuellen Arbeitssetting – ist innerhalb der Linguistik die Interaktion mit dem user interface (etwa den Controllern).

Im Erstellungsprozess der virtuellen Telefonzentrale wurde deutlich, wie wichtig taktile Aspekte für die Arbeit in historischen Telefonzentralen sind. Ehemalige Telefonistinnen thematisieren dies in schriftlichen Berichten über ihre Arbeit oft und auch wir haben beim Bau der virtuellen Telefonzentrale und dann vor allem beim Testen des Prototyps bemerkt, wie wichtig diese Aspekte sind und vor allem, wie sehr taktile Aspekte den Grad der Immersion einer VR-Anwendung beeinflussen. In der virtuellen Telefonzentrale kann man die Kabel, welche man vor sich sieht, nicht wie gewohnt mit den Fingern greifen, sondern man muss dafür einen Knopf auf den Controllern drücken. Die aus dem virtuellen Arbeitssetting hervorgehenden «Benutzbarkeitshinweise» (Hausendorf/Schmitt 2013, 8) täuschen. Diese Irritation und die Art, wie sie thematisiert wird, wären ebenfalls ein interessanter kulturlinguistischer Untersuchungsbereich, da hierbei ein «Explizieren impliziter Wissens- und Nichtwissensbestände (Handlungswissen)» (Fickers 2015, 84) stattfindet.

Es liesse sich dann auch danach fragen, ob und wie Vergleiche zu welchen anderen Medienpraktiken hergestellt werden. Ausserdem fiel uns auf, dass Kinder anders mit der Diskrepanz der «Benutzbarkeitshinweise» (Hausendorf/Schmitt 2013, 8) in der virtuellen und «analogen» Welt umgehen. Es liesse sich also zudem nach altersspezifischen und weiteren soziokulturellen Unterschieden hierbei fragen.

- Für semantische Fragestellungen interessant ist im Zusammenhang mit der VR-Anwendung das Sprechen über Sinnliches. Arbeitsräume sind geprägt von bestimmten Geräuschen, Gerüchen ebenso wie von taktilen und visuellen Reizen. Um die Geräusche in einer historischen Telefonzentrale zu (re)konstruieren, haben wir unter anderem Audioaufnahmen von historischen Vermittlerpulten erstellt, zum Beispiel von den Geräuschen, welche entstehen, wenn man ein Kabel ein- und aussteckt. Beim Sprechen über diese Geräusche und ganz konkret beim Beschriften der jeweiligen Audiodateien, ist uns aufgefallen, wie schwer es ist, Geräusche zu bezeichnen und zu umschreiben.²⁶ Beim Ausprobieren des Prototyps fiel uns – wie bereits angetönt – die Divergenz zwischen den «Benutzbarkeitshinweisen» (Hausendorf/Schmitt 2013, 8) des virtuellen Arbeitssettings und denjenigen des Interface-Designs der VR-Controller auf, weil dies von den User:innen auch stets thematisiert wurde.

26 In der Zusammenarbeit von Kulturlinguistik und Sensorik entstand zwischen dem Deutschen Seminar der Universität Zürich und dem Institut für Lebensmittel und Ernährungswissenschaften der ETH Zürich ein Forschungsseminar sowie ein Proceedings-Band zur «Semantik der Sinne», wobei in diesem Zusammenhang besonders der Geschmacks- und Geruchswortschatz des Deutschen im Fokus der Untersuchungen stand (vgl. Linke/Nuessli 2005).

Die Frage, wie diese haptischen und akustischen Erfahrungen oder auch die Schwierigkeit, diese in Worte zu fassen, thematisiert werden, wäre auch eine interessante erweiternde Frage zu «Semantik der Sinne» (Linke/Nuessli 2005).

Kulturlinguistisches Arbeiten erfordert – wie die obigen Ausführungen auch zeigen – oftmals einen Blick und ein Brückenschlagen über disziplinäre Grenzen hinweg. Die Forschungsfragen, welche sich aus der VR-Anwendung ergeben, würden sich etwa für eine Zusammenarbeit mit game / user interface Designer:innen oder auch mit einer Technikgeschichte, die sich historisch für das Design von Interfaces und dessen Implikationen interessiert (vgl. etwa Katz 1997, Weber 2009, Hessler 2009, Liggieri/Müller 2019), anbieten.

Semiotische Relektüre

Die virtuelle Telefonzentrale soll nicht einen möglichst authentischen historischen Raum sowie die darin getätigten Praktiken und Erfahrungen abbilden, sondern es geht unter anderem um eine Sensibilisierung für Materialitäten und symbolische Zeichenhaftigkeiten (vgl. dazu ausführlicher Fickers 2015, 84). Die Digitalisierung wird damit zu einem heuristischen Instrument, mit dem gezielt transkriptive Verfahren ausgelöst werden. Es geht also weniger darum, mit der virtuellen (Re-)Konstruktion einer historischen Telefonzentrale eine ikonische Darstellungsfunktion zu erfüllen. Vielmehr soll die Eigenheit der virtuellen Zentrale und deren materielle Grundlage selbst untersucht werden.

Das heisst, man muss den Transformationsprozess, der von der historischen Quelle bis hin zur virtuellen Zentrale führt, thematisieren und reflektieren. Die Text- und Bildquellen, welche wir von historischen Vermittlerpulten hatten, genauso wie die Geräusche, welche beim Erstellen von telefonischen Verbindungen am Vermittlerpult entstehen, mussten zuerst in Daten transformiert werden, damit ein Computer damit operieren kann. Das Ergebnis ist ein neuer, andersartiger virtueller Raum, ein «Script», mit Jäger gesprochen, mit dem gleichzeitig ein «Präscript» rekonstruiert wird, also das «Original», das transformiert worden ist. Mit der virtuellen Telefonzentrale wird also *auch* die alte Telefonzentrale als «analoge», «historische» Telefonzentrale rekonstruiert. Die «alte» Telefonzentrale kann nur noch mit der Erfahrung aus der virtuellen Telefonzentrale gelesen werden. Erst jetzt wird sie z. B. als «analog» verstanden.

Neben einem «neuen Blick» auf die alte Telefonzentrale, lohnt es sich u. E. nun, die Transformationsprozesse und die mediale Logik der virtuellen Telefonzentrale zu analysieren. Ein wichtiger Aspekt dabei ist, sie semiotisch zu lesen: In toto soll die virtuelle Telefonzentrale, wie oben erwähnt, keine ikonische Darstellungsfunktion erfüllen. Doch differenziert nach Ebenen kann analysiert werden, welche semiotischen Beziehungen zwischen analoger und digitaler Zentrale

bestehen. Es sind nämlich sowohl symbolische, arbiträre Beziehungen, als auch ikonische sichtbar:

- Die digitalen Repräsentationen des Raumes in Form des virtuell begehbaren Raums, der darin hörbaren Töne, der räumlichen Verortung der sich darin befindlichen Person stehen in einem arbiträren, symbolischen Verhältnis zur analogen Telefonzentrale.
- Allerdings wird beim Bau und der Programmierung der virtuellen Zentrale deutlich, dass es Elemente gibt, die in ihrer digitalen Repräsentation in einem stärker ikonischen Verhältnis zur analogen Zentrale stehen. Dazu gehört der Spielverlauf und die Spracherkennung.

Um die virtuelle Telefonzentrale funktionsfähig zu machen, mussten die Anrufer und die Angerufenen sowie deren Verhalten simuliert werden. Dafür war es nötig, eine Spiellogik zu programmieren, die unterschiedliche Spielverläufe ermöglicht. Es gibt dafür verschiedene Implementierungsmöglichkeiten, doch eine naheliegende Lösung ist es, mit einem Verlaufsdiagramm (*State Machines*) zu arbeiten. Im Grunde werden damit Zustände definiert (ein Anrufer klingelt, die Leitung zum Anrufer ist gesteckt, die Leitung zum Anzurufenden ist gesteckt etc.) und Wege zwischen den Zuständen verbunden mit den Bedingungen, die den einen oder anderen Weg öffnen. Dieses Verlaufsdiagramm wurde in der benutzten Software VVVV grafisch als Netzdarstellung programmiert – und dieser Verlauf steht damit in einem offensichtlichen Ähnlichkeitsverhältnis sowohl zu den Bedienelementen der Zentrale als auch zur verborgenen Struktur der Verkabelung, die das Funktionieren überhaupt erst ermöglicht (vgl. Abb. 5).

Der zweite Aspekt betrifft die für die virtuelle Telefonzentrale notwendige Spracherkennung: Die Anrufer werden zwar simuliert und deren Aussagen werden durch die Spiellogik in Abhängigkeit der Zustände als voraufgezeichnete Audiodateien abgespielt. Aber das sprachliche Verhalten der Person, welche die Telefonistin spielt, muss über eine Spracherkennung erfasst werden: Sie muss erkennen, ob die Telefonistin im richtigen Moment «Nummer bitte!» sagt, die richtige Nummer wiederholt und sich an alle anderen sprachlichen Vorgaben hält. Dafür wird eine Spracherkennung eingesetzt: Das vortrainierte Sprachmodell ist zwar grundsätzlich in der Lage, beliebige sprachliche Signale zu erkennen, allerdings schwankt die Erkennungsrate je nach Stimme und Sprachvarietät und erkennt zudem bestimmte Wörter schlecht. Da jedoch das Sprechverhalten der Telefonistin hochgradig reguliert ist, was das Gesamtrepertoire «erlaubter» Aussagen betrifft, zusätzlich aber noch weiter durch die Optionen des jeweiligen Zustands eingeschränkt wird, kann die Spracherkennung vereinfacht werden: Nicht jeder mögliche Satz muss erkannt werden, sondern es muss nur geprüft werden, ob der erkannte Satz ungefähr einem erwarteten entspricht oder nicht.

Auch bei diesem Aspekt zeigt sich nun eine Ähnlichkeitsbeziehung zur analogen Zentrale: Die kommunikative Situation ist ja auch diese, dass sowohl die

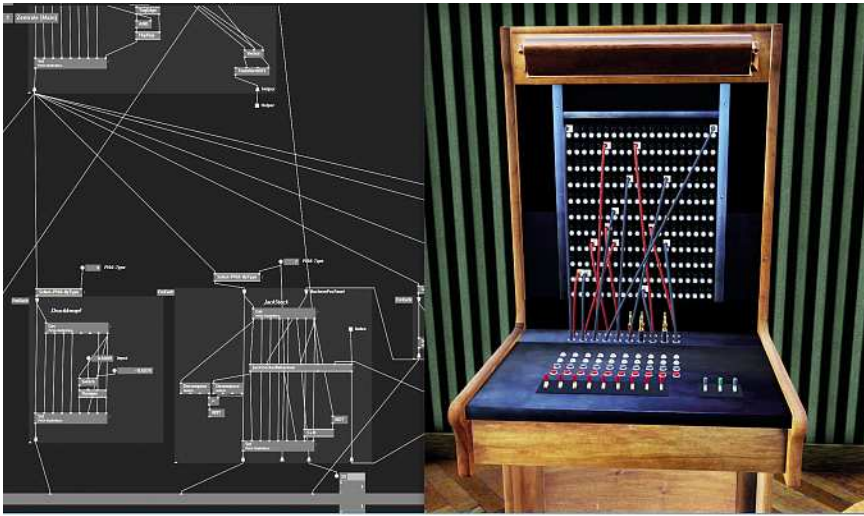


Abb. 5: Links: Verlaufsdiagramm, rechts: virtuelles Vermittlerpult

Anrufenden, als natürlich auch die Telefonistin, genaue Erwartungen an die möglichen Äußerungen im Kontext einer Gesprächsvermittlung haben. Die automatische Spracherkennung funktioniert also ähnlich, wie auch Menschen ihr Hören und Sprechen an den kommunikativen Kontext anpassen und damit bestimmte Hör- und Sprecherwartungen hegen.

Doch inwiefern hilft diese Erkenntnis, die analoge Telefonzentrale zu verstehen – und damit den Zusammenhang von Digitalität und Gesellschaft aus kulturlinguistischer Perspektive? Durch die Digitalisierung werden Parallelen zwischen der virtuellen und der analogen Zentrale deutlich, die klar über eine ikonische Gesamtähnlichkeit und Simulation hinausgehen. Das rekonstruierte Präscript, die analoge Telefonzentrale, könnte nun als computerähnlich gelesen werden: Die Telefonistin erscheint dabei als «Computer» *avant la lettre*; sie erscheint als programmiert und ihre kommunikativen Praktiken als programmhaft. Während bei der Spracherkennung der virtuellen Zentrale der Computer zwischen kommunikativen Signalen in der Leitung unterscheiden muss, war diese Translation anfangs 20. Jahrhunderts eine Aufgabe von Telefonistinnen (vgl. Carmi 2019, 446). Alles bis auf ihre Tätigkeit ist bereits automatisiert – ihre Tätigkeit ähnelt jedoch aus heutiger Sicht dem eines Computers. Und nach wenigen Jahrzehnten *wurde* sie ja tatsächlich durch einen Computer ersetzt.²⁷

27 Wir können diese These – die nicht neu ist – an dieser Stelle nicht weiter ausführen; sie steht im Kontext von Organprojektionstheorien, wie sie etwa bei Marshall McLuhan (Medien als «Extensions of Man») anklungen und deren Kritik, die die Menschen als Heer von Angestellten im Dienst der

Das Experiment mit Virtual Reality erweist sich somit aus unterschiedlichen Gründen als äusserst produktiv für kulturlinguistisches Arbeiten. Einerseits lassen sich Anlehnungspunkte an bereits bestehende kulturlinguistische Fragestellungen und Forschungsbereiche finden und andererseits ermöglicht die VR-Anwendung eine neue Perspektive auf lange bestehende Fragen über die Beziehungen zwischen Mensch und Maschine.

4. Fazit

Digitale Kulturlinguistik ist, so hoffen wir gezeigt zu haben, weit mehr als die kulturlinguistische Analyse von digitalen Daten. Wenn die digitale Gesellschaft als autopoietisch operierendes System der Digitalisierung aufgefasst wird, wenn Verdattung und Digitalisierung semiotisch als transkriptive Verfahren verstanden werden, ergeben sich neue Analyseperspektiven für eine digitale Kulturlinguistik:

Einerseits wird die Digitalisierung zu einem heuristischen Instrument, um nicht nur rezente, sondern auch historische Kommunikationssituationen zu untersuchen, wie wir das anhand der virtuellen Telefonzentrale illustriert haben. Theoretisch lässt sich dies etwa mit Nassehi (2019) begründen und die Argumentation fällt ähnlich aus wie beim *iconic turn*: Auch dort sollen nicht nur Bilder, sondern die Welt *durch* Bilder verstanden werden (Bachmann-Medick 2006, 350). Ähnlich macht der Prozess der Digitalisierung, verstanden als transkriptives Verfahren, die spezifische kulturelle Semantik einer Kommunikationssituation sichtbar.

Andererseits helfen digitale Methoden, die Spuren kommunikativen Handelns im Digitalen zu analysieren. Allerdings sind digitale Methoden dabei nicht einfach ein nützliches Werkzeug, sondern werden aus kulturlinguistischer Perspektive ebenfalls zum Untersuchungsgegenstand: Ihre digitale Bedingtheit und ihre Forschungslogik müssen und sollen mitreflektiert werden und es ergibt sich damit die Möglichkeit, die Funktionslogik der digitalen Plattformen, auf denen sprachlich gehandelt wird, genauer zu analysieren. Es sind erste Schritte zu einem «reverse engineering» (Rogers 2021, 42), das aber nicht bloss die technische Funktionsweise der Plattform im Blick hat, sondern diese vor dem Hintergrund einer kulturellen Einbettung sieht: Welche Vorstellungen von Sprache zeigen sich in den Algorithmen encodiert? Welche Sprachhandlungen, z. B. des Bewertens, werden bevorzugt und idealisiert?

Maschinen sieht (Samuel Butler). Vgl. dazu Werber (2019) und grundlegend zum Verhältnis von Mensch und Maschine Hefler (2019).

Auf dem kulturlinguistischen Fundament kann nun ‹Digitalisierung› in allen Bedeutungsfacetten angegangen werden: Als Gegenstand und als Methode der Kulturlinguistik.

Literatur

- Arthur, David/Vassilvitskii, Sergei: *k-means++: The Advantages of Careful Seeding*, Stanford 2006.
- Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns: Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften* (Rowohlt's Enzyklopädie), Reinbek 2006.
- Blei, David M./Ng, Andrew Y./Jordan, Michael I.: «Latent Dirichlet allocation», in: *Journal of machine learning research* 3, 2003, 993–1022.
- Bolter, Jay David/Grusin, Richard: *Remediation: Understanding New Media*, Cambridge Massachusetts 2000.
- Bubenhofer, Noah: «Exploration semantischer Räume im Corona-Diskurs», in: *Sprache in Politik und Gesellschaft: Perspektiven und Zugänge*, Mannheim 2022 (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2021).
- Bubenhofer, Noah: «Kollokationen, n-Gramme, Mehrworteinheiten», in: Roth, Kersten Sven/Wengeler, Martin/Ziem, Alexander (Hgg.): *Handbuch Sprache in Politik und Gesellschaft* (HSW 19), Berlin, Boston 2017.
- Bubenhofer, Noah: «Masken und Küsschen: Korpuslinguistische Exploration des Corona-Diskurses in der Deutschschweiz», in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 68 (2), 2021, 127–140.
- Bubenhofer, Noah: «Semantische Äquivalenz in Geburtserzählungen: Anwendung von Word Embeddings», in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 48 (3), 2020, 562–589.
- Bubenhofer, Noah: «Social Media und der Iconic Turn: Diagrammatische Ordnungen im Web 2.0.», in: *Diskurse – digital* 1, 2019, 114–135.
- Bubenhofer, Noah: *Sprachegebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse* (Sprache und Wissen 4), Berlin, New York 2009.
- Bubenhofer, Noah: *Visuelle Linguistik: Zur Genese, Funktion und Kategorisierung von Diagrammen in der Sprachwissenschaft* (Linguistik Impulse und Tendenzen 90), Berlin, Boston 2020.
- Bubenhofer, Noah/Calleri, Selena/Dreesen, Philipp: «Politisierung in rechtspopulitischen Medien: Wortschatzanalyse und Word Embeddings», in: Römer, David/Spieß, Constanze (Hgg.): *Populismus und Sagbarkeiten in öffentlich-politischen Diskursen* (OBST 95), Duisburg 2019, 211–242.
- Bubenhofer, Noah/Dreesen, Philipp: «Kollektivierungs- und Individualisierungseffekte», in: Gredel, Eva gemeinsam mit DFG-Netzwerk *Diskurse Digital* (Hgg.): *Diskurse – digital: Theorien, Methoden, Anwendungen* (Diskursmuster 30), Berlin/Boston im Druck.
- Bubenhofer, Noah/Dreesen, Philipp: «Linguistik als antifragile Disziplin? Optionen in der digitalen Transformation», in: *Digital Classics Online* 4, 2018, 63–75.
- Bubenhofer, Noah/Scharloth, Joachim: «Korpuspragmatische Methoden für kulturanalytische Fragestellungen», in: Benitt, Nora/Koch, Christopher/Müller, Katharina/Schüler, Lisa/Saage, Sven (Hgg.): *Kommunikation Korpus Kultur: Ansätze und*

- Konzepte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik (Giessen Contributions to the Study of Culture 11), Trier 2014, 47–66.
- Bubenhöfer, Noah: «Wenn ‹Linguistik› in ‹Korpuslinguistik› bedeutungslos wird. Vier Thesen zur Zukunft der Korpuslinguistik», in: Gessinger, Joachim/Redder, Angelika/Schmitz, Ulrich (Hgg.): Korpuslinguistik. (OBST 92), Duisburg 2018, 17–30.
- Carmi, Elinor: «The Hidden Listeners: Regulating the Line from Telephone Operators to Content Moderators», in: International Journal of Communication 13, 2019, 440–458.
- Couldry, Nick/Hepp, Andreas: The mediated construction of reality, Cambridge UK 2017.
- Donalies, Elke: «Das Rezept war super! Es stand nur leider nicht dabei, ob die Kartoffeln roh oder gekocht verwendet werden sollten». Sprachmanagement für Kochrezepte», in: Aptum 7 (3), 2017, 193–223.
- Ernst, Wolfgang: «Das klassische Original und seine Digitalisierung. Zeitkritische Anmerkungen eines Medienarchäologen», in: kulturmanagement.net 84, 2013, 24–29.
- Felder, Ekkehard/Müller, Marcus/Vogel, Friedemann: Korpuspragmatik: Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen (Linguistik Impulse und Tendenzen 44), Berlin, New York 2011.
- Fickers, Andreas: «How to grasp historical media dispositifs in practice?», in: Fickers, Andreas/Aasman, Susan/Wachelder, Joseph (Hgg.): Materializing Memories. Dispositifs, Generations, Technologies, New York 2018, 85–102.
- Fickers, Andreas: «Hands-on! Plädoyer für eine experimentelle Medienarchäologie», in: Technikgeschichte 82 (1), 2015, 67–85.
- Frick, Karina: «Grenzen überschreiten: Transkontextuelle Praktiken», in: Sprachliche Grenzziehungspraktiken – Analysefelder und Perspektiven. Studien zur Pragmatik, in Vorbereitung.
- Fry, Hannah: Hello world: being human in the age of algorithms, New York 2018.
- Fuller, Matthew: Behind the blip: essays on the culture of software. New York 2003.
- Habscheid, Stephan: «Einleitung: Bewerten im Wandel», in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 45 (1), 2015, 5–11.
- Hausendorf, Heiko: «Interaktion im Raum. Interaktionstheoretische Bemerkungen zu einem vernachlässigten Aspekt von Anwesenheit», in: Deppermann, Arnulf/Linke, Angelika (Hgg.): Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton, Berlin, New York 2010 (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2009), 163–198.
- Hausendorf, Heiko/Schmitt, Reinhold: «Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie. Umriss einer raumlinguistischen Programmatik», Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum (Spur) 1, 2013, 1–59.
- Hepp, Andreas/Loosen, Wiebke/Hasebrink, Uwe: «Jenseits des Computational Turn: Methodenentwicklung und Forschungssoftware in der Kommunikations- und Medienwissenschaft – zur Einführung in das Themenheft», in: Medien & Kommunikationswissenschaft 69 (1), 2021, 3–24.
- Herrmann, Berenike/Bubenhöfer, Noah/Knuchel, Daniel/Messerli, Thomas/Rebora, Simone: «Cultures of E/valuation on the Social Web. A very Short Introduction to the Special Issue», Journal of Cultural Analytics 7 (2), 2022, 1–3.
- Heßler, Martina: «Die Maschine als Konkurrentin im Mensch-Maschine-Vergleich», in: Liggieri, Kevin/Müller, Oliver (Hgg.): Mensch-Maschine-Interaktion, Stuttgart 2019, 150–156.

- Heßler, Martina: «Technik und Design. Das Ende der <alien universes>. Annäherungen von Technik- und Designgeschichte», in: Themenheft der Zeitschrift Technikgeschichte 76 (3), 2009, 179–190.
- Hrcnal, Christine: *Bewertungsinteraktionen in der Theaterpause: Eine gesprächsanalytische Untersuchung von Pausengesprächen im Theaterfoyer*, Berlin, Boston 2020.
- Jäger, Ludwig: «Transkriptive Verhältnisse. Zur Logik intra- und intermedialer Bezugnahmen in ästhetischen Diskursen», in: Buschmeier, Gabriele/Konrad, Ulrich/Riethmüller, Albrecht (Hgg.): *Transkription und Fassung. Bericht des Kolloquiums Mainz 2004*. Mainz 2007, 103–134.
- Jannidis, Fotis: «Quantitative Analyse literarischer Texte am Beispiel des Topic Modeling», in: *Der Deutschunterricht* 68 (5), 2016, 24–35.
- Jucker, Andreas/Hausendorf, Heiko/Dürscheid, Christa/Frick, Karina/Hottiger, Christoph/Kesselheim, Wolfgang/Linke, Angelika/Meyer, Nathalie/Steger, Antonia: «Doing space in face-to-face interaction and on interactive multimodal platforms», in: *Journal of Pragmatics* 134, 2018, 85–101.
- Kato, Hiloko/Bauer, René: «Hansel and Gretel. Design and Reception of Orientation Cues in Game space», in: Kocher, Mela/Bauer, René/Suter, Beat (Hgg.): *Game Mechanics – Rules for the Magic Circle*, Bielefeld 2018, 115–138.
- Katz, Barry M.: «Technology and Design: A New Agenda», in: *Technology and Culture* 38, 1997, 452–466.
- Knuchel, Daniel: «<Old> AIDS – <New> AIDS in DER SPIEGEL? A corpus linguistic approach to conceptualisations of HIV/AIDS», in: Groß, Alexandra/Pech, Ramona/Vlassenko, Ivan (Hgg.): *HIV/AIDS: Interdisziplinäre Perspektiven (Medizin 22)*, Berlin 2019, 95–114.
- Knuchel, Daniel: «Diskurs-Latenz: Re-Aktivierungen von Stereotypen rund um HIV/AIDS in Onlineforen», in: Ilg, Yvonne/Iakushevich, Marina / Schnedermann, Theresa (Hgg.): *Linguistik und Medizin. Sprachwissenschaftliche Zugänge und interdisziplinäre Perspektiven*, Berlin, Boston (Sprache und Wissen 44) 2021, 277–294.
- Knuchel, Daniel: *Diskurs-Latenzen. Korpuspragmatische Studien und kulturphilologische Diskussion zu HIV/AIDS in der Ära der Sexuellen Nicht-Infektiosität (2008–2018)*, in Vorbereitung.
- Knuchel, Daniel/Bubenhofer, Noah: «Korpuslinguistische Expeditionen als Anregung zur Reflexion über Sprachgebrauch – Forschendes Lernen mit dem DWDS und dem DeReKo», in: *Der Deutschunterricht* 6, 2020, 63–76.
- Knuchel, Daniel/Bubenhofer, Noah: «Machine Learning und Korpuspragmatik. Word Embeddings als Beispiel für einen kreativen Umgang mit NLP-Tools», in: Meier-Vieracker, Simon/Marx, Konstanze/Bülow, Lars/Mroczyński, Robert (Hgg.): *Digitale Pragmatik*, Heidelberg im Druck.
- Knuchel, Daniel/Bubenhofer, Noah: «Topic modeling beyond topical structures – Experiments with analyzing evaluative language patterns on food discourse», in: Herrmann, Berenike/Bubenhofer, Noah/Knuchel, Daniel/Messerli, Thomas/Rebora, Simone (Hgg.): *Cultures of E/valuation on the Social Web (Journal of Cultural Analytics 7 (2))*, in Vorbereitung.
- Knuchel, Daniel/Luth, Janine: «Zugängliche Daten im Netz. Herausforderungen beim Korpusaufbau mit besonderer Berücksichtigung rechtlicher und ethischer Aspekte», in: Gessinger, Joachim/Redder, Angelika/Schmitz, Ulrich (Hgg.): *Korpuslinguistik (OBST 92)*, Duisburg 2018, 31–44.

- Kropf, Jonathan/Laser, Stefan (Hgg.): Digitale Bewertungspraktiken: für eine Bewertungssoziologie des Digitalen. Soziologie des Wertens und Bewertens, Wiesbaden 2019.
- Latour, Bruno: «Beware, your imagination leaves digital traces», in: Column for Times Higher Literary Supplement 6. April 2007.
- Lenci, Alessandro: «Distributional Models of Word Meaning», in: Annual Review of Linguistics 4 (1), 2018, 151–171.
- Liggieri, Kevin/Müller, Oliver (Hgg.): Mensch-Maschine-Interaktion. Handbuch zu Geschichte – Kultur – Ethik, Stuttgart 2019.
- Linke, Angelika: «Einführung: Kommunikation und Kulturalität», in: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft, Berlin, Boston 2016, 351–368.
- Linke, Angelika/Nuessli, Jeannette (Hgg.): Semantik der Sinne. Proceedings zur Tagung, 18. und 19. Juni 2004 Universität Zürich, Zürich 2005.
- Liu, Can/Guo, Chun/Dakota, Daniel/Rajagopalan, Sridhar/Li, Wen/Kübler, Sandra/Yu, Ning: «My Curiosity was Satisfied, but not in a Good Way»: Predicting User Ratings for Online Recipes», in: Proceedings of the Second Workshop on Natural Language Processing for Social Media (SocialNLP). Dublin 2014, 12–21. <http://aclweb.org/anthology/W14-5903> (letzter Zugriff 27. 10. 2021).
- Manovich, Lev: Software Takes Command. New York, London 2013.
- Mau, Steffen: Das metrische Wir: über die Quantifizierung des Sozialen, Berlin 2017.
- Meier, Simon/Viehauser, Gabriel/Sahle, Patrick (Hgg.): Rekontextualisierung als Forschungsparadigma des Digitalen (Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik 14). Norderstedt 2020.
- Mikolov, Tomas/Chen, Kai/Corrado, Greg/Dean, Jeffrey: «Efficient Estimation of Word Representations in Vector Space», in: Proceedings of Workshop at ICLR 2013.
- Nassehi, Armin: Muster: Theorie der digitalen Gesellschaft, München 2019.
- Pentzold, Christian/Faas, Claudia/Meier, Stefan: «Online-mediale Texte: Kommunikationsformen, Affordanzen, Interfaces», in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 41 (1), 2013, 81–101.
- Reckwitz, Andreas: «Die Gesellschaft der Singularitäten», in: Busche, Hubertus/Heinze, Thomas/Hillebrand, Frank/Schäfer, Franka (Hgg.): Kultur – Interdisziplinäre Zugänge, Wiesbaden 2018, 45–62.
- Reckwitz, Andreas: «Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken / Basic Elements of a Theory of Social Practices: Eine sozialtheoretische Perspektive / A Perspective in Social Theory», in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), 2003, 282–301.
- Rogers, Richard: «Digitale Methoden: Zur Positionierung eines Ansatzes», in: Medien & Kommunikationswissenschaft 69 (1), 2021, 25–45.
- Schüller, Larissa: «Mikrofone, Hörrohre, Lampen und Stöpsel. Methodologische Überlegungen zur Analyse von Praktiken der Arbeit in den Schweizer Telefonzentralen am Anfang des 20. Jahrhunderts», in: Dommann, Monika/Flores Zendejas, Juan/Schulz, Kristina/Teuscher, Simon (Hgg.): Arbeit im Wandel. Technische Umbrüche, soziale Konflikte und geopolitische Herausforderungen (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 36), in Vorbereitung.
- Stark, David C. (Hg.): The performance complex: competitions and valuations in social life. New product, New York 2020.

- Weber, Heike: «Stecken, Drehen, Drücken. Interfaces von Alltagstechniken und ihre Bediengesten», in: *Technikgeschichte* 76 (3), 2009, 233–254.
- Wenger, Etienne: *Communities of Practice: Learning, Meaning, and Identity*, New York 1998.
- Werber, Niels: «Organprojektionstheorien und ›Gliedmaßengemeinschaften‹ von Menschen und Maschinen», in: Liggieri, Kevin/Müller, Oliver (Hgg.): *Mensch-Maschine-Interaktion*. Stuttgart 2019, 52–57.

Germanistik als Sprach- und Literaturwissenschaft: Plädoyer für eine Kulturphilologie¹

D. Knuchel, V. Thomann, C. Hottiger, S. Meier, L. Schüller, T. Traupmann²

Was hat ein Promotionsprojekt, das diskurslinguistisch die aktuell zirkulierende Konzeptualisierung von HIV in der deutschen Sprache erforscht (vgl. Knuchel i. V.) mit einem Promotionsprojekt gemeinsam, das sich dem Verhältnis von Mensch und Tier in der Gegenwartsliteratur widmet (vgl. Thomann i. V.)? Auf den ersten Blick nicht viel – ausser der Zugehörigkeit der beiden Projekte zum Deutschen Seminar der Universität Zürich.³ Wer in Zürich Germanistik studiert, belegt meist den Studiengang *Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft* und beschäftigt sich somit intensiv mit zwei (Teil-)Disziplinen innerhalb eines Faches. Spätestens auf der Stufe des Doktorats ordnet man sich jedoch einer der beiden Disziplinen zu: das erste hier genannte Projekt zur Sprach-, das zweite zur Literaturwissenschaft. Die dadurch entstehende Doppelzugehörigkeit der Forschenden, einerseits zur Germanistik und andererseits entweder zur Sprach- oder zur Literaturwissenschaft, verstellt den Blick auf fachliche und institutionelle Austauschmöglichkeiten zwischen den (Teil-)Disziplinen. Diese wären jedoch insbesondere für Forschende mit einer kulturtheoretischen Orientierung, wofür die Universität Zürich mit dem Studienprogramm Kulturanalyse (seit 2008) bekannt ist, zentral.⁴ In diesem Bereich der Germanistik sind sprach- und literaturwissenschaftliche Forschung gleichermassen konstitutiv, weshalb diverse inner- oder interdisziplinäre Berührungspunkte in gemeinsamen theoretischen Grundlagen, Bezügen zu Theoretiker:innen sowie der Konzeptarbeit angelegt

1 Wir danken der Graduiertenschule der philosophischen Fakultät sowie dem Graduate Campus der Universität Zürich für die grosszügige Förderung, die es uns erlaubt hat, gemeinsam mit Daniela Hahn und Benno Wirz Überlegungen zur Kulturphilologie zu diskutieren und wichtige Grundlagen für diesen Text in zwei Retraiten zu erarbeiten.

2 Daniel Knuchel (Sprachwissenschaft, Deutsches Seminar), Vera Thomann (Literaturwissenschaft, Deutsches Seminar), Christoph Hottiger (Sprachwissenschaft, Deutsches Seminar und Universitärer Forschungsschwerpunkt Sprache und Raum), Salomé Meier (Literaturwissenschaft, Deutsches Seminar), Larissa Schüller (Sprachwissenschaft, Deutsches Seminar) und Thomas Traupmann (Literaturwissenschaft, Deutsches Seminar) haben alle eine philologische Grundausbildung sowie ein ausgeprägtes Interesse für unterschiedliche semiotische Codes sowie diskursive Praktiken und deren Bedeutung in der und für die Kultur. In ihren Dissertationsprojekten orientieren sie sich an theoretischen Ansätzen aus der Praxeologie, der Diskursanalyse, der Materialitätsforschung und der Ethnomethodologie. Die zwei erstgenannten Autor:innen fungieren als Hauptautor:innen, alle weiteren Autor:innen werden in alphabetischer Reihenfolge genannt.

3 Die beiden hier genannten Projekte sind Stellvertreter – jedes der Promotionsprojekte der an diesem Aufsatz beteiligten Autor:innen hätte genannt werden können: Hottiger i. V., Meier i. V., Schüller i. V. und Traupmann i. V.

4 Vgl. <https://www.kulturanalyse.uzh.ch/de.html>.

sind. Diese können für die Zusammenarbeit zwischen Literatur- und Sprachwissenschaftler:innen produktiv gemacht werden, allerdings nicht im Sinne einer fachlichen Übereinkunft, sondern im Rahmen einer beizubehaltenden Diversität, welche die Moderation zwischen Methode, Theorie und Gegenstand in kulturtheoretischen und philologischen Zusammenhängen erforschbar und forschungspraktisch produktiv macht. Die Entwicklung eines solchen differenzorientierten Modus der Zusammenarbeit, welcher dennoch der obig ausgeführten Doppelzugehörigkeit gerecht wird, fassen wir im Folgenden unter das Label der Kulturphilologie.

Wie wir in den folgenden Abschnitten darlegen, soll ‹Kulturphilologie› keinen disziplinären Verbund von Kultur(-wissenschaft) und Philologie bezeichnen, sondern ist als Perspektive zu konzeptualisieren, welche die Erforschung von methodologischen Diversitäten möglich macht. In ihrem Selbstverständnis orientiert sich eine kulturphilologische Perspektive deshalb erstens an der Konzeption der Kulturanalyse nach Mieke Bal (2006, 7) – einerseits im Vorschlag, ‹eine Tätigkeit der eingehenden Beschäftigung mit kulturellen Objekten› vorauszusetzen, und andererseits im Verständnis, Theorie ‹in enger Interaktion mit den Objekten, um die es ihr geht›, zu denken (ebd. 2006, 18). Diese Interaktion von Methode und zu erforschendem Gegenstand unterliegt gegenwärtig allerdings einem grundlegenden Wandel: Es sind nicht mehr ‹nur› Theorien, Begriffe und Konzepte sowie Analysekatégorien, die zirkulieren und mit Forschungsobjekten interagieren, sondern mit ihnen auch verschiedentlich historisch gewachsene, je innerdisziplinäre Rezeptionslinien. Diesen Rezeptionslinien folgen wiederum aktuelle Zugriffe auf die genannten Konzepte, welche die zeitgenössische Theorie- und Forschungsarbeit hochgradig präformieren. Theorie muss daher einerseits zwingend historisiert und andererseits im Verbund mit dem Forschungsgegenstand gleichsam prospektiv neu dynamisiert werden. Daraus resultieren methodologisch-kulturtheoretische Diversitäten, welche die zweite Voraussetzung einer kulturphilologischen Herangehensweise darstellen. Drittens stützt sich die Kulturphilologie auf ein fachspezifisch-philologisches Selbstverständnis, welches unterschiedliche philologische Zugänge vor gemeinsamen kulturellen Horizonten diskutierbar macht. Die kulturphilologische Herangehensweise kontextualisiert Bezüge zur Kulturtheorie folglich mit Fokus auf mögliche philologischen Wendungen, d. h. unter genuin germanistischen Vorzeichen. Ebenso entspricht der zu untersuchende Gegenstand sprachlich codiertem Material oder einer kommunikativen Praktik, in welcher die Notwendigkeit des philologischen Arbeitens begründet liegt.

Zentrales Anliegen eines kulturphilologischen Ansatzes ist es demnach, das Zusammentreffen von Forschungsgegenstand und (Kultur-)Theorie in philologischen Zusammenhängen zu erforschen, wobei die Diversität des Gebrauchs im Umgang mit Methode und Gegenstand bestehen bleibt, d. h. weder aufgelöst noch nivelliert wird. Gerade in diesem Zusammenhang vertreten wir dezidiert

die Auffassung, dass kulturphilologische Arbeit nicht nur selbstverständlich disziplinar und methodologisch divers, sondern genauso selbstverständlich kollaborativ sein muss. Für unsere konkrete Zusammenarbeit heisst das: Weil keine Verpflichtung hinsichtlich der jeweiligen Disziplinen besteht, ermöglicht eine kulturphilologische Perspektive einerseits die Problematisierung der Moderation von Methode und Gegenstand innerhalb der einzelnen Forschungsprojekte und andererseits eine gemeinsame, differenzorientierte Inbezugsetzung der individuellen Forschungsprojekte. Im Folgenden wird dieser Modus des kulturphilologischen Forschens als Programm formuliert. Eine kulturphilologische Perspektive, wie wir sie postulieren, möchte dabei die germanistische Zusammengehörigkeit von Sprach- und Literaturwissenschaft als Fach, als zu vermittelnde Disziplin und als Forschungsfeld wieder zu einer Selbstverständlichkeit erklären.

1. <Reziproke Nutzbarkeiten>

Am Deutschen Seminar der Universität Zürich wurden bereits diverse Bestrebungen unternommen, eine institutionelle Zusammenarbeit der Teildisziplinen Sprach- und Literaturwissenschaft wieder einzuführen, obwohl dies in der Germanistik keineswegs üblich ist.⁵ So notieren Angelika Linke und Daniel Müller Nielaba in ihrem Positionspapier *Linguistik und Literaturwissenschaft: Reziproke Nutzbarkeiten* (2013), dass Interdisziplinarität in der Germanistik im Austausch mit anderen Disziplinen erwünscht sei, jedoch selten <innergermanistisch> als Zusammenarbeit zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft praktiziert werde (vgl. Linke/Müller Nielaba 2013, 38).⁶ Unser Anliegen ist es, den von Linke und Müller Nielaba beschriebenen inner- und interdisziplinären Austausch wiederzubeleben – d. h. auf das *und* der beiden Teildisziplinen Sprach- und Literaturwissenschaft hinzuweisen –, dabei aber von veränderten Ausgangsbedingungen dieses Austauschs auszugehen, die über sprachtheoretische Perspektiven, wie sie Linke und Müller Nielaba primär darlegen, hinausgehen. Wir tun dies vor dem Hintergrund eines Generationenwechsels in der Germanistik (vgl. dazu auch die *Einleitung* zu diesem Band), der Nachwuchswissenschaftler:innen mit einem anderen Selbstverständnis und mit anderen Selbstverständlichkeiten in die Schnittfelder der Disziplinen eintreten lässt. So ist die Prämisse einer konstruktivistischen Wirkung von Sprache und Kommunikation beispielsweise eine

⁵ Besonders aktiv waren in diesem Bereich Angelika Linke und Daniel Müller Nielaba, auf deren gemeinsamen Artikel wir im Folgenden verweisen, sowie Heiko Hausendorf und Wolfram Groddeck, aus deren Zusammenarbeit Hausendorfs Sammlung von linguistischen Analysen literarischer Texte hervorging (vgl. Hausendorf 2020).

⁶ Hingewiesen sei aber auch auf die Bestrebungen um den Lehrstuhl für Integrierte Germanistik von Prof. Dr. Pamela Steen an der Universität Koblenz · Landau.

Grundvoraussetzung in der Forschung geworden; ebenso werden Sprache und Kommunikation in der Literaturwissenschaft als etwas genuin kulturell zu Konzeptualisierendes verstanden. Diese Veränderungen schlagen sich wiederum in den rezipierten theoretischen Grundlagentexten und der Theoretisierung der Disziplinen nieder:⁷ Die Sprachwissenschaft vermittelt in der universitären Ausbildung nicht nur einen sprachsystematischen Zugang, vielmehr erachtet sie die Folgen des *pragmatic turns* bereits als in ihr Fach integriert. In der Literaturwissenschaft besteht ebenso die Übereinkunft, dass Texte auch hinsichtlich ihrer Medien, Institutionen und Infrastrukturen verortet werden können und müssen.⁸ Dass sich die bei Linke und Müller Nielaba genannten Konzepte wie Diskurs, Medialität, Materialität sowohl in der Literatur- als auch in der Sprachwissenschaft etabliert haben und im Rahmen der universitären Ausbildung institutionalisiert worden sind (vgl. Linke/Müller Nielaba 2013, 42), deuten wir als Indiz dieses Generationenwechsels, der derart Einfluss auf die Konzeption und Planung unserer Promotionsprojekte genommen hat.

Direkte Konsequenz dieses Generationenwechsels ist, dass gegenwärtig nicht eigentlich mit Konzepten wie «*Diskurs, Medialität, Materialität*» (Linke/Müller Nielaba 2013, 42) geforscht wird, sondern auf diese Konzepte bereits von den oben skizzierten innerdisziplinären Rezeptionslinien ausgehend zugegriffen wird. Die Voraussetzung für eine kulturphilologische Perspektive muss folglich ein Wandel in der Konfrontation zwischen Methode und Gegenstand bilden, der diese Inbezugsetzung nicht mehr als zeitlos gegeben betrachtet. Stattdessen sind jene Bezüge hinsichtlich ihrer Historizität und Rezeptionsgeschichte zu problematisieren und der Umgang mit Begriffen und Methoden zu re-evaluieren. Die «reziproke Nutzbarkeiten» unserer beider Teildisziplinen sind deshalb zehn Jahre nach Erscheinen der Publikation von Linke und Müller Nielaba anders gelagert und entsprechend neu zu konzeptualisieren: Weil teils ähnliche theoretische Positionierungen zu unterschiedlichen Arbeitsformen mit den disziplinären Gegenständen geführt haben, ist eine Re-Reflexion (oder Revision) der Idee der «reziproke Nutzbarkeiten» angezeigt, die wir als produktive Friktionen fassen. Die nachfolgenden Ausführungen sollen deshalb nicht als direkte Weiterführung der bereits genannten Diskussion von Linke und Müller Nielaba verstanden werden. Vielmehr wollen wir uns deren Publikation im Modus eines parasitären Lesens (vgl. Linke 2015, 63) anverwandeln, mit dem Ziel, hierdurch die eingangs

7 Vgl. z. B. die Tagung des Netzwerks KULI – Kulturbezogene und kulturanalytische Linguistik, welche sich 2022 an der Université de Genève unter dem Schlagwort «Kulturell konstitutiv» mit «sprachtheoretische[n] Perspektiven der Kulturlinguistik» befassen wird (siehe <https://liri.linguistik.uzh.ch/kulturlinguistik/>).

8 Diese Übereinkunft teilt auch die Mediävistik mit den neueren Philologien, unter anderem im Bereich der Textkritik. Beispielhaft zur theoretischen Einordnung im Bereich der Medialität: Kiening (2015).

genannte disziplinäre Doppelzugehörigkeit unserer Arbeiten im Rahmen einer kulturphilologischen Arbeit zu reflektieren.

2. Prämissen für die kulturphilologische Zusammenarbeit

Im Folgenden postulieren wir anhand dreier Prämissen, was u. E. mit *Kulturphilologie* gemeint ist und wie diese Herangehensweise Sprach- und Literaturwissenschaftler:innen kollaborativ zu vernetzen vermag.

P 1: Kulturanalyse als produktive Folie für kulturphilologisches Arbeiten zu nutzen, heisst, dass ‹Theorie› und ‹Methode› nicht im Sinne eines Werkzeugkastens ‹angewandt› werden können, sondern immer neu am und mit dem Untersuchungsgegenstand entworfen werden müssen.

Wie bereits ausgeführt wurde, sind alle Autor:innen dieses Beitrags in der Zürcher Germanistik wissenschaftlich sozialisiert worden. Das bedeutet, entsprechend einer gewissen Zürcher Eigenheit in der Germanistik, dass Kulturtheorien und kulturwissenschaftliche Positionen – sowohl auf BA-, MA- als auch PhD-Stufe – eine zentrale Rolle im Studium der Sprach- und Literaturwissenschaft gespielt haben. Dieser Hintergrund erleichtert das Unterfangen, Kulturwissenschaft und Sprach- resp. Literaturwissenschaft nicht quasi ‹klassisch interdisziplinär› zusammenzuführen, sondern im Sinne von Bals Kulturanalyse die eigene, nicht minder ‹klassisch› disziplinäre Position als Sprach- oder Literaturwissenschaftler:in bei Literatur-, Sprach- und Kommunikationsanalysen um spezifisch kultursensitive Aspekte zu erweitern. Neben dieser Sensibilisierung für kulturelle Aspekte ermöglicht eine kulturanalytische Grundierung zudem, zum Verständnis von Kultur gerade aus sprach- resp. literaturwissenschaftlicher Perspektive beizutragen. Zentral dafür ist jedoch, dass kultur- und geisteswissenschaftliche Theorie und Methodologie nicht als Werkzeugkasten verstanden wird, sondern als Untersuchungsgegenstand *sui generis*. Denn nur wenn Gegenstand, Methode und Theorie miteinander in Austausch versetzt werden, kann kulturphilologische Forschung überzeugende Resultate hervorbringen und läuft nicht Gefahr, aufgrund eines Mangels an Reflexion und Übersetzungsarbeit verkürzte, d. h. intern theoretisch vorstrukturierte, Schlüsse zu ziehen.

Für eine kulturphilologische Perspektive bedeutet dies konkret, dass Theorie gleichzeitig einen Rahmen spannt und als Erklärfolie für Phänomene dient, aber auch selbst Reflexions- und Untersuchungsgegenstand wird. Diese gegenseitige Bezugnahme von Theorie und Gegenstand hat sich für uns insbesondere im interaktiven Austausch zwischen stärker linguistisch und stärker literaturwissenschaftlich sozialisierten Forscher:innen als produktiv erwiesen. Gerade *weil* wir alle germanistisch sozialisiert worden und alle mit kulturwissenschaftli-

chen Konzepten in Kontakt gekommen sind, sowie uns vor dem Hintergrund unserer disziplinären Verortung darüber ausgetauscht haben, können wir jeweils eine klar(er) definierte literatur- resp. sprachwissenschaftliche Positionierung verfolgen. Unsere Perspektive auf Theorien und Gegenstände ist dementsprechend eine *bewusst* gerichtete und hat Einfluss auf die Konturierung unseres Untersuchungsgegenstandes – insbesondere mit Blick auf die Quellengrundlage – sowie auch auf unsere Forschungsfragen.

P 2: Kulturphilologische Theoriearbeit nimmt die Diversität von Rezeptions- und Adaptionsgeschichten kulturwissenschaftlicher Konzepte ernst und bezieht die verschiedenen Linien produktiv aufeinander.

Theorien, Methodologien und Begriffe haben eine disziplinäre Rezeptions- und Adaptionsgeschichte. Trotz vermeintlich gleicher Ausgangsbedingungen sind sie damit stets schon als transformiert und idiosynkratisch eingesetzt zu reflektieren: Sie können damit nicht mehr als blosse, ‹unbelastete› Analysekategorien gelten, die schlicht in verschiedenen Forschungstraditionen zirkulieren und mit unterschiedlichen Forschungsobjekten interagieren. Vielmehr gilt es, sie an die distinkten disziplinären Zugriffe rückzubinden, die wiederum mit je spezifischen Momenten akademischer Etablierung und Institutionalisierung zusammenhängen. Solche Zugriffe prägen die zeitgenössische Theorie- und Forschungsarbeit explizit vor, weshalb von der Gleichzeitigkeit ehemals identischer Konzepte mit unterschiedlichen Deutungstraditionen in unterschiedlichen Disziplinen ausgegangen werden muss. In der jeweiligen Rezeption durch die Teildisziplinen sind diese Traditionen zumeist als gerichtete aufgearbeitet – oder werden zumindest oft, auch unhinterfragt, als zwingend teleologische dargestellt.

Eine kulturphilologische Perspektive vermag es nun, jene Diversitäten im Umgang mit Theorie und Methodologie sichtbar zu machen. Die Notwendigkeit eines solchen Vorgehens ist gerade im Falle von kulturanalytisch interessierten Spielarten der Literatur- bzw. Sprachwissenschaft offensichtlich, da sich in ihnen innerdisziplinär teilweise erneut stark diversifizierte, separate Rezeptions- und Adaptionenlinien von zentralen Konzepten (und damit von Theorien, Methodologien und Begriffen) entwickelt haben – man denke nur beispielsweise an die bereits von Linke und Müller Nielaba genannten Grössen Diskurs, Medialität und Materialität. Diese Diversität in der Interaktion von Methode und zu erforschendem Gegenstand stellt jedoch nicht nur eine forschungspraktische Herausforderung dar, sie bildet auch die Grundlage dafür, bestehende Theorien sowie theoretische Grundsätze re-aktualisieren zu können – im Austausch über die innergermanistischen Grenzen hinweg lässt sich somit transformatorisches Potential auch für die zeitgenössische Theoriebildung erkennen. Eine kulturphilologische Perspektive wird folglich genau dann wirksam, wenn mit ähnlichen oder denselben Konzepten, jedoch im Kontext von sehr unterschiedlichen disziplinären, historischen und institutionellen Rezeptionslinien geforscht wird.

P 3: Kulturphilologie nimmt die Tätigkeit des Lesens ernst, versteht Lesen aber primär als ein Decodieren unterschiedlich verfasster Sinnstrukturen.

Eine kulturphilologische Perspektive stützt sich zuletzt auf ein fachspezifisch-philologisches Selbstverständnis. Bereits Linke und Müller Nielaba (2013, 38–40) fassen eine Zusammenarbeit zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft unter das Signet der ‚Philologie‘. Sie verweisen hierfür auf eine Traditionslinie, die bei Roman Jakobson ansetzt, für die sich im 20. Jahrhundert allerdings mit Michail Bachtin, Roland Barthes oder Julia Kristeva noch weitere Vordenker:innen fänden. Wir greifen diese Traditionslinie insofern auf, als wir die «Tätigkeit des Lesens» – des «Konstituens schlechthin jeder philologischen Fragestellung» (Linke/Müller Nielaba 2013, 40) – als zwingende Voraussetzung für eine kulturphilologische Zusammenarbeit erachten. Wir gehen dabei allerdings von gemeinsamen kulturellen Horizonten und von unterschiedlichen philologischen Zugängen aus, die nicht nur Semiose und Bedeutung, sondern ebenso das ‚Lesen‘ als kulturell und historisch wandelbare Deutungspraxis begreifen, welche somit nie als etwas Vorthoretisches oder Ideologiefreies gedacht werden kann. Aleida Assmann (2015, 305–329) etwa benennt mit Hodegetik, Hermeneutik und Dekonstruktion drei solcher historisch unterschiedlichen Deutungsrahmen, die das Verhältnis von Text, Leser:in und Verfasser:in je anders voraussetzen, aber auch bedingen.

Ein breiter Begriff des ‚Lesens‘ inkludiert zudem nicht nur genuin schriftlich verfasste Texte, sondern im selben Masse mündliche, non-verbale und verkörperte Kommunikation, ebenso wie mediatisierte respektive intermediale Gegenstände in Form von Reklamen, Anzeigen, Bildern, Architektur oder Landschaften. Vor diesem Hintergrund geraten so neben Texten – damit gemeint sind kulturelle Bedeutungsträger im weiteren Sinne – gleichzeitig Verfahren der Decodierung in den Blick der philologischen Forschung. Diese Öffnung und Verschiebung des Lesens hat zur Folge, dass insbesondere auch im Zuge der Digitalisierung andere Werkzeuge des Lesens für philologische Zwecke, z. B. im Modus eines Distant Readings (vgl. Moretti 2013) oder mit Methoden der Korpuspragmatik (vgl. Bubenhofer 2009), genutzt werden können. Diese digitalen Werkzeuge erlauben eine neue Form der Lektüre, da die ‚klassischen‘ Ausgangstexte in neuartige Textsorten wie etwa Wortverzeichnisse, Textausschnittslisten oder Visualisierungen transformiert werden, die je für sich hermeneutisch erfasst werden müssen.⁹ Derartige neue Formen der Lektüre wirken wiederum auf die theoretischen Grundlagen einer kulturanalytischen Forschungspraxis zurück. Die Konzeptualisierung des Philologischen als eines reflektierten Lesens ermöglicht es so, diverse philologische Zugänge vor gemeinsamen kulturellen

⁹ Bubenhofer (2018, 27–28) argumentiert ähnlich, wenn er erstens davon spricht, dass Ergebnisse quantitativer Analysen neue Daten sind, die hermeneutisch gedeutet werden müssen, und zweitens mit Rückgriff auf Krämer (2016) solches Arbeiten als «diagrammatisches Operieren» versteht.

Horizonten zu problematisieren, neu zu evaluieren und produktiv zu machen. Eine kulturphilologische Herangehensweise kontextualisiert Bezüge zur Kulturtheorie folglich immer mit Fokus auf mögliche philologische Wendungen, d. h. unter germanistischen Vorzeichen im emphatischen Sinne.

3. Transformatorisches Potenzial: Plädoyer für eine Kulturphilologie

Sind die drei genannten Prämissen erfüllt, bietet sich ein kulturphilologischer Modus für eine innerdisziplinäre, d. h. germanistische Zusammenarbeit zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft an. Zentrale Forschungsfrage eines kulturphilologischen Zugangs ist dann, wie das ‹Zusammentreffen› von Objekt und Theorie in philologischen Zusammenhängen modelliert wird. Wir verorten das Interesse einer Zusammenarbeit zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft in der Folge wie Linke und Müller Nielaba als ein genuin philologisches, allerdings nicht unter dem Schlaglicht von ‹reziproken Nutzbarkeiten›, sondern vor dem Hintergrund des transformatorischen Potenzials eines differenzorientierten Austauschs, welches erst in einer gleichzeitig inner- *und* interdisziplinären Perspektive ersichtlich wird. Transformatorisch meint hier zweierlei: Einerseits müssen sowohl der untersuchte Gegenstand als auch die dafür verwendeten theoretischen Zugriffe reflektiert werden, wodurch die Inbezugsetzung von Theorie und Gegenstand in disziplinärer, historischer und methodologischer Perspektive problematisiert wird. Ein kulturphilologischer Zugang ermöglicht so das Erkennen und Transparentmachen der eigenen impliziten theoretischen Zugriffe und Vorannahmen. Dadurch wird der jeweils disziplinär geschärfte und geschulte Blick produktiv irritiert, wodurch auch der eigene, als vertraut geltende Gegenstand neu gesehen werden kann.¹⁰ Die disziplinären Differenzen erweisen sich vor diesem Hintergrund als produktiv, weil sie das eigene theoretische Verständnis nicht nur hinterfragen, sondern zugleich zu einer neuen Genauigkeit im Umgang mit kulturalanalytischen und philologischen Fragestellungen zwingen.

Während sich dies im engeren Sinne in unseren jeweiligen Einzelprojekten am Verhältnis von Untersuchungsgegenstand und theoretischem Zugriff (auf der Mikroebene) manifestiert, erlaubt eine kulturphilologische Zusammenarbeit andererseits – ausgehend vom proklamierten Bewusstsein dafür, dass es keine vortheoretischen oder ideologiefreien Formen gibt –, ein transformatorisches Potenzial ebenso auf der Makroebene der Forschung freizulegen. Dieses vermag im besten Fall, den Zugriff auf die theoretischen Konzepte und den Forschungsgegenstand im Austausch der Forschungsprojekte neu zu positionieren und

¹⁰ Im Sinne von Garfinkels Plädoyer dafür, dass Gegenstände von Forschenden immer verstanden und erklärt werden müssten, als würden sie diese ‹another first time› sehen (vgl. Garfinkel 1984).

interdisziplinär abzugleichen. So schlägt sich der Wert einer kulturphilologischen Perspektive nicht bloss auf der Ebene der Forschungsprojekte der an einem kulturphilologischen Austausch beteiligten Forscher:innen nieder. Vielmehr wird dadurch auch ein wissenschaftshistorischer Mehrwert generiert, denn im kulturphilologischen Austausch werden die Diversitäten im Umgang mit der Moderation von Gegenstand und Methode und damit die historisch gewachsenen bzw. dynamisierten Zugriffe auf Begriffe oder Theorien in ihren je eigenen disziplinären Rezeptionslinien offengelegt und damit auch – im Rahmen von zeitgenössischer und nicht zeitloser Theoriearbeit – erforschbar gemacht. Das transformatorische Potenzial einer kulturphilologischen Perspektive gründet folglich darin, dass die Methodologien einer philologisch-kulturtheoretischen Forschungsarbeit auf ihre blinden Flecken befragt werden können und dass, als Folge davon, sprach- wie literaturwissenschaftliche Perspektiven gestärkt aus einer solchen Zusammenarbeit hervorgehen.

Dieser Umstand ist wiederum nicht nur für fachliche, sondern auch für strukturelle und didaktische Fragestellungen von Interesse, da aufgrund der institutionellen Situierung neben der germanistischen Forschung auch organisationale Strukturen wie die Lehre und die Lehrplanung von der disziplinären Trennung zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft betroffen sind. Die Möglichkeit, im inner-interdisziplinären Austausch (teil-)fachlich festgefahrene Selbstverständlichkeiten neu zu hinterfragen und die jeweils individuelle disziplinäre Verortung produktiv zu stören, mithin in der Zusammenarbeit die methodischen Unterschiede und je spezifischen teildisziplinären Zugriffe auf Forschungsgegenstände zu erkennen und zu benennen, erweist sich deshalb auch für didaktische, institutionelle und organisationale Aspekte als elementar. Ziel eines umfassend kulturphilologischen Ansatzes ist es folglich, sich auf den Ebenen der Forschung, der Lehre und Lehrplanung (inklusive der Didaktik) und der institutionellen Organisation in reflektiert-situierter Form den Bezogenheiten von Sprach- und Literaturwissenschaft als Germanistik zu widmen und diese zu fördern. In welcher Form dies praktisch umgesetzt werden könnte, skizzieren wir im folgenden Abschnitt. Wir orientieren uns hierfür beispielhaft an der Universität Zürich, weil wir die Voraussetzungen für einen produktiven kulturphilologischen Austausch dort aufgrund der bereits aufgezeigten Tradition des Austausches zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft und der starken Präsenz der Kulturanalyse als vielversprechend erachten.

4. Potenzial der Kulturphilologie

Aus einer kulturphilologischen Perspektive zeigt sich, dass der Versuch, Literatur- und Sprachwissenschaft nicht als hermetisch getrennte und mitunter gar rivalisierende Disziplinen zu praktizieren, sondern sie erneut in Dialog zu setzen,

grosses Potenzial hat. Gerade zu einer Zeit, in der vermehrt Bestrebungen zur institutionellen Trennung bzw. Ausdifferenzierung von Fächern zu beobachten sind (man denke an die Realisierung von Monomasterstudiengängen in Literatur- bzw. Sprachwissenschaft), ist es zentral, Synergien, wie bereits von Linke und Müller Nielaba gefordert, auf universitär-institutioneller Ebene zu konsolidieren. Auf der Ebene des wissenschaftlichen Nachwuchses würden wir beispielsweise die Gründung eines Nachwuchsnetzwerks begrüßen, das Doktorierende und Postdocs der kulturphilologisch orientierten Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität Zürich vernetzt. Darin könnten praktische und theoretische Fragen der kulturphilologischen Arbeit im kritischen Austausch diskutiert und eine stärkere Verortung bzw. eine breitere Fundierung der kulturphilologischen Zusammenarbeit entwickelt werden.

Ebenso sind Synergien in der universitären Lehre auszuloten und mit Studierenden zu diskutieren, beispielsweise in der Form von Co-Teachings und teildisziplinenübergreifenden Lehrgefässen. In vielerlei Hinsicht sind es die Studierenden gewohnter als viele Forscher:innen, Beziehungen zwischen scheinbar differenten Ansätzen zu erkennen, belegen sie doch simultan Module in verschiedenen Teildisziplinen und haben so die Möglichkeit, Parallelen aus der zeitlichen und thematischen Kontiguität der Auseinandersetzung mit sprach- und literaturwissenschaftlichen Inhalten abzuleiten. Es ist heute zwar bereits möglich, dass Literatur- und Sprachwissenschaftler:innen Module im Co-Teaching anbieten, Studierende müssen sich diese aber jeweils in einem der beiden Teilbereiche anrechnen lassen und entsprechend einen Leistungsnachweis erbringen, der sich den Konventionen und Gepflogenheiten einer Teildisziplin unterordnet. Bei einem genuin inner-interdisziplinären Modul sollte es jedoch nicht nur möglich, sondern Usus sein, diese eindeutige Zuordnung zu umgehen und damit auch den Wert einer kulturphilologischen Herangehensweise institutionell zu verankern. Das kulturphilologische Potential gilt es schliesslich im Bereich der Lehre gerade auch hinsichtlich dessen zu nutzen und zu explizieren, als in der universitären Lehre zahlreiche zukünftige Gymnasiallehrpersonen ausgebildet werden, die wiederum beide Teildisziplinen im Unterricht zu vermitteln und, im Idealfall, zu verbinden haben.

Die Chancen einer kulturphilologischen Ausrichtung in den Disziplinen Sprach- und Literaturwissenschaft liegen damit gleichermassen im Bereich der Theoriebildung wie in den fachlichen, institutionellen, organisationalen und didaktischen Fragestellungen, welche eine inner- und interdisziplinäre Zusammenarbeit dezidiert aufwirft. Dass diese Fragestellungen individuell betrachtet, ihre Interdependenzen allerdings nicht ausgeblendet werden können, bildet wiederum die produktive Ausgangslage eines kulturphilologischen Zugangs, der keine gemeinsame Identität der Teildisziplinen forcieren möchte, sondern durch die je unterschiedlichen Rezeptionslinien und Forschungstradi-

tionen zuallererst deren Unterschiede zu benennen hat, um sein transformatorisches Potential zu nutzen und produktiv zu machen.

Literatur

- Assmann, Aleida: *Im Dickicht der Zeichen*, Berlin 2015.
- Bal, Mieke: *Kulturanalyse*, Frankfurt a.M. 2006.
- Bubenhof, Noah: *Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs und Kulturanalyse (Sprache und Wissen 4)*, Berlin, New York 2009.
- Bubenhof, Noah: «Visualisierungen in der Korpuslinguistik: Diagrammatische Operationen zur Gegenstandskonstitution, -analyse und Ergebnispräsentation», in: *Korpuslinguistik*, hg. von Marc Kupietz und Thomas Schmidt, Berlin, Boston 2018, 27–60.
- Garfinkel, Harold: «What is Ethnomethodology?», in: Garfinkel, Harold: *Studies in Ethnomethodology*, Cambridge 1984, 1–34.
- Hausendorf, Heiko: *Deutschstunde(n). Erkundungen zur Lesbarkeit der Literatur*, Stuttgart 2020.
- Hottiger, Christoph: *Doing Reading in Interaction – A Conversation Analytical Investigation of the Interactive Use of Exhibit Texts in a Science Centre*. In Vorbereitung.
- Kiening, Christian: «Medialität», in: Ackermann, Christine/Egerding, Michael (Hgg.): *Literatur- und Kulturtheorien in der germanistischen Mediävistik*, Berlin, Boston 2015, 349–382.
- Knuchel, Daniel: *Diskurs-Latenzen. Korpuspragmatische Studien und kulturphilologische Diskussion zu HIV/AIDS in der Ära der Sexuellen Nicht-Infektiosität (2008–2018)*. In Vorbereitung.
- Krämer, Sybille: *Figurationen, Anschauung, Erkenntnis: Grundlinien einer Diagrammatologie*, Berlin 2016.
- Linke, Angelika: «Entdeckungsprozeduren. Oder: Wie Diskurse auf sich aufmerksam machen», in: Kämper, Heidrun/Warnke, Ingo H. (Hgg.): *Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven*, Berlin, Boston 2015 (*Diskursmuster – Discourse Patterns* 6), 63–85.
- Linke, Angelika/Müller Nielaba, Daniel: «Linguistik und Literaturwissenschaft: Reziproke Nutzbarkeiten», in: Bleumer, Hartmut/Franceschini, Rita/Habscheid, Stephan/Werber, Niels (Hgg.): *Turn, Turn, Turn? Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi) 42/172*, Stuttgart 2013, 38–43.
- Meier, Salomé: *Dissolving Women. Zu einer Poetik von Virtualität und Weiblichkeit*. In Vorbereitung.
- Moretti, Franco: *Distant Reading*, London, New York 2013.
- Schüller, Larissa: *Kommunikationsarbeit = Frauenarbeit. Technologie, Gender und kommunikative Praktiken in den Schweizer Telefonzentralen, 1881–1980*. In Vorbereitung.
- Thomann, Vera: *Experiment Tier: Tierversuche in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. In Vorbereitung.
- Traupmann, Thomas: *Fortschreibende Vertextung. Zur Poetik von Karl Kraus' Dramenprojekt «Die letzten Tage der Menschheit»*. In Vorbereitung.

Rezensionen

Kübra Gümüşay: Sprache und Sein, Berlin 2018.

Mit einem gewichtigen Titel wagt sich die Hamburger Journalistin Kübra Gümüşay in *Sprache und Sein* an gewichtige Themen heran. Es ist vor allem ein identitätspolitisch-aktivistisches Buch, das Gümüşay schreibt, ein leidenschaftliches, engagiertes und hochaktuelles Plädoyer für Menschlichkeit und das Recht auf Komplexität. Es ist allerdings eher am Rande auch tatsächlich ein Buch über Sprache, wie es der Titel so prominent ankündigt. Das liegt nicht nur am Umstand, dass der thematische Schwerpunkt mehrheitlich ein anderer ist und emotionale Anekdoten häufig die sachliche Argumentation überlagern, sondern vor allem auch daran, dass die Autorin mit einem sehr unscharfen, an keiner Stelle explizierten Sprachbegriff operiert. Das dürfte zwar ihrerseits durchaus so intendiert sein, ist aber aus linguistischer Perspektive – und aus einer solchen wird das Buch hier rezensiert – unbefriedigend und der Argumentation mangels angemessenen Instrumentariums insgesamt wenig zuträglich. Ich komme im Laufe der Besprechung genauer darauf zurück und beginne stattdessen am Anfang des Buches: Im ersten Kapitel mit der wiederum sehr gewichtigen Überschrift «Die Macht der Sprache» fragt die Autorin zunächst nach dem Verhältnis von Sprache und Wahrnehmung und illustriert dieses anhand von Begriffen, «für die es im Deutschen keine exakte Übersetzung gibt» (Gümüşay 2018, 11): Das Türkische *yakamoz* beispielsweise, das die Reflexion des Mondes auf Wasser beschreibt oder das japanische *komorebi*, mit dem durch Blätter schimmerndes Sonnenlicht bezeichnet wird. Ausgehend von der schwierigen Übersetzbarkeit solcher Einzelbegriffe und der daraus abgeleiteten, aus verschiedenen Gründen zweifelhaften Folgerung, dass «manche Gefühle nur in bestimmten Sprachen [leben]» (13), bringt die Autorin schliesslich das linguistische Relativitätsprinzip als Erkenntnis ins Spiel, die «nicht mehr strittig» (ebd.) sei. Ungeachtet dessen, dass das unzutreffend ist – und im Übrigen gerade in dem von der Autorin als Quelle angegebenen sprachwissenschaftlichen Aufsatz kritisch diskutiert wird –, legt die Autorin damit die zentrale Argumentationsgrundlage für ihr Buch.¹ Dass dabei die Sprache, die «unsere Wahrnehmung der Welt beeinflusst» (ebd.) gemäss der Autorin «nicht nur Worte» (ebd.) umfasse, ist nicht nur aus linguistischer Sicht eine Unterspezifikation. Später schreibt die Autorin zwar «Sprache in all ihren Facetten» (22) würde Lexikon, Wortarten und Zeitformen umfassen; auch das ist aber immer noch sehr unpräzise, v. a. im Hinblick auf das Verhältnis zum *Sein*. Insofern bleibt im Grunde genommen offen, was genau Gümüşay untersuchen will, wenn sie gegen Ende dieses ersten Kapitels fordert: «Wir müssen uns mit der Architektur der Sprache beschäftigen, die unsere Realität erfassen soll. Damit wir aussprechen können, was ist. Damit wir sein können, wer wir sind. Damit wir sehen können, wer die jeweils anderen sind» (21). Abgesehen davon, dass unklar ist, auf welche sprachliche(n) Ebene(n) sich ihre Vorstellung von der «Architektur der Sprache» bezieht, ist das ein sehr ambitioniertes Unterfangen, dem sich die (Sprach-)Wissenschaft seit Jahrhunderten widmet und dem kaum auf 180 Seiten gerecht zu werden ist. Diese Forderung an ein unspezifisches «wir» (siehe dazu auch weiter unten) steht schliesslich auch im Wider-

1 Im Grunde legt ihre Argumentation an vielen Stellen nahe, dass sie sogar von einem deterministischen Verhältnis ausgeht (siehe z. B. Seite 22: «Sprache [...] ist für Menschen wie Wasser für Fische. Der Stoff unseres Denkens und Lebens, der uns formt und prägt, ohne dass wir uns seiner in Gänze bewusst wären»); auch diese Haltung wird allerdings weder thematisiert noch problematisiert.

spruch zu den vorangehenden Seiten, in denen sie mit Bezug auf geschlechtergerechte Sprache² über die «Unzulänglichkeit von Sprache» (18) und deren Grenzen schreibt. Wie kann jemand in einer unzulänglichen Sprache denn überhaupt aussprechen «was ist»? Gümüşay versucht, diesen Widerspruch selbst aufzulösen, indem sie einräumt: «Sprache ist genauso reich und arm, begrenzt und weit, offen und vorurteilsbeladen wie die Menschen, die sie nutzen» (24). Wozu brauchen wir dann aber wiederum die Beschäftigung mit der wie auch immer gearteten Architektur der Sprache, wenn am Ende die Verantwortung doch bei den Sprecher:innen liegt? Dieses erste Kapitel, das mit den durchaus reizvollen Beispielen für unübersetzbare Einzelwörter beginnt, lässt mich somit etwas ratlos zurück sowohl im Hinblick auf die Frage danach, was Sprache aus Sicht der Autorin ausmacht (die Sprecher:innen? die Architektur? Beides – oder ganz andere Faktoren?) als auch in Bezug auf das zur Disposition gestellte Verhältnis von Sprache und Wahrnehmung. Diese Ratlosigkeit vermögen indes auch die folgenden Kapitel nicht aufzulösen, sie ist vielmehr symptomatisch für das Buch und insofern möglicherweise sogar intendiert – ist das primäre Ziel doch ein aktivistisch motivierter Appell gegen (sprachliche) Diskriminierung und nicht eine tatsächlich (sprach-)wissenschaftliche Auseinandersetzung mit *Sprache und Sein*.

Das wird in den folgenden Ausführungen noch deutlicher, wenn beispielsweise das Interesse an der Architektur der Sprache im Kapitel «Die Agenda der Rechten» einem Interesse an der intransparenten «digitale[n] Architektur» (118) des Internets als einem chaotischen Ort der dauerhaften Öffentlichkeit weicht, der als Echoraum der Skandalisierung und Radikalisierung «die hässlichen Seiten unserer Gesellschaft» (ebd.) sichtbar mache und eine Hauptursache für die Polarisierung bestimmter Themen sei. Der Gefahr der damit einhergehenden «polarisierte[n] Diskurskultur» (119 f.) seien wir uns zu wenig bewusst und stünden ihr «ohnmächtig und ratlos» (120) gegenüber. Davon abgesehen, dass damit zahlreichen, auch linguistisch inspirierten Initiativen gegen Hatespeech im Netz ihre Existenz und Wirksamkeit abgesprochen wird, erweist sich die Argumentation hier insgesamt als zu einseitig und mutet stellenweise gar kulturpessimistisch-technologiefeindlich an. Zudem zeigt sich hierin erneut die Ungenauigkeit der Modellierung von *Sprache und Sein*: Mit dem Internet wird eine kommunikativ relevante Komponente ins Spiel gebracht – der Übermittlungskanal, der für Kommunikation prägend ist und der seinerseits durch Kommunikation geprägt wird – die aber in ihrer Bedeutung für die Kommunikation überhaupt nicht eingeordnet wird.

Während also Gümüşay sich in ihrem Buch wieder und wieder gegen Pauschalisierungen wehrt und sich für mehr Komplexität ausspricht, greift sie selbst öfter auf erstere zurück, während es ihrer Argumentation mitunter an zweiterem mangelt. Das mag mit der populärwissenschaftlichen Ausrichtung des Textes erklärbar sein, ebnet aber nichtsdestotrotz Widersprüchen und Ungenauigkeiten den Weg. Eine diese Ungenauigkeiten zeigt sich beispielsweise auch darin, dass die Autorin im letzten Kapitel *Sprache* mehrheitlich mit *Sprechen* (im Sinne einer verbalen Tätigkeit) gleichsetzt. Unter dem Titel «Frei

2 Interessant ist in dem Zusammenhang auch Gümüşays Verweis auf das Türkische als Sprache ohne grammatisches Geschlecht. Zwar räumt sie in einer Fussnote selbst ein, dass es deswegen in der Türkei nicht weniger Sexismus und sexistische Gewalt gebe (im Gegenteil: die Türkei weist eine der höchsten Femizidraten weltweit auf) und dass Sprache entsprechend «nur ein Faktor» (193) sein könne; damit untergräbt sie aber gleichsam ihre eigene Argumentationsgrundlage, den von ihr angenommenen existentiellen (und mitunter deterministischen, siehe Fussnote 1) Zusammenhang von *Sprache und Sein*.

sprechen» beschreibt Gümüşay unter anderem, wie die Entdeckung der «Macht des Sprechens» (154) sie befreit hat: «Und das war sie, die neue Sprache, von der ich seit Jahren träumte. Das Sprechen mit Menschen, die mich nicht dazu drängten, mich verständlich zu machen [...]. Das Sprechen mit Menschen, denen ich keine Zugehörigkeit beweisen muss.» (158). Die Sprache, die die Autorin für sich wiederfindet, ist also vor allem eine verbale.

Abschliessend ist noch ein Blick auf die sprachlichen Mittel zu werfen, die Gümüşay selbst für das Gelingen ihres aktivistischen Appells (siehe oben) einsetzt: Da ist zunächst das oben bereits angedeutete, unbestimmte «wir», das sich wie ein roter Faden durch das Buch zieht. Wer aber ist in diesem «wir» enthalten und was ist dessen Funktion? In vielen Fällen ist es bewusst unscharf gehalten, ein inkludierendes «wir», das ein möglichst breites Identifikationsangebot macht und damit im Grunde die im Buch erhobenen Forderungen auf sprachlicher Ebene selbst performativ umzusetzen versucht; in anderen Fällen aber weist das «wir» klare Grenzen auf, es bezieht sich z. B. auf Musliminnen, auf aktivistisch gestimmte Leser:innen, auf alle Nicht-Rechten oder «wir Anderen» (164) im Vergleich zu den Deutschsprachigen bzw. zur «Dominanzgesellschaft» (ebd.) – ein «wir», das marginalisiert ist (bzw.: wird) und dessen Kunst deshalb gemäss Gümüşay mehr «Dringlichkeit» (165) und, daraus resultierend, mehr Daseinsberechtigung hat. In diesen Fällen reproduziert die Verwendung des «wir» im Grunde genommen die Kategorien, die Gümüşay an anderer Stelle so deutlich anklagt (siehe insbesondere das Kapitel «Der Absolutheitsglaube», 133 – 146).³

Hinsichtlich der von der Autorin verwendeten sprachlichen Mitteln lohnt sich auch ein Blick auf die Metaphern. So beschreibt sie beispielsweise im zweiten Kapitel, dass sich «Zwischen den Sprachen» (so die Kapitelüberschrift) Mauern befinden, denen entlang, über die hinweg «und manchmal mitten durch sie hindurch» (34) Mehrsprachige sich bewegten. Die Mauermetapher gerät in mehrerlei Hinsicht etwas schief, ist aber vor allem nicht so recht mit dem in Einklang zu bringen, was die Autorin im ersten Kapitel über die Möglichkeit schreibt, mit anderen Sprachen «den Blick auf die Grenzen der eigenen Sprache öffnen» (18) zu können. Darüber hinaus ist insbesondere die argumentativ zentrale Metapher vom «Museum der Sprache», in dem sich die *Benannten* und die *Unbenannten* aufhalten, aus einer linguistischen Perspektive unpassend:

Lassen Sie uns Sprache als einen Ort denken. Als ein ungeheuer großes Museum, in dem uns die Welt da draussen erklärt wird. [...] Es gibt zwei Kategorien von Menschen in diesem Museum: die *Benannten* und die *Unbenannten*. Die *Unbenannten* sind Menschen, deren Existenz nicht hinterfragt wird. Sie sind der Standard. Die Norm. Der Maßstab. (53)

Die *Benannten* sind der Autorin zufolge demgegenüber Menschen, die von diesem Massstab abweichen und deshalb eine Kollektivbezeichnung erhalten, dadurch entindividualisiert und entmenschlicht werden. Davon abgesehen, dass Kollektivbezeichnungen durchaus auch für die von der Autorin so benannten *Unbenannten* eingesetzt werden, je nachdem welcher Aspekt von Identität relevant gesetzt wird (z. B. soziale Schicht), ist auch hier Sprache vorwiegend mit Sprechen gleichgesetzt und der Fokus insofern noch verschärft, als es vorwiegend um adressierendes Sprechen bzw. um Adressierungs-

³ Dass das Sichtbarmachen solcher Kategorien aus aktivistischer Perspektive relevant und sinnvoll ist, ändert aus linguistischer Sicht nichts an dieser Feststellung.

strategien geht. Vor allem aber kann Sprache kein Museum sein; nicht nur aufgrund dessen, was die Autorin selbst im Zuge der Forderung nach einer gerechteren Sprache schreibt («dass Sprache sich wandeln darf, um sich an Menschenrechten, Gerechtigkeit, Gleichberechtigung und Chancengleichheit zu orientieren», 126), sondern auch deshalb, weil Sprache höchst dynamisch und wandelbar ist und nicht etwas, das wie ein Kunstwerk betrachtet werden kann – vielmehr wird Sprache (und das schreibt die Autorin ja auch selbst) von Sprecherinnen und Sprechern zu jeden Zeitpunkt mitgeformt und mitkonstituiert und damit letzten Endes überhaupt erst zu dem gemacht wird, was sie ist.

Ein letztes, von der Autorin eingesetztes sprachliches Mittel soll noch Erwähnung finden: Der eigentliche Text wird immer wieder von kursiv (und mitunter etwas willkürlich) gesetzten Zitaten von politisch, wissenschaftlich oder künstlerisch prägenden Persönlichkeiten durchbrochen, die nicht nur die im Text vertretenen Positionen unterstreichen, sondern die gleichsam einer sprachlichen Ästhetik Ausdruck geben und damit zumindest auch den poetischen Anspruch der Autorin illustrieren sollen. Auch darin manifestiert sich letztlich ein Akt der Performativität, eine Inszenierung der an mehreren Stellen zum Ausdruck gebrachten sprachlichen Sensibilität der Autorin – und letzten Endes auch das von ihr selbst zugesprochene Recht auf Kunst, weil es sich fraglos um ein dringliches Anliegen handelt, das Gümüşay ihren Leser:innen gleichsam so eindringlich vorträgt.

Dass dem so ist, soll hier keinesfalls in Abrede gestellt werden: Es ist sicherlich ein ebenso hochaktuelles wie relevantes Buch, das Gümüşay schreibt, aus der Perspektive einer Person, die häufig sprachliche Gewalt erlebt hat und andere dafür – für die «Macht der Sprache» – sensibilisieren möchte. Dass das Buch sich auf verschiedenen Bestsellerlisten befand, zeigt, dass ein Bedürfnis nach «gerechter Sprache» (126), nach Strategien für einen sprachbewussten und -sensiblen Umgang mit Mitmenschen und damit auch nach einem positiven Einsatz dieser sprachlichen Macht vorhanden ist (ob das Buch allerdings die Kreise zu erreichen vermag, die eine solche Sensibilisierung am nötigsten hätten, und ob Gümüşay Lösungsvorschlag, «sie mit den Folgen ihrer Worte [zu] konfrontieren» (131) fruchtbar ist, darf bezweifelt werden). Schade ist aber zweifellos, dass nur am Rande an aktuelle linguistische Debatten zu diesen Themen (bspw. auch zu Hass im Netz) angeknüpft und vorhandene Expertisen und Synergien kaum genutzt werden. Der durch den Titel erwartbar gemachte Fokus auf Sprache jedenfalls hätte dadurch sicherlich geschärft werden und der selbstgestellte Anspruch, die «Architektur der Sprache» zu erfassen, besser gelingen können.

Karina Frick (Lausanne/Zürich)

Emanuel Ruoss, Juliane Schröter: Schweizerdeutsch – Sprache und Identität von 1800 bis heute, Basel 2020.

Mit *Schweizerdeutsch – Sprache und Identität von 1800 bis heute* legen Juliane Schröter und Emanuel Ruoss eine kulturlinguistisch orientierte diachrone Studie zu den «Debatten um die schweizerdeutschen Mundarten und die darin geäußerten Haltungen» (Ruoss/Schröter 2020, 7) vor. Dabei zeichnen sie nicht nur für die Herausgabe verantwortlich, sondern fungieren auch als Ko-Autoren, gemeinsam mit Walter Haas, Helen Christen und Raphael Berthele. Ziel des Werkes ist es, eine «Sprachbewusstseinsgeschichte» (8) vorzulegen, das heisst aufzuzeigen, wie sich die Einstellung zu Dialekten und Hochdeutsch sowie der Verwendung der beiden Varietäten in unterschiedlichen Lebensbereichen im Raum der heutigen Deutschschweiz im Laufe der Zeit gewandelt haben.

Damit wird eine Forschungslücke angegangen, denn eine Deutschschweizer Sprachbewusstseinsgeschichte über diesen Längsschnitt stellt ein Novum dar. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Bedeutung des Themas haben sich die Herausgeber dazu entschlossen, ihr Werk nicht nur für ein Fachpublikum zu verfassen, sondern ein allgemein verständliches Sachbuch «auf dem aktuellen Stand der linguistischen Forschung» (9) zu schreiben.

Das broschierte Buch umfasst 246 Seiten und gliedert sich in eine Einführung, gefolgt von sechs chronologisch aufeinanderfolgenden Kapiteln, die sich mit der Einstellung zu Dialekt und Hochdeutsch im jeweiligen Zeitraum befassen. Das erste Kapitel fasst die Zeit vor 1800 zusammen; den vier Jahrhunderthälften zwischen 1800 und 2000 ist in der Folge jeweils ein Kapitel gewidmet (zwei bis fünf), währenddessen das kurze sechste Kapitel sich den jüngsten Entwicklungen annimmt. Am Ende jedes Kapitels werden Quellen und verwendete Literatur bibliographiert. Von direkt im Text stehenden Literaturverweisen hat man abgesehen und diese in Endnoten ausgelagert. Die Kapitel sind so konzipiert, dass sie auch einzeln gelesen werden können, jedes beginnt mit einer Darstellung der Ausgangslage für die besprochene Zeit und endet mit einer kurzen Rekapitulation der wichtigsten Punkte. Am Ende des Buches findet sich eine weiterführende Auswahlbibliographie mit sprachwissenschaftlichem Schwerpunkt sowie ein Abbildungsverzeichnis.

Die Einführung, verfasst von Juliane Schröter und Emanuel Ruoss, erörtert den Untersuchungsgegenstand. Es wird aufgezeigt, dass in den heutigen Einstellungen gegenüber Dialekt und Hochdeutsch auch Argumente aus historischen Debatten fortwirken. Die Herausgeberin und der Herausgeber stellen in knapper Form die mit einer historischen Sprachbewusstseinsgeschichte einhergehenden methodischen Probleme dar: sie beschreiten einen «diskursiven Weg» (9), d. h. sie unternehmen eine Rekonstruktion der zu einer bestimmten Zeit vorherrschenden Einstellungen und Bewertungen in Bezug auf Varietäten(-Gebrauch) mittels Analysen von Quellen unterschiedlichster Provenienz (wissenschaftliche Werke, Vorträge, Artikel aus der zeitgenössischen Presse, Ratgeberwerke, Online-Kommentare, etc.). Dies wird gerade für vergangene Zeiten aufgrund der Quellenlage auch kritisch reflektiert, sind doch, je weiter man zurückgeht, beinahe ausschliesslich die Werthaltungen kleiner elitärer Kreise direkt greifbar und diejenigen anderer sozialer Schichten nicht; eine Problematik, auf die im Buch immer wieder eingegangen wird. Das Werk leistet Pionierarbeit, indem sehr viele Quellen zum ersten Mal überhaupt erschlossen, bzw. auf die Perspektive einer Sprachbewusstseinsgeschichtsschreibung hin analysiert werden. Der Entscheid, auf die Zeit ab 1800 bis heute zu fokussieren, wird damit begründet, dass sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine überregionale Schriftsprache entwickelt hat, deren Verwendung – im Unterschied zur Situation in anderen deutschsprachigen Gebieten – aber auf das Medium der Schrift beschränkt bleibt. Damit einhergehend bildet sich allmählich ein Bewusstsein für die spezielle sprachliche Situation einer «funktionale[n] Zweisprachigkeit» (10) heraus.

Im ersten Kapitel resümiert Walter Haas konzise das Deutschschweizer Sprachbewusstsein in der Zeit vor 1800. Gleichsam als Startpunkt des Auseinanderdriftens mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauchs hierzulande kann eine 1527 erschienene Bibel genannt werden, die neuhochdeutsche Diphthonge aufweist; ein Merkmal, das die Deutschschweizer Mundarten nicht kannten (und in der Folge auch nicht ausbilden sollten). Die Annahme eines Bewusstseins darum, dass sich auch gesprochene und geschriebene Sprache unterscheiden, lässt sich ab Beginn des 17. Jahrhunderts erhärten: In zeitgenössischen Theaterstücken werden die Unterschiede zwischen Schriftsprache und

Mundart teilweise bewusst als Stilmittel eingesetzt. Unter Beizug von so unterschiedlichen Quellen wie Reiseberichten, programmatischen Presseartikeln sowie Handreichungen für Pfarrer wird plausibel rekonstruiert, wie ab ca. 1700 um Berechtigung und Verwendungsangemessenheit der Mundarten gerungen wird, notabene zwischen dem auf Hochdeutsch bedachten «nüchtern-rationalistischen» Gottsched und seinem Widersacher Bodmer, der dem «weniger streng Geregelten, Unerwarteten in der Dichtung» (27) viel abzugewinnen wusste. Haas zeichnet nach, wie das erwachte Gelehrteninteresse an Volksliedern ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert und damit zusammenhängend die Arbeiten Hebels, der die Mundart auch in der Literatur aufzuwerten sucht, die Beurteilung der Dialekte langfristig positiv beeinflussen. An der Schwelle zum 19. Jahrhundert ist der Dialektgebrauch durch alle Schichten hindurch verbreitet und mit einer gewissen nationalen Symbolik aufgeladen.

Im zweiten Kapitel widmet sich Emanuel Ruoss der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dialekte sind hierzulande kaum einer sozialen Stigmatisierung ausgesetzt wie ennet des Rheins; gleichzeitig nimmt aber die Bedeutung des Hochdeutschen zu. In der ersten Jahrhunderthälfte werden die Weichen für die späteren Debatten gestellt: Die sprachwissenschaftliche Erkenntnis, dass die Mundarten historisch gewachsene Sprachformen bilden, lässt die Kritik, sie seien bloss korrumpierte Formen des Hochdeutschen, verstummen; zugleich wird das Bewusstsein um dieses sprachliche Erbe die Voraussetzung dafür, dass die Mundarten zu einem Ausdruck nationaler Identität symbolisch aufgeladen und «im allgemeinen Empfinden in den Rang eigenständiger Sprachen gehoben» werden (49). Dabei fokussiert das Kapitel auch auf die komplexe Situation des Bürgertums: einerseits sind sich die bürgerlichen Schichten bewusst, mit dem Dialekt als Umgangssprache im deutschen Sprachraum auf einem «sprachlichen Sonderweg» unterwegs zu sein (55), andererseits gilt just der Dialektgebrauch, insbesondere im zweiten Viertel des Jahrhunderts, als Ausdruck Schweizerischer Identität und «republikanische[r] Gesinnung» (57). Die Dialekte werden bald schon als Ausbaudialekte verstanden, die offen bleiben sollen, Begriffe aus dem Hochdeutschen zu übernehmen. Weiter zeigt Ruoss auf, wie der Gebrauch von Dialekt und Hochdeutsch als Problemfeld in der immer mehr Kinder erreichenden Volksschule allmählich ins Bewusstsein grösserer Bevölkerungskreise rückt und in den 1840er-Jahren auch die Lehrerschaft erreicht. Auch wird thematisiert, dass die Grundidee einer funktionalen Trennung zweier sich ergänzender sprachlicher Varietäten bereits 1838 vom Theologen Eduard Mörikofer ein erstes Mal in einer programmatischen Schrift beschrieben und verteidigt wird. Nebst der sorgsam Aufarbeitung der verschiedenen Argumente wirft Ruoss hier auch ein Licht auf die nicht unproblematische Quellenlage: Zeugnisse von Frauen oder solche aus der Arbeiterschicht und dem Bauerntum fehlen gänzlich, was sich auch in der zweiten Jahrhunderthälfte nur geringfügig ändern wird.

Im dritten Kapitel beschreibt Emanuel Ruoss die Entwicklungen in der zweiten Jahrhunderthälfte. Diese Zeit ist geprägt von einer allgemeinen Popularisierung des Hochdeutschen in ehemals von Mundart geprägten Lebensbereichen, notabene in den Kirchen, Gerichten und Kantonsparlamenten, wenngleich je nach Kanton in sehr unterschiedlichem Tempo. Dass ausgerechnet das bernische Kantonsparlament noch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts am Dialekt festhielt, erstaunt; hier würde man gerne etwas darüber erfahren, wie die – damals noch grossen – französischsprachigen Gebiete des Kantons damit umgingen. Als Folge entsteht die Angst eines kollektiven «Dialektverlusts», die durch die vielfältigen zeitgenössischen Quellen, die Ruoss behutsam zu einem

Gesamtbild zusammenfügt, nachgerade greifbar wirkt: nicht nur die generelle Zunahme der Hochdeutschverwendung trägt dazu bei, sondern auch der Blick in die welsche Schweiz, welche die *patois* genannten Dialekte schon lange geringschätzt oder der Umstand, dass mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 das Hochdeutsche mehr denn je an Bedeutung gewonnen hat, lassen solche Ängste als nicht unbegründet erscheinen. Die Gründung des *schweizerdeutschen Wörterbuches (Idiotikon)* fällt ebenso in jene Zeit: die Dialekte sollten für die Nachwelt dokumentiert werden. Der Autor arbeitet heraus, wie damit eine abermalige Aufladung des Dialektgebrauchs als Ausdruck nationaler Identität einhergeht. Ferner verweist er darauf, dass aus zeitgenössischer Perspektive der Dialekt auch den muttersprachlichen Ausgangspunkt der Schulkinder bilden soll, um sie an das Standarddeutsche heranzuführen, wie es etwa Otto von Greyerz propagiert, wobei man den Schulen die Aufgabe überträgt, die Dialekte in einer ‹reinen› Form zu kultivieren. Im Zuge dessen verfügen die Dialekte an der Schwelle zum 20. Jahrhundert über ein beachtliches Prestige als Ausdruck nationaler Identität; gleichzeitig ist man sich der Bedeutung des Hochdeutschen für Wissenschaft, Kunst und Handel mit den deutschsprachigen Nachbarn bewusst und dessen Verwendung verbreitet sich stetig.

Das vierte Kapitel kommt aus der Feder von Juliane Schröter. Das Sprachbewusstsein für die deutschschweizerischen Mundarten wandelt sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts tiefgreifend, zusammengefasst ist es eine ‹Zeit der Schweizerdeutschpflege und nationalen Sprachemanzipation› (161). Zunächst ist zu Beginn des Jahrhunderts das Hochdeutsche sehr populär geworden, vor allem im Norden und Osten des Landes, in den grossen Deutschschweizer Städten sowie im Bildungsbürgertum, was bis weit in den Alltag reicht: in Verkaufsgesprächen oder im Vereinsleben wird es rege benutzt. Es formieren sich erste sprachpflegerische Vereinigungen, so etwa der Deutschschweizerische Sprachverein (DSSV), der für die Idee einsteht, Dialekt und Hochdeutsch als ‹zwei Formen› (134) der Muttersprache zu begreifen, dessen Fokus in der Anfangszeit allerdings dem Hochdeutschen gilt. Der Erste Weltkrieg bringt aber entscheidende Veränderungen: Die Immigration aus Deutschland in die Schweiz, die zur Popularität des Hochdeutschen beigetragen hatte, lässt nach und Deutschland verliert seinen ehemals guten Ruf. Beides gereicht dem Dialekt zu neuem Auftrieb. Ferner wandeln sich in jener Zeit in ganz Europa ‹die Höflichkeits- und die sprachlichen Stilideale› (137) in vergleichsweise kurzer Zeit: Höflichkeit wird immer mehr durch eine gewisse Sympathie, Nähe und Lockerheit zum Gegenüber signalisiert, anstelle der bis anhin üblichen Distanziertheit und Förmlichkeit. Um Nähe zu signalisieren, sind die Mundarten natürlich prädestiniert. Mit dem Aufstieg der Nationalsozialisten in Deutschland gewinnt die Dialektverwendung als Form der Abgrenzung weiter an Prestige und die Ansicht, die Mundarten als Bestandteil und Ausdruck nationaler Identität zu betrachten, wird konsolidiert. Schröter zeichnet auch immer wieder den damit einhergehenden Wandel bestimmter Begriffe nach: so ist es kein Zufall, dass sich just in den Zwanziger- und Dreissigerjahren die Sammelbezeichnung ‹Schweizerdeutsch› für die Mundarten popularisiert; eine Bezeichnung, die eine der Schweiz genuine Sprachform impliziert. Versuche einheitlicher Formen der Dialektverschriftlichung oder gar Projekte, die ein ‹Standard-Schweizerdeutsch› fordern, finden indes kaum Anklang; vielmehr ist ein langsamer Fokuswechsel in der Debatte erkennbar: das Hauptinteresse wird allmählich auf die Frage gelenkt, in welchen Lebensbereichen welche sprachliche Varietät angemessen sei. Auch kommt in jener Zeit das, was als ‹geistige Landesverteidigung› bekannt werden sollte, auf das politische Parkett: Der Bund leitet Ende der 30-er Jahre umfassende Massnahmen ein, um der Forderung nach der ‹Be-

tonung kultureller Besonderheiten der Schweiz» (153) Rechnung zu tragen – dies mit expliziter Nennung der Dialekte. Auch die Landesausstellung 1939 trägt nicht zuletzt mit der Möglichkeit, sich unterschiedliche Mundarten der Schweiz auf Platte anhören zu können, das ihrige dazu bei, die spezifisch schweizerische Identität immer mehr «mit Stolz im eigenen, auch sprachlichen Verhalten» (157) kund zu tun. Mit dem Beginn des 2. Weltkrieges rückt die Mundart-Debatte dann bisweilen in den Hintergrund, mindestens ihre politische Dimension. Fragen nach der erwähnten Angemessenheit in bestimmten Situationen – Schule, Kirche, Radio etwa – bilden nun den Hauptgegenstand der Diskussion. Zudem setzt sich eine neue Haltung in Bezug auf Immigranten durch: akzeptierte man vor dem Ersten Weltkrieg, dass Ausländer Hochdeutsch sprachen (und dies so beibehielten), herrscht nun die Haltung vor, dass das Erlernen eines Dialektes unabdingbar sei für eine gelungene Integration. In dem Zusammenhang sticht die Darstellung der zeitgenössischen Analyse der Journalistin Heidi Sallenbach hervor, die in jener Zeit als Mundartlehrerin arbeitet – und die auch symptomatisch für eine ‚ausgeglichenere‘ werdende Quellenlage steht: es äussern sich nicht mehr nur Gelehrte und Sprachwissenschaftler, sondern auch Lehrkräfte, Journalisten, Schriftsteller oder Geistliche, darunter auch einige Frauen.

Mehr denn je ist ferner die Dialektologie an den hiesigen Universitäten angekommen: die Sprachwissenschaftler Rudolf Hotzenköcherle (Zürich) und Heinrich Baumgartner (Bern) initiieren 1940 den *Sprachatlas der deutschen Schweiz* (SDS); Albert Bachmann (Zürich), ebenfalls Sprachwissenschaftler, gründet die Schriftenreihe *Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik*, leitet das stets weitergeführte *Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache* und beginnt gemeinsam mit dem Romanisten Louis Gauchat den Aufbau des Phonogrammarchives der Universität Zürich – unerwähnt bleiben die Bemühungen der in Marburg ansässigen Redaktion des *Deutschen Sprachatlas* (DSA), nebst dem Rest des deutschen Sprachraumes auch die Schweiz mittels Erhebungen auf Sprachkarten beschreiben zu können. Die damals erhobenen Daten werden derzeit – zum ersten Mal überhaupt – an der Universität Zürich im Rahmen des Projektes *Schweizerdeutsch 1930 / 2020* digitalisiert und systematisch ausgewertet (vgl. Glaser/Bachmann/Raggenbass 2019). Ein Blick in die Welschschweizer Presse, welche die Mundart-Debatte immer wieder kritisch begleitete, runden das Kapitel ab.

Die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts ist Gegenstand des fünften Kapitels, an dem nebst Juliane Schröter auch Helen Christen und Raphael Berthele mitwirken. Es zeigen sich drei Grundtendenzen: nebst der fortgeführten Diskussion um Angemessenheit der Dialekte in bestimmten Situationen wird ersichtlich, dass sich nun viel mehr unterschiedliche Personen, Institutionen und Medien zu Worte melden und dass Sprechen und Schreiben in vielen Kontexten generell informeller werden, was den Dialekten als ‚Sprache der Nähe‘ zu weiterem Aufschwung verhilft. Zunächst thematisieren Schröter und Christen den Status der Dialekte in den Kirchen. Dialekt spielt in allen Landeskirchen vermehrt eine Rolle, wobei den Varietäten je unterschiedliche Funktionen zugesprochen werden: mit Hochdeutsch wird «Erhabenheit und Feierlichkeit» (176) signalisiert, so etwa im Moment des gemeinsamen Vaterunsers, während Mundart für mehr Nähe steht. Gerade der letzte Punkt mag erklären, weshalb im Zuge des Bedeutungsschwundes der Kirche im Laufe der Zeit die Mundart für das Pfarrpersonal generell an Bedeutung zunimmt. Es folgt ein ausführlicher Abschnitt über Dialektgebrauch in den damals noch recht neuen Massenmedien Radio und Fernsehen. Hier zeichnen die beiden Autorinnen den Bogen von anfänglich hochdeutschdominierten Ausstrahlungen hin zu den dialektaffinen Programmen Ende des Jahrhunderts nach. In diesem Zusammenhang werden auch

die sich verändernden sprachlichen Leitfäden für die Sprachverwendung in Funk und Fernsehen besprochen. Ferner thematisiert das Kapitel an exemplarischen Beispielen – so etwa an einer Umfrage der Zeitschrift *sie + er* von 1975 darüber, ob dem Dialekt in Radio und Fernsehen mehr Platz eingeräumt werden sollte – die Perspektive der Medienkonsumenten, die aufzeigt, dass die Debatte nun von viel grösseren Personenkreisen (mit)geführt wird. Die politische Dimension der Debatte offenbart einen gravierenden Wechsel, wenn die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren und die SRG im Jahr 1987 gemeinsam in einer Erklärung festhalten, dass die Hochsprache im Sprachunterricht besondere Beachtung erfahren müsse – die allgemeine Popularisierung der Mundart hat dazu geführt, dass nicht mehr der Dialekt als «schützenswert und förderungswürdig» (191) gilt, sondern die Hochsprache.

Anschließend geht Raphael Berthele ausführlich auf den Problemkomplex Dialekt und Standardsprache im schulischen Kontext ein. Zunächst zeigt er auf, wie in den Nachkriegsjahrzehnten eine breite Öffentlichkeit vom Erziehungswesen Förderung und Pflege der Mundarten wünscht, wobei die Stimmen der Zeit den Dialekten weiterhin eine identitätsstiftende Funktion attribuieren. Dabei stellt der Autor die Haltung, «Sprache als identitätsstiftendes Merkmal von Gruppen oder Ethnien» zu sehen, als Ausdruck eines «romantischen Sprachverständnisses» (193) dar, bzw. spricht vom «romantisch-identitätsbezogenen Argument» (196) – ohne eine kurze theoretische Kontextualisierung des Begriffes «romantisch» in diesem Zusammenhang mag dies auf ein nicht-linguistisches Publikum vermutlich als ein etwas abfälliger Positionsbezug wirken. Hier hätte man überdies auch die Chance gehabt, in einem Werk über Sprachbewusstsein einmal die grundsätzliche Frage zu thematisieren, ob Sprachhandeln und Sprachbewusstsein nicht schon immer in Zusammenhang mit Identität stehen. Um einen Positionsbezug ist es dem Autor aber nicht zu tun, denn die Argumente der Debatten werden während des gesamten Kapitels stets umsichtig dargestellt. Aufschlussreich ist beispielsweise die Diskussion der «Gretchenfrage des sprachreflexiven Diskurses» (201), nämlich derjenigen, ob Hochdeutsch in der Deutschschweiz nun eine Form der Muttersprache oder eine Fremdsprache sei. Berthele zeigt auf, dass die Antwort darauf von letztendendes willkürlich gewählten (und gewichteten) Parametern abhängig ist, beispielsweise davon, wie stark man die historische Perspektive auf die Dialekte betont. Interessant ist ferner die Überlegung, dass «aus einer Aussensicht und aus einer ahistorischen Perspektive» (203) man durchaus auch Gründe finden würde, die beiden Varietäten als Kontinuum zu beschreiben – eine Perspektive, die selbst von der Forschung oftmals ignoriert worden ist. Ferner wird ein Streifzug durch Sprachlehrmittel und Handreichungen für Lehrkräfte unternommen, der anhand mehrerer Beispiele aufzeigt, dass vom Übersetzen und Vergleichen zwischen den Varietäten als Erwerbsstrategie für das Hochdeutsche allmählich auf einen kommunikationsorientierten Unterricht umgestellt wird, was nicht zuletzt auch eine (späte) Folge der pragmatischen Wende in den Sprachwissenschaften ist. Dabei zeigt sich, dass den Varietäten bisweilen eine Verwendungsdomäne explizit zugeordnet wird, gerade wenn es darum geht, das Hochdeutsche im Schulunterricht von «allfälligen negativen Konnotationen» (213) zu befreien.

In einem letzten kurzen Abschlusskapitel thematisiert Juliane Schröter die weiteren Entwicklungen im angebrochenen 21. Jahrhundert. Im Zentrum stehen dabei neue Formen von Dialektverschriftlichung, die sich infolge der Verbreitung von E-Mailkommunikation, Kurznachrichtendiensten und den «sozialen Medien» etabliert haben. So wird grundsätzlich viel mehr geschrieben als früher und in Zusammenhang mit dem bereits

erwähnten informeller gewordenen Sprachstil ist in diesen neuen Kommunikationsformen der Dialektgebrauch sehr verbreitet. Schröter zeigt auf, dass gerade Jugendliche die «Normfreiheit» der Dialektverschriftlichung als ein kreatives Potential nutzen und entsprechend «spielerisch und phantasievoll» (230) schreiben. Die Kritik daran ist nachgerade marginal, vielmehr herrscht heute ein «neues Vertrauen in die Diglossie» (233) vor, wobei weder die Hochsprache noch die Mundarten in der Debatte als besonders schützenswert hervorgehoben werden. Interessant ist überdies, dass diese neuen Kommunikationsmittel auch rege genutzt werden, um die eigene Einstellung bezüglich Mundart- und/oder Hochdeutschverwendung kundzutun, etwa in Kommentarspalten von Online-Zeitungen. Dies hebt die Datenlage für eine Sprachbewusstseinsgeschichte auf ein ganz neues Niveau und zum ersten Mal überhaupt werden auch die Stimmen der Jugendlichen sichtbar und hörbar, was an anschaulichen Beispielen belegt wird.

Mit dieser Sprachbewusstseinsgeschichte legen die Autoren einen bemerkenswerten Band vor, dem der Adressaten-Spagat zwischen Fach- und Laienpublikum bis auf wenige Ausnahmen gelingt. Das Werk liest sich leicht (im besten Wortsinne!), komplexe Sachverhalte werden stets anschaulich erklärt – ohne dass man durch *L'art-pour-l'art*-Nebensatzlabyrinth irren muss – und mit gut gewählten und bisweilen witzigen Beispielen unterfüttert. Auch das Versprechen, dass man Kapitel problemlos einzeln lesen kann, wird dank Kapiteleinführungen und -zusammenfassungen eingelöst. In Bezug auf die Darstellung der methodischen Zugänge hätte man meines Erachtens hingegen ausführlicher sein dürfen. Gerade weil man sich hier *auch* an ein breites Publikum wenden möchte, wäre eine Darstellung der Quellenarbeit sowie eine ausführlichere Diskussion der konkreten Rekonstruktionsarbeit wünschenswert gewesen – wie kommt man beispielsweise an eine Speisekarte der Landi 39? Inwiefern kann sie als Quelle für das damalige Sprachbewusstsein fruchtbar gemacht und mit anderen Quellen in Bezug gesetzt werden? Wie geht man mit in Quellen gemachten Implikationen um? Wie lassen sich vor dem Hintergrund der teilweise lückenhaften Quellenlage Hypothesen bilden und überprüfen? Weshalb wird in einem Werk über Sprachbewusstseinsgeschichte dem historischen Kontext so viel Platz eingeräumt, bzw. weshalb ist dies unvermeidlich? Solche und ähnliche Fragen werden auf den Seiten acht und neun sowie teilweise auch in den Kapiteln zwar angesprochen, aber immer in aller Kürze. Hier hätte die Möglichkeit bestanden, einem Laienpublikum konkrete Fragestellungen sowie Arbeits- und Recherchemethoden der Linguistik näherzubringen. Dass auf eine methodische Einführung verzichtet worden ist, mag eventuell auch an Vorgaben des Verlages liegen (was an dieser Stelle notwendigerweise offenbleiben muss) – oder es ist am Ende ein Verzicht, der vor allem aus meiner spezifisch linguistischen Leseperspektive als ein solcher erscheint.

Abgesehen von dieser Kritik ist *Schweizerdeutsch – Sprache und Identität von 1800 bis heute*, verstanden als die Sprachbewusstseinsgeschichte der Deutschschweiz, wie sie im Vorwort angekündigt wird, äusserst lesenswert, da sie viele Fragen zur heutigen sprachlichen Situation in der Deutschschweiz, die man sich schon immer gestellt hatte, beantwortet und einem detailreich vor Augen führt, wie die heutigen Beziehungen zwischen den Varietäten in der Deutschschweiz historisch gewachsen sind. Keine zukünftige Betrachtung der hiesigen Sprachverhältnisse wird um diese Sprachbewusstseinsgeschichte je herumkommen – *wüu si verhet*.

Tobias von Waldkirch (Basel)

Literatur

Glaser, Elvira/Bachmann, Sandro/Raggenbass, Carmen: Schweizerdeutsch 1930 / 2020. Transliteration und Neuübersetzung der Schweizer Wenker-Bögen. Unterstützt durch das Citizen-Science-Center der Universität Zürich und der ETH Zürich, 2019. [<https://wenker.citizenscience.ch/de/>]

Lann Hornscheidt, Ja'n Sammla: Wie schreibe ich divers? Wie spreche ich gendgerecht? Ein Praxis-Handbuch zu Gender und Sprache, Stralsund 2021.

Autor:in und Aktivist:in Alok Vaid-Menon hat kürzlich in einem Podcast folgenden Satz gesagt: «We don't know who other people are, they show us who they are» (Vaid-Menon 2021). In Verknüpfung mit dem Wunsch nach Empathie stellt Vaid-Menon fest, dass Menschen nur für sich selbst bestimmen können, wer sie sind. Zuschreibungen von aussen, die aufgrund von im Vorhinein getroffenen Annahmen passieren, können einschränkend und schädlich sein.

Aus meiner Erinnerung kann ich einige Situationen abrufen, in denen ich bei Menschen um mich herum – im Supermarkt, im Bus oder in einer Bar – überlegt habe, wie ihre Verortung in Bezug auf Gender wohl ist, als welche Personen sie leben. Solche Gedanken erkenne ich heute eher und versuche sie zu vermeiden, weil ich sie unnötig einengend finde – für mich und das Gegenüber. Zu verlernen, andere Menschen jeweils gleich kategorisieren zu wollen, öffnet einen Raum für kollektive Veränderung.

Wann ist es also wichtig, eine Person mit einer Geschlechtsidentität zu assoziieren, und wann spielt es keine Rolle? In welchem Kontext genügt es, Personen auf andere Weisen zu beschreiben, z. B. zu erzählen, was sie tun? Wenn der Fokus von Geschlechtern hin zu Handlungen verschoben wird, wie verändert das die Beziehungen zu Menschen oder zu Arbeit? Mit diesen und anderen Fragen beschäftigen sich Lann Hornscheidt und Ja'n Sammla in ihrem Praxis-Handbuch *Wie schreibe ich divers? Wie spreche ich gendgerecht?* und machen klar, dass es für respektvolles (Sprach-)Handeln in erster Linie Empathie braucht. Empathie, um die eigene(n) Komplexität(en) und die von anderen denken und aushalten zu können: bezüglich Veränderungen, Ungewissheiten oder unterschiedlichen Lebensentwürfen, die in den genormten Vorstellungen der Dominanzgesellschaft häufig keinen Platz finden. Judith Butlers in einem Interview erzählte Anekdote, dass es die Kategorie *nichtbinär* zu Zeiten der Veröffentlichung von *Gender Trouble* noch nicht gegeben habe, Butler die «world of <they> [= Pronomen zur Bezeichnung nichtbinärer Menschen, NB]» jetzt aber genieße, ist ein schönes Beispiel dafür (Gleeson 2021). Es ist nur schon respektvoll, Menschen zu fragen, mit welchen Pronomen sie gerne angesprochen werden möchten, weil es sich verändert haben kann. Oder über Menschen, deren Orientierung in Bezug auf Gender nicht bekannt ist, so zu sprechen, dass keine vorsorgliche Einschätzung vorgenommen wird, die sich dann als falsch oder verletzend herausstellen könnte: «Stimmen, Körperform, Kleidung usw. an sich zeigen nicht Gender an, sondern es ist die kulturelle Wahrnehmung, die bestimmte Stimmhöhen und -qualitäten, Kleidungen, Körperformen und vieles mehr zu Kennzeichen von Weiblichkeit und Männlichkeit machen» (Hornscheidt/Sammla 2021, 112).

Hexen und Alte

Das Praxishandbuch ist niederschwellig gestaltet, denkt die Relevanz von barrierefreier Sprache mit und enthält eine ausführliche Einleitung, die Aufbau und Lesemöglichkeiten erklärt. In einem ersten Teil werden Strategien für gendergerechtes Formulieren vorgestellt, die im zweiten Teil detailliert ausgeführt und mit zahlreichen Beispielen versehen sind. Im dritten und vierten Teil geht es darum, alltägliche bzw. berufliche und öffentliche Kommunikationssituationen sprachlich diskriminierungsfrei zu gestalten. Dafür gibt es im Sinne eines Praxis-Handbuches Umsetzungsvorschläge für konkrete Situationen. Etwa: «Wie spreche ich mehrere Personen zusammen an, ohne Menschen gendermässig auszuschliessen?» Hornscheidt und Sammla betonen dabei, schlicht Angebote zu diskriminierungsfreiem Sprachhandeln zu machen. Sie dienen als Vorschläge, die zum Nachdenken anregen und zum Weiterdenken einladen sollen.

Im fünften Teil werden Sprachveränderungen umgesetzt. Besonders eingängig sind hier die Beispiele zur Textsorte der Kinderbucherzählungen. Der Vorzug liegt laut Autor:innen darin, Kindern Geschichten so vorzulesen, dass keine Diskriminierungsformen weitertransportiert werden. Die Herangehensweise von Hornscheidt und Sammla ist es, Gender anzeigende Formulierungen durch genderfreie zu ersetzen. Dies ist nicht immer gleich einfach. Aus der Hexe im Märchen wird bei den Autor:innen so eine «alte[], weise[] und mächtige[] Person» (141). Gerade die Hexe zu ersetzen, die zumal eine feministische Schlüsselfigur ist (z. B. Federici 2012), verkennt die Möglichkeit, sie kollektiv zu einer Vorstellung umzuwandeln, die Menschen aller Geschlechter subsumieren kann. Galten als «Hexen» früher hauptsächlich Frauen, die Wissen über den eigenen Körper beherbergten und dafür verfolgt wurden, führen ihre Genealogie heute diejenigen fort, die ein sie diskriminierendes System durch widerständige Praxen stören. Das Hexenbeispiel zeigt, wie auch die Bewertung von Kategorien stetigem Wandel unterworfen ist: Die Verlagerung von Geschlecht auf Alter (von «Hexe» hin zu «alte und weise Person») lenkt den Fokus zwar von der einen Kategorie weg, betont (und produziert) dafür umso mehr die andere. Dabei wäre es lohnenswert, danach zu fragen, inwieweit Begrifflichkeiten verändert und ausgedehnt werden können, ohne länger auf Geschlecht als Marker angewiesen zu sein.

Der sechste Teil des Praxishandbuches schliesslich fasst die wichtigsten Erkenntnisse zusammen.

Gemeinsam neu sprachhandeln

Im Handbuch werden Definitionen formuliert (z. B. «Genderismus») und neue genderfreie Formen (z. B. «ens») eingeführt. Die vielen Wiederholungen der neu eingeführten Sprachformen erleichtern den Zugang zum Handbuch, weil sie durch das mehrmalige Durchlesen gleich eingeübt werden können. Hornscheidt und Sammla stellen dabei jeweils eine konventionelle Sprachform (sie/er) einer genderinklusiven (si:er, hen, they) und einer genderfreien Sprachform (die Person, der Mensch, dens Mensch) gegenüber. Die Frage bleibt, inwiefern eine Sprachform wie «der Mensch» wirklich genderfrei funktioniert, oder ob damit nicht wieder hauptsächlich cis männliche Vorstellungen aufgerufen werden, wie Hornscheidt und Sammla das bei früheren Sprachveränderungen, etwa Partizip-Formen, benennen (49).

Das Handbuch ist ein Angebot, sich bei über lange Zeit normalisierten und angerlenen Alltagssituationen aufs Neue zu überlegen, was eigentlich gesagt und bezeichnet werden möchte und regt beispielsweise dazu an, sich eine Email-Signatur einzurichten,

die die eigenen Pronomen transparent macht. «Genderballast» (101) kann dort abgeworfen werden, wo der Verweis auf Geschlecht nicht relevant ist oder gar der Eindruck entsteht, Bezugnahme auf (binäres) Geschlecht sei häufig Faulheit, um nicht präzise formulieren zu müssen.

Eines von vielen Beispielen dreht sich um Bezeichnungen innerhalb von Familien. Die Realitäten von vielen familialen Bündnissen gleichen nicht denen von cis heterosexuellen Kernfamilien. Um dies zum Ausdruck zu bringen, gibt es unzählige Möglichkeiten, den Fokus von vergeschlechtlichten Verwandtschaftsbeziehungen («Mutter», «Tochter») sprachlich dorthin zu verschieben, wo innerhalb von Nahbeziehungen Dinge *getan* werden. Das erlaubt, die Beziehung zu Menschen – und zu Arbeit – anders zu denken und konkret zu benennen, welche Arbeit von welcher Person innerhalb des sozialen Gefüges wertgeschätzt wird (97). So wird auch eine Person zum Teil der Familie, die beispielsweise gleichzeitig Freundin, «Tatónkel» und «Co-Elter» ist. Diese Veränderungen setzen in der Sprache an und helfen darüber hinaus mit, realpolitische Transformationen in Gang zu setzen. D:ie Journalist:in Şeyda Kurt hat pandemieeindämmende Massnahmen, die nur die einen Familien als Familien ansprechen, als Beispiel für eine repressive Politik beschrieben (Kunz 2021). Familien sind vielfältig, Wahlfamilien ergänzen oder ersetzen herkömmliche Familienkonzepte. Würde dies anerkannt, käme die Situation nicht zustande, dass nur die einen Nahbeziehungen als gültige betrachtet und andere, z. B. aus queeren Communities, aus der Definition ausgeschlossen werden. Alternative Familienmodelle – auch sprachlich – nicht sichtbar zu machen bedeutet, aktiv an ihrer Unsichtbarmachung mitzuarbeiten.

Künstliche Differenzen haben reale Konsequenzen

Stichwort Unsichtbarmachung: Hornscheidt und Sammla geht es nicht darum, durch genderfreies Formulieren Diskriminierungen zu verstecken. Vielmehr soll parallel die Anstrengung unternommen werden, einerseits realen Gewaltverhältnissen Rechnung zu tragen, die unterschiedliche Menschen unterschiedlich betreffen. Und andererseits sollen «diverse Menschen konkret als divers [benannt]» werden, ohne die binären Geschlechterzuschreibungen zu reproduzieren (59). Ein Beispiel: Nicht nur cis Frauen haben einen Menstruationszyklus, sondern auch trans Männer. Um diese Tatsache korrekt auszudrücken, kann der Fokus von Geschlecht hin zu einer Handlung vollzogen werden: Von «Frauen» hin zu «Menschen, die menstruieren».

Dafür formulieren Hornscheidt und Sammla eine Definition von *Genderismus*. Die Verwendung dieses Begriffs irritiert zu Beginn, weil er v. a. aus antifeministischen Kreisen bekannt ist. Genderismus sei «eine Erweiterung von Sexismus und meint alle Diskriminierungen, die über Gender stattfinden. Also auch Diskriminierungen gegen trans-, inter- und genderfreie Personen» (68). Die Utopie hin zu einer diskriminierungsfreien Gesellschaft sehen Hornscheidt und Sammla in der Auflösung von sozialen Differenzen: «Eine wichtige Bewegung Richtung Diskriminierungsfreiheit ist es deshalb für uns, diskriminierende Strukturen anzusprechen, statt Menschen zu gendern, zu rassifizieren, Menschen über Nationalität und Alter anzusprechen. Und nicht alles das zu einem pseudo-natürlichen Teil von Menschen zu machen» (23).

Hier ist Folgendes kritisch einzuwenden: Solange Differenzen, auch wenn künstlich hergestellt, dazu beitragen, dass sie für Menschen sehr reale benachteiligende Konsequenzen haben, soll darauf hingearbeitet werden, sie in ihrer Gemachtheit auszustellen und die betroffenen Menschen nicht länger abzuwerten. Wo es teilweise unnötig ist, auf *gender*

oder *race* Bezug zu nehmen, kann es an anderer Stelle wichtig sein, um auf kollektive Unterdrückungen hinzuweisen. Dass eine patriarchale und kapitalistische Gesellschaft darauf fusst, einige Menschen zu Anderen zu machen und sie herabzuwürdigen, hat Audre Lorde 1980 in ihrer Schrift *Age, Race, Class, and Sex: Women Redefining Difference* formuliert:

Institutionalized rejection of difference is an absolute necessity in a profit economy which needs outsiders as surplus people. As members of such an economy, we have *all* been programmed to respond to the human differences between us with fear and loathing [...]. [W]e have no patterns for relating across our human differences as equals. [...] Certainly there are very real differences between us of race, age and sex. But it is not those differences between us that are separating us. It is rather our refusal to recognize those differences. (Lorde 2019, 108, Herv. i. O.)

Das Praxis-Handuch *Wie schreibe ich divers? Wie spreche ich gendergerecht?* sucht nach diesen von Lorde eingeklagten Mustern, um als Gleiche miteinander zu sprechen und zu handeln. Das setzt voraus, beim Sprechen und Schreiben miteinander kreativ zu sein und Dinge auszuprobieren, weil sich damit wahrgenommene Welten verändern können. Hornscheidt und Sammla verweisen auf frühere Sprachveränderungen, die heute nicht mehr zeitgemäss erscheinen, und zeigen damit die Wichtigkeit des Sprachwandels: «Sprachveränderungen sind immer möglich. [...] Es gibt keine schlussendlich richtigen Formen, die dann für immer gelten und immer diskriminierungsfrei sind – die wichtigste Regel ist respektvoll zu sein, Diskriminierten zuzuhören und Verantwortung für das eigene Sprachhandeln zu übernehmen» (150). Ein Verweis auf die zahlreichen feministischen Theoretiker:innen, die wesentlich dazu beigetragen haben, dass über Sprache und die darin eingelagerten Machtverhältnisse gesamtgesellschaftlich nachgedacht wird, fehlt. Auch wäre denkbar gewesen, das Verfassen einzelner Stichworteinträge an andere Menschen zu übertragen, um praktisch vorzuführen, dass Sprachhandlungen kollektiv und mehrdimensional geschehen.

D:ie Kolumnist:in Hengameh Yaghoobifarah hat zu Beginn des letzten Jahres den Vorschlag geäussert, *maus* als genderneutrale Anrede zu verwenden (Yaghoobifarah 2021). Gleich wie Yaghoobifarah regt das Handbuch zu spielerischem Sprachgebrauch an und veranschaulicht, dass niemals von Vornherein weiss, wie «richtig» gesprochen wird: Kollektive Sprachhandlungen sind Produkte stetiger Aushandlungsprozesse und zeugen vom Wunsch, gemeinsam empathisch zu handeln – auch über die Sprache hinaus. Alle, die weder aushandeln noch verändern möchten, dürfen weiterhin mit dem generischen Maskulinum gendern. Feministische Transformationen werden sich von diesen Mäusen nicht aufhalten lassen.

Nadia Brügger (Zürich)

Literatur

Federici, Silvia: *Caliban und die Hexe: Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*, Wien 2012.

- Gleeson, Jules: «Judith Butler: ‹We need to rethink the category of women›», in: The Guardian, verfügbar unter: <https://www.theguardian.com/lifeandstyle/2021/sep/07/judith-butler-interview-gender>, veröffentlicht am: 07.09.2021.
- Kunz, Nina: «Warum diese Frau den Satz ‹Ich liebe dich› abschaffen will: Interview mit Seyda Kurt», in: Das Magazin, verfügbar unter: <https://www.tagesanzeiger.ch/warum-diese-frau-den-satz-ich-liebe-dich-abschaffen-will-434293849181>, veröffentlicht am 06.08.2021.
- Lorde, Audre: Age, Race, Class, and Sex: Women Redefining Difference, in: Dies.: Sister Outsider, London 2019.
- Vaid-Menon, Aloik: «The Urgent Need for Compassion», in: Baldoni, Justin/Heath, Jamey (Hgg.): The Man Enough Podcast, verfügbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=Tq3C9R8HNUQ>, veröffentlicht am 26.07.2021.
- Yaghoobifarah, Hengameh: «Hey Maus, lass mal ehrlich sein», in: TAZ, verfügbar unter: <https://taz.de/Kritisieren-ohne-Nervenzusammenbruch!/5737137/>, veröffentlicht am 01.01.2021.

Julia Griebel: «das thier frisst, der mensch iszt» Zur Diachronie der lexikalischen Mensch-Tier-Grenze im Deutschen, Heidelberg 2020.

Julia Griebels Publikation, 2018 als Promotionsschrift an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz eingereicht, widmet sich der lexikalischen Mensch-Tier-Grenze im deutschen Sprachraum. Die der Studie zugrundeliegende Beobachtung ist, dass die Ausprägung dieser lexikalischen Grenze im Deutschen eine Sonderstellung einnimmt, weil sie strikter ausfällt als beispielsweise im englischen oder niederländischen Sprachraum. Nichtsdestotrotz handelt es sich um eine historisch gewachsene Unterscheidung, welche die lexikalischen Grenzen, die Mensch und Tier trennen, als bewegliche ausweisen. Diese sprachhistorische Prozessualität bildet nach Griebel ein Forschungsdesiderat, das nach einer systematischen diachronen Analyse verlangt. Auf der Grundlage einer linguistischen Kulturanalyse unternimmt Griebel deshalb eine wörterbuch- und korpusbasierte Untersuchung, welche die Subjektbezüge von ausgewählten Lexempaaren vom Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen, Frühneuhochdeutschen bis ins Neuhochdeutsche nachvollzieht und in Bezug setzt zu geschichtlichen und soziologischen Veränderungen im Verhältnis von Mensch und Tier. Sprach- und Bedeutungswandel werden folglich als mit außersprachlichen Veränderungen in Bezug zu setzende Phänomene verstanden, die im Kontext der lexikalischen Mensch-Tier-Grenze den Miteinbezug der Geschichte von Mensch-Tier-Verhältnissen notwendig machen. Griebels Leistung ist in diesem Sinne als eine doppelte zu verstehen, denn einerseits eröffnet die Publikation einen Überblick über die diachrone Sprachentwicklung der Lexemreihe in ihrer ganzen historischen Reichweite und andererseits werden Interferenzen zwischen kultur- und sprachhistorischen Entwicklungen hergeleitet.

In einer kurzen Einleitung weist Griebel auf jene Sachverhalte hin, bei denen gemeinhin eine sprachliche Grenze zwischen Mensch und Tier gezogen wird und führt die mensch-/tierdifferenzierten Lexeme ein, auf welche sich die Studie konzentriert. Themenfelder bilden die Nahrungs- und Flüssigkeitsaufnahme (*essen/fressen, trinken/saufen, stillen/säugen*), Schwangerschaft (*schwanger/trächtig*), Geburt (*gebären/werfen*), Tod (*sterben/verenden, ermorden/schlachten*), Lebewesensbezeichnungen (*Säugling, Baby/Jun-*

ges, Leiche/Kadaver) sowie Körperteile (u. a. *Mund/Maul, Lippe/Lefze*). Diese werden im Rahmen der diachronen wörterbuch- und korpusbasierten Studie auf die ihnen zugehörigen Subjekte befragt. Ebenso wird konstatiert, dass die lexikalische Trennung immer bereits die Möglichkeit einer ‹Grenzüberschreitung› einschließt, so etwa in der Form einer Pejorisation (des Menschen) oder einer Anthropomorphisierung bzw. Humanisierung (des Tiers). Die lexikalische Mensch-Tier-Grenze ist demnach sowohl als ein Mechanismus wie auch als eine Äußerungsform der anthropologischen Differenz zu fassen, wobei die anthropologische Differenz selbst keiner faktischen Gegebenheit, sondern einer kulturellen Verhandlungsmaße entspricht.

Im zweiten Kapitel, genannt *Bedeutungswandel*, weist Griebel die der Publikation unterliegenden kulturanalytischen und kulturlinguistischen Ansätze genauer aus, einerseits mit Verweisen auf historische Vordenker (Wilhelm von Humboldt, Johann Christoph Adelung oder etwa Jacob Grimm) und andererseits mit Bezug auf drei Fallbeispiele aus der Forschung Angelika Linkes (Geburtsanzeigen, Todesanzeigen sowie die Kommunikationsmuster des Scherzes), die Bedeutungs- und Textsortenwandel im Spiegel der Kultur untersuchen (vgl. 34–38). Zudem werden neben einer Abgrenzung zu Rudi Kellers Ansatz der *Invisible-Hand-Theorie* die Bezüge zu Charles J. Fillmores *Frame-Ansatz* skizziert. Griebels Studie weist sich durch ihre theoretische Situierung als einer Kulturlinguistik verpflichtete aus, die Sprachgeschichte immer bereits als mit der Kulturgeschichte verbundene betrachtet und Sprache als «Symptom, also gewissermaßen Begleiterscheinung der Mentalitäten» einer Gesellschaft versteht (38). Weil die Theoretisierung allerdings nicht auf den Untersuchungsgegenstand angelegt ist, entstehen hierbei zwei grundsätzliche Defizite: Einerseits werden keinerlei Bezüge zu der für die Studie relevanten Textsorte (Wörterbucheinträge) hergestellt; ebenso wenig wird ausgeführt, welche Textsorten, Frames oder kulturtheoretische Ansätze – aus historischer, kanonischer oder formaler Perspektive – sich für eine sprachbezogene Untersuchung der anthropologischen Differenz anbieten.

Im dritten Kapitel wird ein geschichtlicher und soziologischer Abriss der Mensch-Tier-Beziehungen vorgestellt. Griebel diagnostiziert hierbei in knapper Form eine alltägliche Nähe und Achtung des Tiers im Mittelalter, eine beginnende Distanzierung vom Tier in der frühen Neuzeit, eine fortschreitende Mensch-Tier-Dissoziation im 19. und 20. Jahrhundert sowie ein von Ambivalenzen geprägtes Mensch-Tier-Verhältnis im 21. Jahrhundert. Einleitend werden zudem die Begriffe ‹Anthropozentrismus› und ‹Anthropomorphismus› als gegenläufige Bewegungen vorgestellt, was nicht korrekt ist: Während ersterer zwar einer Weltanschauung und zweiterer einer Zuschreibung entspricht, sind Anthropomorphismen zumindest als anthropozentrische Praxis zu problematisieren. Hilfreicher wäre es wohl gewesen, allererst einen epistemischen Anthropozentrismus (vgl. Boddice 2011, 7), der zum Ausdruck bringt, dass «Menschen in ihrem Erkennen und Verstehen prinzipiell einer menschlichen Perspektivität unterliegen» von einer anthropozentrischen Epistemologie und Ontologie abzugrenzen, die «das menschliche Subjekt als ein ‹Zentrum des Denkens› in Erkenntnisvorgängen voraussetzt» (Grimm, Camenzind und Aigner 2016, 92).

Kapitel IV führt schließlich zurück zum sprachwissenschaftlichen Gegenstand der Studie und perspektiviert die sprachlich unterschiedliche Behandlung von Mensch und Tier für den deutschen Sprachraum. Nicht nur anhand des Lexems ‹Tier›, sondern anhand diverser Fallbeispiele zu Tiervergleichen oder etwa zur Tiernamensgebung eröffnet Griebel ein weites Feld an Möglichkeiten, wie sprachliche Bezeichnungen im Deut-

schen mit tierischen Lexemen operieren und variieren. Dass die «sprachliche Behandlung von Tieren [...] zwischen Distanz und Nähe [oszilliert]» respektive dass sich die Ambivalenz des Mensch-Tier-Verhältnisses bereits im Lexem *Tier* manifestiert, «das als Metapher sowohl negativ als auch positiv interpretiert werden kann», sind durchaus interessante Befunde Griebels (84). Jedoch wäre insbesondere mit Rückgriff auf die These aus Kapitel III, dass Tiere nämlich «je nach Tierart extrem unterschiedlich wertgeschätzt und behandelt» werden (56), zumindest eine Problematisierung des Begriffs ‹Tier› für die vorliegende Studie angezeigt, fungiert doch der Begriff selbst als abstrakte Einheit, die Distanz und hierarchische Strukturen der anthropologischen Differenz jedes Mal aufs Neue reproduziert. Zudem bezieht sich ein großer Teil der ausgewählten Lexempaare (*stillen/säugen*, *schwanger/trächtig*, *gebären/werfen* oder etwa *Säugling*) ausschließlich auf Säugetiere, weshalb ‹die› lexikalische Mensch-Tier-Grenze selbst anhand einer klaren Setzung, d. h. dem Fokus auf eine spezifische Klasse der Wirbeltiere, erforscht wird.

Kapitel V bildet den größten Teil der Publikation und umfasst die Wörterbuchstudie und Korpusanalyse der genannten Lexempaare. Hierfür konsultiert Griebel eine große Anzahl von Wörterbüchern und Lexika, die vom Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen, Frühneuhochdeutschen bis ins Neuhochdeutsche reichen, ebenso werden etymologische Wörterbücher inkludiert. Der zeitlich wie materiell breit angelegte Umfang der Studie verlangt für die Analyse der einzelnen Lexeme nicht nur eine minutiöse Aufarbeitung und Gliederung, sondern ebenso beeindruckende Kompetenzen in sprachlicher und historischer Hinsicht. Griebel zeigt den Bedeutungswandel der ausgewählten Lexempaare hierbei mithilfe zahlreicher Tabellen, Diagramme sowie Explikationsmaterial auf und vermag es, eindruckliche Resultate vorzulegen: So wird *vrezzen* im Mittelhochdeutschen wertneutral und in 22 % der Fälle auch für den Menschen verwendet, da bedeutungsgleich mit *aufessen* (vgl. 144). Bereits bei Luther fungiert *fressen* jedoch als «das für Tiere prototypische Nahrungsaufnahme-Verb» (44), d. h. kann nicht mehr wertneutral für Menschen verwendet werden. Bei den wenigen *essenden* Tieren im Gegenwartssprache handelt es sich hingegen um vermenschlichte Tiere oder Haustiere (vgl. 139), ebenso *fressen* nun auch unbelebte Subjekte wie Fahrzeuge, Geräte oder die Arbeit (vgl. 135 f.).

Die Ergebnisse der Studie werden schließlich in Kapitel VI und VII nach den bereits genannten historischen Etappen angeordnet, wobei eine Vielzahl der bemerkenswerten Resultate nochmals aufbereitet wird: So existieren viele der in der Gegenwart exklusiv für einen Subjekttyp verwendeten Lexeme bereits im Mittelalter, werden jedoch entweder synonym gebraucht (z. B. *swanger/trehtec*) oder weisen verschiedene Bedeutungen auf (wie bei *ezzen/vrezzen*, vgl. 259). Sind Tendenzen zur sprachlichen Mensch-Tier-Distanzierung bereits vor dem 18. Jahrhundert zu erkennen (z. B. fällt die subjektbezogene Trennung von *schwanger/trächtig* bereits ins 16. bzw. 17. Jahrhundert), wird die fortschreitende Distanzierung von Mensch und Tier im 19. und 20. Jahrhundert beispielsweise daran ersichtlich, dass *trächtige* Menschen nicht mehr auftauchen, während *schwangere* Tiere nurmehr vereinzelt vorkommen (vgl. 262). Eines der entscheidendsten Resultate ist zudem, dass sich die lexikalische Mensch-Tier-Grenze in der Gegenwart «wesentlich strikter [gestaltet], als es das ambivalente humanimalische Verhältnis vermuten lässt» (264). Die Existenz jener lexikalischen Mensch-Tier-Grenze deutet Griebel im Schlusskapitel denn auch als «Hinweis auf die Kultur, genauer: das Mensch-Tier-Verhältnis der Sprachgemeinschaft» (267). Aufgrund der großflächigen und akribisch ausgewerteten Studie hätte man mit einem etwas mutigeren Fazit gerechnet, und zumindest mit einer Kontrastierung der Resultate mit den Grundannahmen des historischen Abrisses aus

Kapitel III. Interessiert hätte insbesondere der Rückbezug der Resultate auf kulturhistorische Prämissen – ob z. B. die historische Ausbildung der lexikalischen Mensch-Tier-Grenze mit grundlegenden Diskursen rund um die anthropologische Differenz korreliert. Für die Gegenwart böte Griebels Studie in dieser Hinsicht Diskussionsstoff, wenn Bemühungen um einen inklusiveren Umgang mit Tieren etwa mit «über Jahrhunderte hinweg ausgebildet[en]», ausschließlich getrennten Lexempaaren zu operieren haben (265).

Hierbei sticht eine letzte mangelhafte Theoretisierung ins Auge, stellt Griebel doch die lexikalische Mensch-Tier-Grenze nie in Bezug zu einem allgemeinen Grenzgebiet von Mensch und Tier. Dieses kann nach Achilles et al. als liminal aufgefasst werden, d. h. weder als dialektisch («die Grenze als ortloser Ort eines vermittelnden Umschlags»), noch als strukturalistisch (die Grenze als «Scheidelinie einer binären Differenz»), sondern vielmehr als «unscharfe, aber konkrete Zone» mit eigener raumzeitlicher und systematischer Ausdehnung (Achilles et al. 2012, 7). Diese Konzeptualisierung steht implizit in Kontrast zu Griebels dialektisch angelegter Studie, deren Resultate allerdings zumindest in diachroner Betrachtung eine gewisse Unschärfe nachweisen können. Eine Rückführung der Ergebnisse hin zu einem lexikalischen Grenzbegriff wäre deshalb wünschenswert gewesen. Die minutiöse Aufarbeitung des Forschungsdesiderats verlangt dennoch der Würdigung und bietet sich nicht nur für eine kulturlinguistische, sondern auch für die kulturwissenschaftliche Erforschung der anthropologischen Differenz im deutschen Sprachraum als Bezugsgegenstand an.

Vera Thomann (Zürich)

Literatur

- Achilles, Jochen/Borgards, Roland/Burrichter, Brigitte (Hgg.): *Liminale Anthropologien. Zwischenzeiten, Schwellenphänomene, Zwischenräume in Literatur und Philosophie*, Würzburg 2012, 7–8.
- Boddice, Rob: *Anthropocentrism: Humans, Animals, Environments*, Leiden 2011.
- Grimm, Herwig/Camenzind, Samuel/Aigner, Andreas: «Tierethik», in: Borgards, Roland (Hg.): *Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch*, Stuttgart 2016, 78–97.

Mark Dang-Anh: Protest twittern: Eine medienlinguistische Untersuchung von Straßenprotesten (*Locating Media / Situierete Medien*, 22), Bielefeld 2019.

Protest twittern – Eine medienlinguistische Untersuchung von Strassenprotesten (2019) basiert auf Mark Dang-Anhs Dissertation, eingereicht 2018 an der Universität Siegen. Die Untersuchung verortet sich zwischen Medienlinguistik und Praxeologie und nähert sich dem Gegenstand der digitalen Protestkommunikation mit methodischen Ansätzen aus Linguistik und Sozialwissenschaften. Dang-Anh schildert, wie er einen Protest gegen einen Aufmarsch von Rechtsextremen über Twitter verfolgte. Dabei konstatierte er, wie das soziale Medium ihm zwar ein unmittelbares Beobachten und sogar eine Beteiligung an den Ereignissen erlaubte, sich ihm als Teilnehmer hinter dem Bildschirm bestimmte Bezugnahmen wie der Aufruf, den Marsch der Rechtsextremen an einer bestimmten Strasse zu stören, aber nicht erschlossen. Protestkommunikation über Twitter zeigt sich dadurch laut Dang-Anh als eine soziale Praktik, die nur situationsbezogen

erfasst und analysiert werden kann (vgl. 914). *Protest twittern* soll darum die Frage beantworten, wie Proteste durch kommunikative Praktiken auf Twitter konstruiert werden und welche Eigenschaften dieser medial vermittelten Kommunikation dabei zum Tragen kommen: «Wie, d. h. durch welche kommunikativen Praktiken, werden Straßenproteste situativ durch die Beteiligten in digitalen Medien hervorgebracht?» (10). Als Fallbeispiele für die Untersuchung dienen die Proteste in Dresden vom 12. Februar 2014 (vgl. 292) und Magdeburg vom 16. Januar 2014 (vgl. 204). Diese richteten sich gegen rechtsextreme Akteur:innen, die durch Kundgebungen und Märsche die jährlichen Feiern zum Gedenken an die Bombardierung der beiden Städte durch die Alliierten im zweiten Weltkrieg vereinnahmten. Rechtsextreme Präsenz an Erinnerungsveranstaltungen nimmt seit 1990 in ganz Deutschland zu; in diesen beiden Städten stellen sie aber jährliche Ereignisse mit einer grossen Beteiligung sowohl an den rechtsextremen Kundgebungen als auch an den Gegenprotesten dar, weswegen sie sich für eine Untersuchung anbieten (vgl. 12–13).

Seiner Untersuchung legt Dang-Anh einen Sprachbegriff zugrunde, der Sprache eng an Sozialität und Interaktion knüpft. Im Anschluss an Jäger (2007) wird Sprache damit als Metamedium aufgefasst, das Kommunikation zwischen Individuen ermöglicht und in soziale Situationen und Praktiken eingebunden ist (vgl. 19). Davon ausgehend diskutiert Kapitel 2. *Theorie und Begriffe* (vgl. 19–89) die zentralen Begriffe *Sozialität*, *Interaktion*, *Situation*, *Praktiken* und *Medien* als Parameter, die sprachliche Handlungen formen, wobei sich die Untersuchung stark auf Bühlers Organon-Modell bezieht (vgl. 1989). Die Untersuchung wird somit an der Schnittstelle zwischen sozial-, sprach- und medientheoretischen Ansätzen verortet, die sich für Sprache *in situ* interessieren.

Aufbauend auf diesem theoretischen Fundament wendet sich Kapitel 3. *Twitter* einer eingehenden Beschreibung des Mediums und seiner Funktionsweise zu (vgl. 91–162). Dabei ist überzeugend, dass Dang-Anh explizit darauf verzichtet, den Twitter-eigenen Ausdruck «Tweet» zu verwenden, und stattdessen mit dem Ausdruck «Posting» auf diese «zentrale Twitter-Praktik» und «zentrale Bedeutungseinheit» des Mediums verweist: «Mit der Verwendung einer medienübergreifenden Bezeichnung wird eine unreflektierte Übernahme marketing- bzw. unternehmensgeprägter Ausdrücke vermieden» (110). Das Medium wird in seiner visuellen Gestaltung, seiner algorithmischen Funktionsweise sowie seinen Nutzungsmöglichkeiten sehr eingehend beschrieben. Zentral gesetzt wird dabei der Begriff der *Operativität*, der bereits im Kapitel 2. *Theorie und Begriffe* als Eigenschaft von Medien eingeführt wurde, die Medialität prägt (vgl. 84–89). Dang-Anh vermag in diesem Kapitel fundiert aufzuzeigen, wie die spezifische Operativität von Twitter die Kommunikationsformen und -möglichkeiten dieses Mediums strukturieren. Diese Dokumentation von Twitter aus medienlinguistischer Perspektive muss vor allem in Hinblick darauf honoriert werden, dass soziale Medien wieder aus dem Gebrauch kommen bzw. sich in ihren Funktionsweisen und Gestaltung laufend ändern, und eine solche Erfassung für zukünftige Forschung eine wichtige Quelle sein kann.

Vor diesem Hintergrund beleuchtet Kapitel 4. *Forschungsüberblick, Methodologie und Methode* (vgl. 163–189) Literatur im Bereich der Protestforschung, die Dang-Anh durch seinen Beitrag ergänzen möchte. Ein kurzer Überblick nennt Studien aus Politik-, Sozial-, Medien- und Kommunikationswissenschaften, die sich mit der Soziodemographie von Protestteilnehmenden befassen oder sich für das Organisationspotential sozialer Medien interessieren (vgl. 164–165). Ein besonderer Fokus liegt weiter auf linguistischen Beiträgen, die sich mit den sprachlich-kommunikativen Formen und Bedingungen von Protesten auseinandersetzen. Dabei grenzt sich Dang-Anh von Ansätzen ab, die Beteilig-

ten eine strategische Absicht hinter ihrer Protestkommunikation unterstellen. Zudem wählt er für seinen Beitrag eine Perspektive, die situative und interaktionale Praktiken von Protestierenden in den Fokus rücken, während sich ein Grossteil der linguistischen Protestforschung auf Protestdiskurse konzentriert (vgl. 165–167). Im Anschluss an diesen Forschungsüberblick stellt Dang-Anh die Methode vor, mit der er diesen Gegenstand «phänomengerecht» bearbeiten will (vgl. 167–168). Der Beschreibung dieser Methoden ist ein Kapitel zum theoretischen Fundament der hermeneutischen Analyse sprachlicher und kommunikativer Praktiken vorangestellt. Darin zeigt Dang-Anh die Eigenschaften seines Untersuchungsgegenstandes auf, die bei einer hermeneutischen Herangehensweise ein analytisches Problem darstellen (vgl. 168–171): Als solche identifiziert er *Rekonstruktivität*, *Situativität* und *Gemeinsamkeitsannahmen* (vgl. 172–182). Aus dieser Ausgangslage ergibt sich der methodologische Zugang, den Dang-Anh zu seinem Gegenstand wählt: Twitter-Postings werden als Primärdaten hermeneutisch-interpretativ mit interaktions- und textanalytischen Methoden untersucht, Interviews und teilnehmende Beobachtungen als ethnographische Sekundärdaten ebenfalls hermeneutisch ausgewertet. Bei der Erläuterung dieser drei Analysemethoden bezieht Dang-Anh die bereits beschriebenen theoretischen Modelle mit ein und diskutiert Schwierigkeiten, die sich bei der Datenerhebung ergeben haben (vgl. 182–189). Die beschriebene Herangehensweise soll der Situiertheit und Praktikengebundenheit des Untersuchungsgegenstandes gerecht werden, indem die Social-Media-Daten als Texte und Interaktionen behandelt werden, während die Daten aus den Interviews und teilnehmenden Beobachtungen diese perspektivieren sollen (vgl. 168).

Die Analyse wird anhand der Fallbeispiele Magdeburg (vgl. 204–292) und Dresden (vgl. 292–357) durchgeführt. Das Kapitel 5. *Analyse* beginnt mit einer Übersicht über die Daten, die in unterschiedlichen Phasen der Untersuchung gewonnen wurden und das Korpus für die Analyse bilden (vgl. 191–203): Dazu gehören einerseits Twitter-Postings, die computergestützt erhoben, aber qualitativ weiter selektiert wurden. Die Auswahl dieser Postings wird ausführlich begründet (vgl. 193–201). Das Korpus wird durch die transkribierten Interviews mit Protest-Organisator:innen sowie Situationsbeobachtungen ergänzt (vgl. 192). Dabei beschreibt Dang-Anh, welche Daten qualitativ oder quantitativ nach welchem Vorgehen bearbeitet wurden; so legt er das System offen, nach dem er die Twitter-Postings in der Software MAXQDA codiert hat (vgl. 193–203). Schlussendlich ordnet er reflektierend ein, wie der gewählte Datenausschnitt und das nicht rein datengeleitete Vorgehen die Interpretation der Daten beeinflussen (vgl. 191–203). Die Übersicht zu Beginn des Kapitels (vgl. 192) schlüsselt dabei jedoch nicht auf, wie viele Tweets und wie viele Interviewminuten etc. genau in das Analysekorpus eingeflossen sind und wie sich diese auf die beiden Fälle Magdeburg und Dresden verteilen. Aus der Einleitung (vgl. 16) ist zwar bereits bekannt, dass für die beiden Fallbeispiele unterschiedliches Material in unterschiedlichen Mengen zur Untersuchung vorliegt; eine genaue Übersicht wäre aber dem Verständnis der folgenden Analyseschritte zuträglich gewesen. Ihren Ausgang nehmen die Analysen in beiden Fallbeispielen beim Protestaufruf, wobei im Fall Magdeburg Materialien wie Flyer oder Stadtpläne hinzugezogen werden, die unter anderem auf den Webseiten der Organisationskomitees der Proteste publiziert wurden (vgl. 207–216), während sich die Analyse im Fall Dresden stark auf ein Interview mit einem Organisator verlässt (vgl. 293–325). Die Protestdurchführung sowie der Verlauf der Ereignisse werden anhand der relevanten Twitter-Postings eingehend beschrieben und auf kommunikative Praktiken hin analysiert. Dabei folgt die Untersuchung der Pos-

tings im Fall Magdeburg in ihrem Aufbau der Chronologie der Ereignisse (vgl. 238–265). Im Anschluss daran werden bestimmte Praktiken wie «Stigmatisierung» oder «Situationsherstellung» an exemplarisch herausgegriffenen Postings festgemacht (vgl. 265–292). Im Fall Dresden fällt die chronologische Übersicht über die analysierten Postings deutlich kürzer aus (vgl. 330–333), da in diesem Fall weniger Material vorhanden war, wie Dang-Anh bereits zu Beginn der Analyse offenlegt (vgl. 191). Die Untersuchung des Protestgeschehens konzentriert sich stattdessen stärker auf die Analyse kommunikativer Praktiken wie «Koordination» (vgl. 343–352) oder «Bewertungen» (vgl. 325–356). Um diese Praktiken herauszuarbeiten, werden in den Analysen inhaltliche Interpretationen der Postings mit genauen Beobachtungen am Sprachmaterial auf verschiedenen sprachlichen Ebenen kombiniert: «Auf die Bestätigungen der Checkliste folgt die temporale Verknüpfung <Dann> und die Aufforderung <auf zur @DemokratieMeile>, die als selbstbezogen zu verstehen ist» (228). Die kommunikativen Praktiken identifiziert Dang-Anh induktiv anhand des analysierten Materials. Die Analyse zielt dabei nicht darauf ab, die beiden Fälle zu vergleichen; vielmehr werden Kommunikationspraktiken an den beiden Beispielen ergänzend zueinander herausgearbeitet. Dabei entsteht eine umfassende Analyse der Protestkommunikation auf verschiedenen Ebenen und unter Einbezug verschiedener theoretischer Perspektiven und Dang-Anh zeigt auf, wie das Protestgeschehen durch diese einzelnen kommunikativen Handlungen auf Twitter mitkonstruiert wird.

Die Ergebnisse aus den beiden Fallstudien werden im Kapitel 6. *Zusammenfassung der Ergebnisse* zusammengeführt und theoretisch eingeordnet. Die drei grundlegenden Charakteristika von Protestkommunikation, die im Theorieteil der Untersuchung beschrieben wurden, werden hier an den Ergebnissen aus der Analyse exemplifiziert und in einen Zusammenhang mit dem in den Theorie- und Methodenkapiteln diskutierten Forschungsstand gebracht (vgl. 361–366). Anhand der Analyseergebnisse identifiziert Dang-Anh verschiedene Phasen des Protests, die durch die vier «Metapraktiken» (374) *Mobilisieren*, *Koordinieren*, *Evaluieren* und *Positionieren* konstituiert werden, und bindet seine Ergebnisse in bestehende politik- und sozialwissenschaftliche Forschung und Theorie ein (vgl. 366–378). Die im Analyseteil beschriebenen Kommunikationspraktiken verdichtet Dang-Anh zu weiteren zehn Praktiken, die er als spezifisch für die Fälle Magdeburg und Dresden identifiziert, indem er Analyseergebnisse und theoretische Konzepte noch einmal thematisch herausgreift und in einen Zusammenhang bringt (vgl. 378–398).

In 7. *Schlussbemerkungen* reflektiert Dang-Anh die Untersuchung in ihrer theoretischen, methodischen und analytischen Herangehensweise an den Gegenstand der Protestkommunikation über Twitter. Laut Dang-Anh erweist sich dabei «Praxis als Rahmenkonzept für die Untersuchung der kommunikativen Phänomene» (401) als fruchtbarer Zugang zu diesem Phänomen. Da sich die Untersuchung für Protestkommunikation als soziale Praktik interessiert, muss sie mithilfe ethnografischer Ansätze analysiert werden, wird hier noch einmal festgehalten. Nur so ist laut Dang-Anh ein «analytisches Verstehen der Protestpraktiken möglich» (403). Damit kann der Autor die Notwendigkeit einer interdisziplinären Herangehensweise an die untersuchten Phänomene noch einmal zusammengefasst deutlich und die erkenntnistechischen Vorteile seiner theoretischen Perspektive sowie seines methodischen Vorgehens plausibel machen.

Mark Dang-Anh legt mit seiner Untersuchung eine umfangreiche Beschreibung seines Gegenstandes und dessen konstituierenden Faktoren vor. Dies gelingt durch die Perspektiven verschiedener Disziplinen, die er an der Schnittstelle Kommunikation bündelt und so aufzeigen kann, wie die untersuchten Proteste im Zusammenspiel von medial

bedingten Praktiken und sprachlichen Handlungen im sozialen Medium Twitter hervor- gebracht werden. Die eklektische Methodik, die dabei angewendet wird, vereint wiederum Ansätze und damit Forschungslogiken aus verschiedenen Disziplinen; so wird die linguistische Textanalyse beispielsweise durch eine sozialwissenschaftlich-ethnographisch teilnehmende Beobachtung ergänzt. Hierbei werden Ergebnisse erzielt, die ganz unterschiedliche Erkenntnis- und Interpretationsmöglichkeiten nahelegen. Dies fängt Dang-Anh auf, indem er die verschiedenen Herangehensweisen kritisch einordnet und in ihrer Rolle in der Untersuchung unterschiedlich gewichtet. Die vielfältigen Beobachtungen an seinem Gegenstand verdichtet er schlussendlich zu Praktiken, die für eine an Kommunikation interessierte Protestforschung fruchtbar und anschlussfähig für weitere Untersuchungen sind. Leser:innen, die stärker an den linguistischen Erkenntnissen über Protestkommunikation auf Twitter interessiert sind, vermissen möglicherweise eine zusammenfassende Einordnung der zahlreichen semantischen und pragmatischen Beobachtungen, die in der Analyse geleistet wurden, da der Fokus des Interesses nicht in erster Linie auf der sprachlichen Gestalt der kommunikativen Praktiken liegt.

Protest twittern ergänzt die bestehende Protestforschung um einen Beitrag, der kommunikationswissenschaftliche und praxeologische Perspektiven zusammenführt. Nicht zuletzt legt Dang-Anh mit seiner Untersuchung ein Beispiel vor, wie sich Ansätze der Praxeologie an der Schnittstelle von Kommunikation und Interaktion in die Linguistik integrieren lassen.

Livia Sutter (Zürich)

Literatur

Jäger, Ludwig: «Die Sprachvergessenheit der Medientheorie. Ein Plädoyer für das Medium Sprache», in: Kallmeyer, Werner (Hg.): Sprache und neue Medien. Berlin (Jahrbuch Institut für Deutsche Sprache 1999), Berlin 2000, 9–30.

Beiträger:innen des Schwerpunkts

Noah Bubenhofer

Noah Bubenhofer ist Professor für Deutsche Sprachwissenschaft am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Seine Forschungsgebiete liegen in den Bereichen Semantik und Pragmatik in Kultur und Gesellschaft, so treibt er etwa Methoden einer sozial- und kulturwissenschaftlich interessierten Korpuslinguistik voran und untersucht damit Diskurse und sprachliche Praktiken. Ebenso liegt aber auch die Theoriebildung einer «digitalen Linguistik» im Fokus seiner Forschung. Kontakt: noah.bubenhofer@ds.uzh.ch

Twitter: @arche3000

Nadia Brügger

Nadia Brügger, geboren 1991, Studium der Philosophie, Kunstgeschichte, Gender Studies und Literaturwissenschaften. Sie schreibt aktuell ihre Dissertation zur Idylle in der feministischen Literatur und Theorie der 1970er Jahre. Brügger ist Mitinitiatorin von #dichterdran und dem Rechercheprojekt zu Femiziden in der Schweiz, stopfemizid.ch.

Kontakt: nadia.bruegger@uzh.ch

Twitter: @NadiaBruegger

Karina Frick

Karina Frick ist Postdotorandin im UFSP Digital Religion(s) an der Universität Zürich, zudem vertritt sie aktuell die Professur für germanistische Sprachwissenschaft an der Université de Lausanne. In ihrer Dissertation hat sie elliptische Strukturen in schweizerdeutschen SMS-Nachrichten untersucht. Ihre Forschungsinteressen liegen im Bereich Medienlinguistik, Soziolinguistik sowie an der Schnittstelle von Grammatik und Pragmatik.

Kontakt: karina.frick@uzh.ch

Christoph Hottiger

Christoph Hottiger doktoriert am UFSP Sprache und Raum der Universität Zürich in einem Projekt zur interaktiven Nutzung von Exponattexten in einem Schweizer Science Center. Zudem arbeitet er am Deutschen Seminar der Universität Zürich als Projektkoordinator am Lehrstuhl Bubenhofer. Seine Forschungsinteressen liegen im Bereich der multimodalen Interaktionsanalyse, der Konversationsanalyse, der Ethnomethodologie und der Textlinguistik.

Kontakt: christoph.hottiger@uzh.ch

Daniel Knuchel

Daniel Knuchel ist Assistent am Lehrstuhl von Prof. Dr. Noah Bubenhofer und promoviert bei Prof. em. Dr. Angelika Linke mit einem diskurslinguistischen Projekt. In diesem geht er am Beispiel von HIV/AIDS der Frage nach, was mit diskursiv-kommunikativen Phänomenen geschieht, wenn das öffentliche Interesse am Phänomen schwindet. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der linguistischen Diskurs- und Kulturanalyse, Semantik und Kommunikationstheorie sowie der Digitalen Linguistik mit einem Schwerpunkt auf Theorien des Digitalen und der Entwicklung korpuspragmatischer Methoden.

Kontakt: daniel.knuchel@ds.uzh.ch

Martin Luginbühl

Martin Luginbühl ist Professor für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Basel. Zu seinen Arbeitsgebieten gehören Medienlinguistik, Textlinguistik, kulturanalytische Linguistik und Gesprächsanalyse. Er ist Autor und Ko-Autor von Monographien zur Medienlinguistik allgemein, zu politischen Fernsehdiskussionen, zur Intertextualität von Medientexten und zur Geschichte und Kulturalität von Fernsehnachrichten. In einem laufenden Projekt arbeitet er zur mündlichen Argumentationskompetenz von Schulkindern.

Kontakt: martin.luginbuehl@unibas.ch

Salomé Meier

Salomé Meier ist Doktorandin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literatur von Prof. Dr. Philipp Theisohn, Universität Zürich. Daneben ist sie freie Literaturredakteurin bei SRF 2 Kultur und Mitherausgeberin der Variations, der komparatistischen Literaturzeitschrift der Universität Zürich. In ihrer Dissertation beschäftigt sie sich mit Vorstellungen von Virtualität und Weiblichkeit in der Literatur der Aufklärung bis heute.

Kontakt: salome.meier@ds.uzh.ch

Ina Pick

Ina Pick ist Assistentin am Deutschen Seminar (Linguistik) der Universität Basel. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Gebieten der Gesprächs-, Text-, Medien- sowie Soziolinguistik. Sie arbeitet insbesondere zu grösseren sprachlich-kommunikativen Handlungseinheiten (Entscheiden, Beraten, Helfen) in verschiedenen sozialen Kontexten und deren Variation, medialem Wandel und anwendungsbezogenen Fragestellungen. Sie ist Sprecherin des Arbeitskreises Angewandte Gesprächsforschung (AAG).

Kontakt: ina.pick@unibas.ch

Juliane Schröter

Juliane Schröter hat eine Professur für germanistische Linguistik an der Universität Genf inne. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der kulturalistischen Linguistik, Pragmatik, Text- und Diskurslinguistik sowie Politolinguistik und Argumentationanalyse. Zusätzlich hat sie viele Publikationen zur Neueren Sprachgeschichte des Deutschen vorgelegt. Thematische Zentren ihrer Forschung waren zuletzt das politische Argumentieren in der Schweiz und die Sprachbewusstseinsgeschichte des Schweizerdeutschen.

Kontakt: juliane.schroeter@unige.ch

Larissa Schüller

Larissa Schüller hat Germanistik und Geschichte an der Universität Zürich studiert. Sie promoviert im Doktoratsprogramm Kulturalanalyse und ist als wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl von Prof. Dr. Noah Bubenhofer am Deutschen Seminar der Universität Zürich angestellt. In ihrem interdisziplinären (zwischen Sprach- und Geschichtswissenschaft) angesiedelten Dissertationsprojekt befasst sie sich mit dem Telefonistinnenberuf in der Schweiz von 1881 bis 1980 und dabei mit dem Zusammenhang von Gender, Technologie und kommunikativen Praktiken.

Kontakt: larissa.schueller@uzh.ch

Livia Sutter

Livia Sutter hat Germanistik und Politikwissenschaften an der Universität Zürich und an der Ruprecht-Karls Universität Heidelberg studiert und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl von Prof. Dr. Noah Bubenhofer an der Universität Zürich. In ihrer Masterarbeit hat sie sich mit der diskursiven Konstruktion der politischen Begriffe ‹links› und ‹rechts› auseinandergesetzt. Ihre Forschungsinteressen liegen im Bereich Diskursanalyse und Kulturlinguistik sowohl diachron als auch synchron.

Kontakt: livia.sutter@uzh.ch

Vera Thomann

Vera Thomann ist Doktorandin am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Ihr Promotionsprojekt widmet sich der Poetik des Tierversuchs in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Weitere Forschungsschwerpunkte nebst den Human-Animal Studies sind Wissenspoetiken sowie die politische Theorie.

Kontakt: vera.thomann@ds.uzh.ch

Thomas Traupmann

Thomas Traupmann hat Germanistik, Kunstgeschichte und Latinistik in Wien, Siena, Konstanz und Salzburg studiert. Aktuell ist er Wissenschaftlicher Assistent am Deutschen Seminar der Universität Zürich mit einem im Abschluss begriffenen Promotionsprojekt zur Poetik von Karl Kraus' Letzten Tagen der Menschheit. Seine Forschungsinteressen liegen u. a. im Bereich Materialität und Medialität, literarische Epistemologien, Kulturtheorie, Versifikation sowie Übersetzung.

Kontakt: mail@th-tr.at

Tobias von Waldkirch

Tobias von Waldkirch ist Assistent für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Basel (Professur Luginbühl). Sein Hauptinteresse gilt der Medien- und Textlinguistik, der historischen Pragmatik sowie der kulturanalytischen Linguistik. Sein Dissertationsprojekt beschäftigt sich mit dem Wandel journalistischer Kulturen im deutschen und französischen Sprachraum im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Kontakt: tobias.vonwaldkirch@unibas.ch

Narratives Fernwaffenhandwerk: Geschichte(n)erzählen mit Gewaltpotential?

Zur poetologischen Bedeutung der Figur Hans Armbruster aus C.F. Meyers Novelle *Der Heilige*

Isabelle Sommer

Waffen besitzen in den Gedichten und Erzählungen Conrad Ferdinand Meyers – von *Huttens letzte Tage*, über *Jürg Jenatsch*, hin zu *Das Amulett* und *Der Schuß von der Kanzel* – eine wiederkehrende und daher auffällige Vordergründigkeit. Die unbekümmerte Vermutung, dass es sich bei den Schwertkämpfen, Degenduellen und Schusswechseln lediglich um historische Staffage handelt, gehört spätestens dann begraben, wenn Soldaten zu «der Feder mächtig[en]» Schreibern werden,¹ weltliche Feuerwaffen und heilige Schriften beunruhigend nahe beieinander liegen² oder «aufgeblätterte[] Bücher[]» zusammen mit aufgehängten Waffen «eine greuliche Unordnung» im königlichen Studierzimmer bilden.³ Auch die Figur Hans Armbruster aus C.F. Meyers Novelle *Der Heilige*⁴ birgt angesichts dieser Verquickungen⁵ ein verschärftes literaturwissenschaftliches Interesse: Dass es sich bei dem Fernwaffenhandwerker mit sprechendem Namen in der Geschichte des St. Thomas von Canterbury auch um den späteren Erzähler ebendieser Geschichte handelt, verleiht der Armbrust und dem sie betreffenden Handwerk poetologische Schlagkraft. Wie Hans zum Armbruster wird und in welchem Kontext er seine Ausbildung absolviert, hat Implikationen für sein späteres Erzählen. Die Merkmale von Hans' Geschichtenerzählen und dessen kritische Kommentierung durch Chorherr Burkhard in der Rahmenerzählung verweisen auf Charakteristika von C.F. Meyers eigenem narrativen Verfahren, das unter dem Vorzeichen der Engführung von Fernwaffenhandwerk und Geschichte(n)erzählen, wie sie in *Der Heilige* vollzogen wird, neu zu bewerten ist.

1 Conrad Ferdinand Meyer: *Das Amulett*, in: Ders., *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Hans Zeller und Alfred Zäch*, Bd. 11, Bern 1959, S. 5–74, hier S. 28.

2 «Der von den Bäumen des wilden Gartens verdunkelte Raum war leer bis auf [...] den wurmstichigen Tisch, auf dem eine grosse Bibel ruhte. Neben dieser geistlichen Waffe blickte aus der Ecke eine weltliche. Dort lehnte eine altväterische Muskete, über welche nun Jenatsch das [...] Pulverhorn aus dem Müsserkriege an einen Holznagel aufhängte» (Conrad Ferdinand Meyer: *Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte*, in: Ders., *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Hans Zeller und Alfred Zäch*, Bd. 10, Bern 1958, S. 48).

3 Meyer: *Das Amulett*, S. 42.

4 Conrad Ferdinand Meyer: *Der Heilige. Novelle*, in: Ders., *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Hans Zeller und Alfred Zäch*, Bd. 13, Bern 1962, S. 5–147.

5 Mit der «auffällige[n] Rolle des Schwerts in Meyers Lyrik» bzw. «der Engführung von Schwert und Feder» beschäftigte sich zuletzt Peter Sprengel: *Das Schwert des Poeten. Kampfmotive und Symbolik in C.F. Meyers Lyrik*, in: Rosmarie Zeller (Hg.), *Conrad Ferdinand Meyer im Kontext. Beiträge des Kilchberger Kolloquiums*, Heidelberg 2000, S. 141–156, hier S. 151.

1. «A split focus»: Der erzählende Armbruster als zweiter Fokuspunkt

Im Zentrum von Meyers *Der Heilige* steht auf den ersten Blick die Geschichte des Thomas Becket, dessen rätselhafter Wandel vom heidnischen Hofmann zum asketischen Mönch und seine spätere Erhebung in den Stand eines christlichen Heiligen. Kathleen Komar⁶ macht auf die doppelte Rahmung der Novelle aufmerksam: Erster, äusserer Rahmen bildet das Aufeinandertreffen von Hans Armbruster und Chorherr Burkhard in Zürich; zweiter, innerer Rahmen Hans' Werdegang als Armbruster beginnend mit seiner Jugend, während im Kern die Geschichte des Thomas Becket am Hof König Heinrichs II. von England steht.⁷ Komar vergleicht diese drei «constituent blocks» der Erzählstruktur – den *Zürcher Rahmen*, den *Schaffhauser Rahmen* und den *Englischen Kern* – mit «architectural bricks of which the novelle is composed» und die ein spezifisches «spatial arrangement» nach folgendem Schema bilden:⁸

<i>1st Frame</i> (Present)	<i>2nd Frame</i> (Past)	<i>Core</i> (Past)	<i>2nd Frame</i> (Past)	<i>1st Frame</i> (Present)
Primary narrator sets scene and introduces Hans and Burkhard	Hans' relation of his own youth	Hans' relation of Becket's story	Hans' relation of his life since leaving Henry's service	Primary narrator views Hans and Burkhard

Abb. 1: Struktur von C.F. Meyers *Der Heilige* nach Kathleen Komar (1981)⁹

Dass Interpretationen von C.F. Meyers *Der Heilige* häufig Thomas Becket und dessen «Wandel und die Natur seiner Person»¹⁰ in den Fokus rücken, bringt Komar mit dieser spezifischen Erzählstruktur in Verbindung: «The practical effect of this spatial arrangement is to place Thomas Becket's story at the center

⁶ Kathleen Komar: *Fact, Fiction, and Focus. Their Structural Embodiment in C.F. Meyers «Der Heilige»*, in: *Colloquia Germanica*, Vol. 14. No. 4 (1981), S. 332–341.

⁷ Auf den ersten, äusseren Rahmen wird fortan mit der Bezeichnung *Zürcher Rahmen* Bezug genommen. Beim *Zürcher Rahmen* handelt es sich um einen Erzählrahmen, «eine[] erste[] Ebene, die wir mit Genette als *extradiegetisch* bezeichnen» [Herv. i. Orig.] (Matías Martínez und Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie. 11., überarbeitete und aktualisierte Auflage*, München 2019, S. 80). Auf den zweiten, inneren Rahmen wird fortan mit der Bezeichnung *Schaffhauser Rahmen*, auf den Kern der Novelle mit der Bezeichnung *Englischer Kern* Bezug genommen. *Schaffhauser Rahmen* und *Englischer Kern* bilden zusammen die Binnenerzählung mit Hans als intradiegetischem Erzähler (vgl. Martínez/Scheffel: *Erzähltheorie*, S. 80). Beim *Schaffhauser Rahmen* handelt es sich *nicht* um eine diegetische Ebene dritter Stufe, also einen weiteren Erzählrahmen im Sinne Genettes (vgl. Ebd.). Hans' Werdegang als Armbruster ist insofern Rahmung des Englischen Kerns, als dass Hans' Lebensgeschichte inhaltlich mit der Geschichte des Thomas Becket verflochten ist.

⁸ Vgl. Komar: *Fact – Fiction – Focus*, S. 333.

⁹ Ebd.

¹⁰ Meyer: *Der Heilige*, S. 15.

of the novelle [...]. The novelle is usually seen as Becket's dilemma». ¹¹ Gerät hingegen das quantitative Verhältnis von Schaffhauser Rahmen und Englischem Kern in den Blick, muss man feststellen: «[Hans', I.S.] personal history, the second frame, [...] occupies a fairly large percentage of the total text [...]. Hans' story could, therefore, be seen as being of equal value to [...] that of Becket's». ¹² Ein zweiter Blick auf die Erzählstruktur legt offen, dass die doppelte Rahmung die Geschichte des Thomas Becket als Kern der Novelle etabliert und zugleich relativiert, indem sie der historischen Figur Thomas Becket mit Hans Armbruster und dessen Lebensgeschichte einen zweiten Fokuspunkt entgegenstellt. In den Worten Kathleen Komars: «Meyer has given his novelle a split focus [...]. One focal point is Thomas' story [...]. The second focal point is Hans' own story and his narration of it». ¹³ Es sei diese grundlegende, strukturbedingte Ambiguität von Meyers Novelle, die «a reevaluation of traditional readings» fordere – Interpretationen, die nach der Funktion und Wichtigkeit von Hans Armbruster fragen ¹⁴ und «the emphasis the author places on Hans' narrative» berücksichtigen. ¹⁵

Hans Armbruster hat in C.F. Meyers *Der Heilige* eine doppelte Rolle. Als Armbruster am Hof König Heinrichs II. bzw. als Figur im Englischen Kern ist Hans Mithandelnder in der Geschichte des Thomas Becket. Als nachträglicher Erzähler ebendieser Geschichte und als Figur im Zürcher Rahmen ist Hans – man ist versucht zu sagen *nur noch* – Fernstehender.

[J]ene Ereignisse, staunenswert und unbegreiflich nicht nur für die Fernstehenden, sondern auch für die Mithandelnden, waren der wichtigste Teil seiner eigenen Geschichte, die es dem verschlossenen Manne zu erzählen schwer wurde, und griffen in Tiefen seiner Seele hinunter, wo sein Empfinden zwiespältig wurde [...]. ¹⁶

Kathleen Komars schematische Darstellung der Erzählstruktur verleitet dazu, die verschiedenen formalen und inhaltlichen Ebenen der Erzählung als trennscharf anzusehen und folglich Hans' zwei Rollen jeweils eindeutig der einen oder anderen Ebene zuzuordnen. Effekt der narrativen Rahmung ist aber vielmehr, dass Meyers *Der Heilige* über eine strukturelle Doppelbödigkeit verfügt und Hans' Rolle für die Novelle als Ganzes entsprechend eine *gespaltene* ist. Hans als nachträglicher Erzähler ist nicht der Zürcher Rahmenerzählung und Hans als mithandelnder Armbruster nicht der Binnenerzählung zuzuordnen. Vielmehr ist

11 Komar: *Fact – Fiction – Focus*, S. 333–335.

12 Ebd., S. 336.

13 Ebd., S. 338.

14 Vgl. Ebd., S. 333.

15 Ebd., S. 340.

16 Meyer: *Der Heilige*, S. 15.

«Meister Hans»¹⁷ strukturbedingt auf allen Ebenen von C.F. Meyers *Der Heilige* erzählender Armbruster, Fernstehender und Mithandelnder zugleich.

Es ist genauer nach dem Verhältnis dieser beiden, auf den ersten Blick disparat anmutenden Rollenteile von Hans Armbruster zu fragen. Gibt Meyers Novelle Grund, Hans' Geschichtenerzählen als eine Form des Fernwaffenhandwerks zu begreifen? Mit Einsatz des dritten Kapitels wird der Übergang von der Rahmen- in die Binnenerzählung vollzogen. Wenn Hans nun beginnt, seine Lebensgeschichte und davon zu erzählen, «wie [er] der Jetzige geworden [ist]»¹⁸, muss seine gespaltene Rolle als erzählender Armbruster bzw. sein potenziell verschränktes Handwerk bedacht und das Augenmerk darauf gerichtet werden, ob und wenn ja, wie das Geschichtenerzählen und das Armbrusthandwerk während Hans' Werdegang in Beziehung treten.

2. Geschichte(n)bauen als Fernwaffenhandwerk

Hans' Werdegang als Armbruster beginnt in Schaffhausen. Nachdem Hans im Affekt einen seiner Familie unliebsamen Wucherer zu Tode prügelt, hofft er durch «die geöffnete Klosterpforte von Allerheiligen» fortwährender Schande entgehen zu können, indem er «unverhofft geistlich» wird.¹⁹ Bald muss Hans jedoch feststellen:

[I]ch taugte schlecht zum Mönche und hatte den Wuchs meiner Natur [...] nicht vorausgekannt. Mißverstehet mich nicht, Herr! Nicht das sündige Blut unserer Stammeltern allein meine ich, sondern mehr noch den zündenden Funken, der aus der Schöpferhand Gottvaters in den Ton, aus welchem ich geformt bin, herübergesprungen ist, das ist: Kraft, Verstand, Unternehmung, Baukunst und Wanderlust.²⁰

Hans' Ahnung, dass seine Berufung nicht die des frommen Mönchs ist, sondern im Kontext schöpferischer Ambitionen steht²¹, konkretisiert sich in der Befragung des Buchstabenorakels, genauer – im Sprechenlassen der *sortes vergilianae*:

Aber von menschlicher Kunst und Wissenschaft war zu Allerheiligen nichts zu lernen als der Poet Virgilius, den ich auch heute noch größtenteils auswendig weiß.

Der Prior rühmte an diesem Poeten, daß er ein frommer Heide gewesen und Gott ihm zum Lohne seiner Tugenden prophetische Kraft eingehaucht, so daß in seinen Versen die hochgelobte Mutter mit dem Kinde sich spiegle und deutlich zu erkennen sei. Daher kam es, daß die Rolle, aus der ich lernte, ganz von Messerstichen durchlöchert war. In der Johannisnacht, da ich von Allerheiligen schied und bevor ich den Sprung über die Mauer tat, habe auch ich hineingestochen zu dreien Malen,

17 Ebd., S. 8.

18 Ebd., S. 140.

19 Ebd., S. 18.

20 Ebd.

21 Vgl. insbesondere «Kraft, Verstand [...] und Baukunst».

nach inbrünstiger Anrufung der drei heiligen Namen, und die Worte getroffen: sagittas, calamo, arcui. Und Virgilius hatte wahr gesprochen: mit Pfeil und Bogen hab' ich all mein Lebttag zu tun gehabt.²²

C.F. Meyer zitiert nicht nur, sondern transformiert an dieser Stelle eine genuin antike, bis ins europäische Mittelalter reichende divinatorische Praxis²³ so, dass sich darin implizit Merkmale von Hans' zukünftigem Erzählen widerspiegeln. Vorstellungsgrundlage der Mantik – «Kunst der [...] Zukunftsdeutung»²⁴ – ist der Glaube an eine ‹Vorgeschriebenheit›; über divinatorische Praktiken werden natürliche oder künstliche Zeichen dahingehend ausgelegt bzw. produziert, dass sie Einblick in das göttlich vorbestimmte und daher unabänderliche menschliche Schicksal gewähren sollen.²⁵ Aus dieser Charakterisierung der Mantik als fatalistischer Glaube an göttliche Zeichen muss hervortreten, dass sich die Mantik als Verfahren *mit* Zeichen unscharf zwischen der Generierung und der Auslegung ebendieser Zeichen bewegt. Die divinatorische Praxis droht stets vom Lesen der festgeschriebenen Zukunft zum Überschreiben der nunmehr nur vermeintlich unabänderlichen Zukunft überzuspringen.²⁶ Dieses subversive, weil schöpferische Potential der Mantik materialisiert sich in Hans' – wie zu zeigen sein wird – *doppelter* Stichomantie.²⁷

Philipp Theisohn hebt hervor, dass die stichomantische Lektüre der Bibel

[...] mit der Konzeption von Zukunft als einer Destruktion der heilsgeschichtlichen Integrität [einhergeht] [...]. Zukunft wird [...] nur da sichtbar, wo Verfahren der Dekontextualisierung statthaben, wo der Akt der Diskretion den gewählten, erblätterten oder erstochenen Vers vom Rest des Textes sondert. Die stichomantische

22 Ebd., S. 18 f.

23 Vgl. Philipp Theisohn: *Das Buch als Los. Bibliomantie, Schicksalszyklopädie und kasuistische Fiktion in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, in: Andreas B. Kilcher und Philipp Theisohn (Hgg.), *Die Enzyklopädie der Esoterik. Allwissenheitsmythen und universalwissenschaftliche Modelle in der Esoterik der Neuzeit*, München 2010, S. 91–120, hier S. 97.

24 Fritz Graf: Art. *Divination/Mantik*, in: Hans Dieter Betz et al. (Hgg.), *Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. 4., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 2, Tübingen 1999, Sp. 883–886, hier Sp. 883.

25 Vgl. Eduard Stemplinger: *Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen*, Leipzig 1922, S. 23.

26 «Indem die Signifikation der Zukunft [...] präsentisch wird, [...] fallen signifizierende Potenz und interpretatorischer Akt in eins, avanciert die Auslegung zum Schöpfungsakt» (Theisohn: *Bibliomantie*, S. 94).

27 Bei der Stichomantie handelt es sich um ein «Verfahren der Textmantik» (Theisohn: *Bibliomantie*, S. 97). «Man schlug Dichterstellen nach blindem Ungefähr auf [...]; je nachdem einem nun der Zufall diesen oder jenen Vers in die Hand spielte, erschloß man daraus Gutes oder Schlimmes [...]. Diese Losart übernahm das junge Christentum [...], eine Reihe von Synoden verbot sie, aber im ganzen umsonst. [...] Geistliche [legten] das Alte und Neue Testament auf den Altar und machten [...] »Stichproben« [...]. Neben der Bibel galten die Sortes Virgiliae am meisten [...]. Auch Homer und Ovid wurden herangezogen» (Stemplinger: *Aberglaube*, S. 52).

Lektüre [...] [wird] als eine Verschuldung gegenüber dem «ewigen Text» resp. gegenüber dem Sinnzusammenhang der Heiligen Schrift wahrgenommen [...].²⁸

Während in der antiken bzw. christlichen Tradition in der Regel Verse oder Kapitel erblättert wurden, transformiert C.F. Meyer die stichomantische Lektüre dahingehend, dass Hans einzelne Wörter aus dem syntaktischen und semantischen Zusammenhang des ursprünglich vergilianischen Texts herauslöst. Das für die stichomantische Lektüre charakteristische «Verfahren der Dekontextualisierung» wird potenziert: «[S]agittas, calamo, arcui». Gunther Hertling, dem der bis anhin einzige Versuch einer Interpretation von C.F. Meyers *Der Heilige* ausgehend von der stichomantischen Episode zuzuschreiben ist, bemerkt, dass Hans die vereinzelt angestochenen Wörter «in ein lineares Nacheinander» bringt.²⁹ Im ersten Auslegungsschritt wird die Topografie des Stechens in eine Chronologie des Erstochen transformiert: Die *auseinanderliegenden* Textbruchstücke werden *hintereinandergestellt* und also ein neuer Sinnzusammenhang hergestellt. Im darauffolgenden Auslegungsschritt wird die soeben neu generierte Chronologie jedoch ein weiteres Mal «ausgestochen»: «Und Virgilius hatte wahr gesprochen: mit Pfeil und Bogen hab' ich all mein Lebtage zu tun gehabt». Hans' *doppelte* Stichomantie scheint eine topografisch-diskrete gegenüber einer chronologisch-stetigen Auslegung zu privilegieren. Dass dadurch der «calamus», das Schreibrohr³⁰, gezielt überlesen wird, ist bezeichnend dafür, dass Hans mit seiner bruch-

28 Theisohn: *Bibliomantie*, S. 98.

29 Gunther Hertling: *C.F. Meyers «Der Heilige»: Die «sortes Vergilianae» als Divination und symbolisches Kryptogramm*, in: Ders., *Poetische Wirklichkeitsgestaltungen. Essays zum Erzählwerk Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers*, Berlin 2007, S. 99–116, hier S. 107.

30 Die historisch-kritische Ausgabe von Zeller/Zäch übersetzt lat. *calamus* als «Rohr(pfeil)» (vgl. Anhang zu Conrad Ferdinand Meyers: *Der Heilige. Novelle*, in: Ders., *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Hans Zeller und Alfred Zäch*, Bd. 13, Bern 1962, S. 277–369, hier S. 343) und übergeht hierin, dass es sich bei lat. *calamus* bzw. gr. *kalamos* um ein besonderes Schreibgerät handelt (vgl. Hertling: *sortes vergilianae*, S. 105). Aufschlussreich hierzu ist ein Eintrag in der *Encyclopaedia of Islam*: Der sogenannte *kalam* ist «the reed-pen used for writing in Arabic script», was *Schreibrohr* als eine gegenüber Zeller/Zäch alternative Übersetzung von lat. *calamus* für die Zwecke des vorliegenden Aufsatzes legitimiert. «According to [...] traditions [...] the *kalam* was the first thing created by God so that He could write down events to come» (Clément Huart und Adolf Grohmann: Art. *kalam*, in: Peri Bearman et al. (Hgg.), *Encyclopaedia of Islam, Second Edition*, Leiden 2002, doi:http://dx.doi.org/10.1163/1573-3912_islam_SIM_3806, <21.06.2021>). Der hier aufgespannte kulturgeschichtliche Hintergrund stützt die These, dass Hans mit seiner doppelten Stichomantie Zeichen der Vorherbestimmung gezielt überliest und die von ihm praktizierte Mantik damit verschärft subversiv ist. Im Hinblick auf die nun folgenden Erläuterungen sei hier hervorgehoben, dass die Verfasserin des vorliegenden Aufsatzes die Antwort der *sortes vergilianae* – «sagittas, calamo, arcui» – in Anknüpfung an die durch Hans' doppelte Stichomantie verworfene Chronologie bzw. privilegierte Topografie als ein *Stichbild* im Sinne einer Konstellation begreift. In dieser topografisch-konstellativen Auffassung von «sagittas, calamo, arcui» hindert der zwischen «sagitta» und «arcus» stehende «calamus» den Pfeil daran, zum Bogen zu gelangen. Gunther Hertling führt in seinem Essay verschiedene Lesarten der Stelle aufgrund der grammatischen Beziehungen an und spricht seinerseits von einem «emblematische[n] Kryptogramm» (Hertling: *sortes vergilianae*, S. 105).

stückhaften Lektüre einen scheinbar festgeschriebenen Zusammenhang *dekonstruiert*. Mithilfe dieser symbolischen Überwindung der ‹Vor- und Festgeschriebenheit› gelangt der durch den ‹calamus› vom ‹arcus› getrennte Pfeil zum Bogen. In seiner stichomantischen Selbstschöpfung zum Armbruster übt Hans demnach nicht nur ein subversives Auslegungsverfahren, sondern begründet und vollzieht gleichermaßen ein Konstruktionsprinzip, mit dem er – hier noch symbolisch – seine erste Waffe baut.

Es liesse sich einwenden, dass der ‹calamus› durch Hans' Stichomantie nicht überwunden und verworfen, sondern vielmehr mit dem Pfeilbogen kurzgeschlossen wird. Das Schreibrohr würde zu einem versteckten Pfeil, der Verwender des ‹calamus› symbolisch zu einem Bogen- bzw. Armbrustschützen. Die Zustimmung zu einer solchen Gegenthese ist angesichts der Suche nach Verbindungslinien zwischen Hans' Geschichtenerzählen und seinem Fernwaffenhandwerk allzu verlockend. Einen vergleichbaren, in einem zweiten Schritt autorbiografischen Standpunkt vertritt Gunther Hertling, wenn er im ‹calamus› das Werkzeug des Dichters und in Hans einen psychologischen Verwandten C.F. Meyers sieht.³¹ Gemäss Hertling

ergänzen sich emblematisch Linearität und Kurve, die *sagittas* mit den *arcui*; [...] die ‹Armbrust› *graphisch* gesehen, beinhaltet Linearität *und* die Form der Kurve: Kunst und Leben, Vitalismus und Ästhetizismus ergänzen sich und ergeben ein nur anscheinend paradoxes Symbol [...]. Als Dingsymbol beinhaltet es [...] transitorische Weltlichkeit und die aller Zeitlichkeit entthobene Kunst [...]. Vermittels der ‹Feder›, der Erzählkunst, wägt der Schriftsteller zwischen zwei Welten ab, steht er sinnbildlich *zwischen* Vitalismus (den ‹Pfeilen›) und Ästhetizismus (den ‹Bögen›) [...] [Herv. i. Orig.].³²

Den mit Pfeil und Bogen kurzgeschlossenen ‹calamus› bereits als das gesuchte Scharnier zwischen Hans' Geschichtenerzählen und seinem Fernwaffenhandwerk anzunehmen, würde zweierlei übergehen: Hans ist in Meyers Erzählung weder Schütze noch Schreiber im eigentlichen Sinn. Vielmehr ist er Armbruster und – nicht nur im übertragenen Sinne der Stichomantie – Vorleser.³³

«[I]ch beschloß, ein Bogner und Armbruster zu werden».³⁴ Auf den ersten folgt ein zweiter Entschluss, auf die Schöpfung des Armbrusters dessen Ausbildung. ‹In Straßburg [...] bei einem Bogner, [...] ein[em] Mann des Brauches

31 Vgl. Ebd., S. 101.

32 Ebd., S. 108 f.

33 ‹Wann eine Botschaft oder ein Staatsbrief des Kanzlers ins Lager gelangte, [...] ließ sich Herr Heinrich [...] das Schriftstück von seinem unwürdigen Knechte [Hans, I.S.] vorlesen. Es war ihm bewußt, daß ich in meiner Jugend auf pfäffischen Wegen gewandelt und des Lesens kundig sei; seine eigenen Augen aber, ob sie wohl noch scharf und sicher in die Ferne blickten, waren untuglich geworden, Handschriftliches zu entziffern» (Meyer: *Der Heilige*, S. 67 f).

34 Ebd., S. 19.

und der Gewohnheit»³⁵ erlernt Hans «wohl einige Griffe, aber noch nicht die Gründe und Gesetze» des Armbrusthandwerks. Für die «Verfeinerungen und Ausbildungen, deren das Wesen und die Gestalt der Armbrust fähig ist» zieht es Hans hingegen fort aus der christlichen Heimat in die heidnische Fremde. «So beschloß ich zu wandern und bei den Meistern zu lernen».³⁶

Die «Wunderstadt Granada»³⁷ ist der Ort, an dem das Armbrusthandwerk und das Geschichtenerzählen erstmals explizit nebeneinandertreten: «Drei Jahre verblieb ich in der Heidenstadt, die Tage verflogen mir im Wettlaufe der Arbeit, und an den Abenden ergötzte ich mich [...] wo sie Märchen erzählen».³⁸ Wenn Hans im Anschluss von den Abenden in Granada zu berichten beginnt, kommt er auf einen ganz bestimmten Märchenerzähler zu sprechen, «dem sie am liebsten lauschten»³⁹:

Er war überzeugt, daß er die Wahrheit rede, aber ich nicht völlig; denn die Mauren [...] lügen mit mehr Aufrichtigkeit als wir, weil ihnen ihre rasche Einbildungskraft das Nichtgeschehene täuschend wie das Geschehene vorgaukelt.⁴⁰

Das Erzählen des tatsächlich Geschehenen – der *facta* – und das Erzählen des Nichtgeschehenen, aber täuschend ähnlich Erscheinenden – der *ficta* – stehen einander als Wahrheit und Lüge gegenüber. Was die vermeintlich dichotome Gegenüberstellung von faktuellem und fiktionalem Erzählen ambivalent werden lässt, ist Hans' Verweis auf die «Aufrichtigkeit» der maurischen Lügengeschichte; im Falle des Märchenerzählers ist es dessen «rasche[r] Einbildungskraft» zu schulden, dass *facta* und *ficta* ununterscheidbar werden. Aufrichtig also deshalb, weil die Lüge unwissend oder vergessen über das Täuschungsvermögen der Fantasie zustande kommt. Was an dieser Stelle von C.F. Meyers *Der Heilige* aufleuchtet, ist eine grundlegende Reflexion über das Potential von Narration. Es klingt Friedrich Nietzsches *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* an, wo es heisst:

Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind [...]. Nun vergisst freilich der Mensch, dass es so mit ihm steht; er lügt also in der bezeichne-

35 Ebd., S. 20.

36 Ebd., S. 21.

37 Ebd.

38 Ebd., S. 22.

39 Ebd.

40 Ebd., S. 23.

ten Weise unbewusst und nach hundertjährigen Gewöhnungen – und kommt eben durch diese Unbewusstheit, eben durch dies Vergessen zum Gefühl der Wahrheit.⁴¹

Handelt es sich mit Nietzsche gesprochen beim heidnischen Erzählen also um ein unbewusstes Lügen, zieht handkehrum das Erzählen, zu dem Hans sich selbst und Chorherr Burkhard rechnet – es heisst «mit mehr Aufrichtigkeit als *wir*» – den Verdacht von Fingierung auf sich. Dass dieses verfälschende Potential des Erzählens mit einer Verschuldung im Sinne einer Ungerechtigkeit einhergeht, suggeriert Hans, wenn er anfügt:

Kurz vor meiner Abreise dann hörte ich den braunen Gesellen die Märe vom Prinzen Mondschein zum anderen Male erzählen und – diese Gerechtigkeit widerfahre ihm! – ohne merklichen Ausschmuck oder Umbau. Das fiel mir auf.⁴²

Die Möglichkeit von Verschuldung an der Richtig- bzw. Gerechtigkeit einer Erzählung ist – bewusst oder unbewusst – in *jeder* Form des Erzählens angelegt. Erzählen *an sich* verschuldet sich an Faktizität, weil *modus operandi* des Erzählens die Wiederholung ist. Vergangene Gegebenheiten werden im Erzählen wieder-, d. h. erneut gegeben, sprich: *erneuert*. Die erzählte Gegebenheit ist qua ihres Erzähltseins immer verformt, also ausgeschmückt und umgebaut.

In Granada treten das Armbrusthandwerk und das Geschichtenerzählen nicht nur explizit nebeneinander, sondern werden in Bezug auf die Figur Hans über eine Metaphorik des Bauens bzw. Umbauens enggeführt: Sowohl die mechanische Fernwaffe als auch die Erzählung werden *konstruiert*. Der erzählende Armbruster übt demnach ein verschränktes Handwerk. Wenn Hans im Übergang vom Zürcher in den Schaffhauser Rahmen zu erzählen beginnt, setzt mit der Konstruktion einer *anderen* Geschichte «von St. Thomas von Canterbury»⁴³ auch der Bau einer *neuen* Armbrust ein. Dass Hans zwecks dieses narrativen Fernwaffenhandwerks in Zürich einreitet⁴⁴, suggeriert rücklesend bereits sein erster Wortwechsel mit Burkhard, wobei der Armbruster dem Chorherrn erklärt, er habe Schulden «für hergestellte Armbruste, ferner den Kaufpreis eines nach englischer Manier gebauten Stückes» einzuziehen.⁴⁵ Auch eine Begebenheit unmittelbar vor Thomas Becket's Tod – und damit dem vorläufigen Ende der von Hans erzählten Geschichte des «St. Thomas von Canterbury» – erhält vor diesem Hintergrund eine zweite Bedeutungsdimension. Wenn es von der Ver-

41 Friedrich Nietzsche: *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne*. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Kai Sina. Stuttgart 2015, S. 15.

42 Meyer: *Der Heilige*, S. 24.

43 «Bei den blutigen Zöpfen der heiligen Regula, heute, Armbruster, trittst du mir nicht über die Schwelle zurück, ohne mir von St. Thomas von Canterbury erzählt zu haben, was du weißt, und *ganz andere Dinge*, als der Luzernerpfaffe [...] aufbindet oder als in dem Pergamente stehen» [Herv., I.S.] (Meyer: *Der Heilige*, S. 13).

44 Vgl. Meyer: *Der Heilige*, S. 7.

45 Ebd., S. 9.

sehrung eines Mönchs, der Thomas vor dessen Mördern zu bewahren versucht, heisst: «Ein Schwerthieb, ein Blutstrahl, und der vom Leibe getrennte Arm sank mit dem Kreuz auf die Erde»⁴⁶, liesse sich dies als autoreflexiver Kommentar auf den Zürcher Rahmen und den dort vom erzählenden Armbruster Hans zeitgleich narrativ vollendeten Kreuzbogen bzw. seine nun fertiggestellte Geschichte des Thomas Becket beziehen.

Von Hans' Doppelkonstruktion geht für den Zürcher Rahmen wirkliche Schlagkraft aus. Während der Armbruster von seiner zweitletzten Begegnung mit König Heinrich erzählt, muss sich Chorherr Burkhard vor Hans' Erzählen schützen, indem er ihn unterbricht:

«[...] ‹Lies!› befiehlt er [Heinrich, I.S.] zornig vor Sehnsucht nach Sieg und Friede; aber was ich [Hans, I.S.] las, lautete anders [...]. Während ich stammelnd dieser grausamen Schrift Sprache gab, war der Herr mit starren, hervorquellenden Augen an mich herangetreten. Die Stimme versagte mir, er aber fuhr mir mit beiden Händen an die Gurgel. ‹Das lügst du, Schandbube!› schrie er und brach ohnmächtig zusammen. Herr Thomas aber auf seinem Grabsteine lächelte.» –

«Genug!» rief der erbleichende Chorherr und streckte seine Hände abwehrend gegen den Armbruster aus.

Herr Burkhard liebte das Heitere und Ergötzliche [...]. Als er den Armbruster in sein Gemach zog, war es ihm darum zu tun gewesen, ein paar Geschichtchen [...] zu belächeln [...]. Hans aber hatte ihm einen qualvollen Kampf [...] gezeigt, und diesem Eindrucke war er nicht gewachsen.⁴⁷

Bezeichnend ist, dass Chorherr Burkhard an einer Stelle von Hans' Erzählung abwehren muss, an der implizit das anklingt, was sich in der vorhergehenden Analyse als für die Figur Hans Armbruster konstitutiv erwiesen hat und das sich nun auf sein Erzählen im Zürcher Rahmen projizieren lässt. Hans Armbruster legt vermeintlich Festgeschriebenes anders aus; sein Erzählen steht im Verdacht, Geschehenes und Nichtgeschehenes, aber täuschend ähnlich Erscheinendes ununterscheidbar zu machen⁴⁸, indem es die Grenzen zwischen der Geschichte des Thomas Becket und seiner eigenen Lebensgeschichte gezielt verwischt.⁴⁹

Hans' derart *verschränkendes* und entsprechend zweifelhaftes Erzählen wird über erzähltechnische Einwände seitens Chorherr Burkhard wiederholt

⁴⁶ Ebd., S. 135.

⁴⁷ Ebd., S. 138 f.

⁴⁸ «‹Höre, Hans›, gab der Chorherr einem aufsteigenden Zweifel Ausdruck, ‹du reitest das geflügelte Rößlein der Fabel nicht schlechter als dein brauner Freund, der Märchenerzähler in Cordova. Es fehlt nur noch, daß auch du darauf schwörest, du seiest dabei gewesen.›» (Meyer: *Der Heilige*, S. 26f).

⁴⁹ «‹Armbruster›, tat er Einspruch, ‹ich halte dich für einen wahrhaften Mann [...]. Ich habe es dir gesagt, dem neuen Heiligen bin ich nicht grün; aber was zu viel ist, ist zu viel. Das kommt aus deinem Eigenen!›» (Meyer: *Der Heilige*, S. 82).

zum Gegenstand kritischer Reflexion.⁵⁰ Kathleen Komar verweist auf diese meta-reflexive Funktion Burkhard's für C.F. Meyers Novelle, wenn sie hervorhebt:

Hans' narrative intrusions provide a particularly difficult problem in attempting to separate history from fiction in *Der Heilige*. [...] Burkhard's intrusions focus on historical fact or narrative form and serve to keep constantly in view [...] that history and its artistic reconstruction are inextricably entwined in Hans' story of Becket [...].⁵¹

Mit Blick auf Thomas Becket als *historische* Figur muss die für Hans' narratives Fernwaffenhandwerk in zweierlei Hinsicht charakteristische Verschränkung vor dem Hintergrund beurteilt werden, dass sich sein Erzählen auf die Forderung Burkhard's hin gegen eine schriftliche Chronik richtet:

«Bei den blutigen Zöpfen der heiligen Regula, heute, Armbruster, trittst du mir nicht über die Schwelle zurück, ohne mir von St. Thomas von Canterbury erzählt zu haben, was du weißt, und *ganz andere Dinge*, als der Luzernerpfaffe [...] aufbindet oder *als in dem Pergamente stehen* [...]» [Herv., I.S.].⁵²

So wird die in Granada problematisierte Ununterscheidbarkeit von *facta* und *fic-ta* dahingehend auf Hans' verschränkendes Erzählen beziehbar, als dass letzteres die Wahrheit beanspruchende, schriftlich fixierte historische Faktizität und die der Lüge bezichtigte narrative Fiktionalität *trennungs*scharf werden lässt. Das mit Hans' doppelter Stichomantie begründete und gleichermassen darin vollzogene Konstruktionsprinzip, das sowohl Festschreibung als auch Stetigkeit und Chronologie verwirft, wird rücklesend zur Vorahnung seines zukünftigen narrativen Fernwaffenhandwerks. Der verschränkend erzählende Armbruster ist für die festschreibende, auf zeitlicher Reihung basierende Chronik bzw. Historiografie *ordnungsgefährdend*. Entsprechend ironisch ist die Beteuerung des Armbrusters gegenüber Burkhard: «Ich will nun ganz nach der Ordnung, wie es Euch bequem ist, Herr, erzählen».⁵³

3. Historische Vergangenheit als Baumaterial: (De)Konstruktion von Geschichte(n)

In seiner Neigung, das ambivalente Verhältnis von Faktizität und Fiktion sowohl auszustellen als auch zu reflektieren, weist Hans' Erzählen eine signifikante Ähnlichkeit mit dem für C.F. Meyer charakteristischen spielerischen Umgang mit historischer Vergangenheit auf. Meyer schöpft den unscharfen Grenzverlauf zwi-

⁵⁰ Vgl. Anm. 48 und 49.

⁵¹ Komar: *Fact – Fiction – Focus*, S. 334.

⁵² Meyer: *Der Heilige*, S. 13 f.

⁵³ Meyer: *Der Heilige*, S. 26.

schen Historiografie und Dichtung für seine Erzählungen aus und macht die variable Auslegbarkeit von Wirklichkeit sowohl zu einer inhaltlichen als auch einer formalen Schwierigkeit seines «(vermeintlich) historischen Erzählen[s]». ⁵⁴ Die unauflösbare Ambivalenz in C.F. Meyers Werken ist wesentlich dadurch bedingt, dass unentscheidbar bleibt, ob frei erfundenes Material so kombiniert wird, dass historischer Schein entsteht oder ob disparates historisches Material so rekombiniert wird, dass es sich als zu einem erfundenen Ganzen transformiertes zeigt. Dies hat zur Folge, dass die Suche nach historiografischen und literarischen Vorlagen nicht selten in den Vordergrund literaturwissenschaftlicher Auseinandersetzungen rückt. Der Anhang der historisch-kritischen Ausgabe von C.F. Meyers *Der Heilige* legt offen, wie sich Meyer selbst mehrfach – und wichtiger noch, widersprüchlich – zu möglichen Quellen geäußert hat. ⁵⁵ Während es im Mai 1879 in einem Brief heisst, «den geschichtlichen Rohstoff» finde man «ziemlich vollständig in Augustin Thierrys *Conquête de L'Angleterre*» ⁵⁶, bemerkt C.F. Meyer rund fünf Jahre später:

Es ist Factum, daß ich für den Heiligen [...] die bekannte Conquête von Thierry nie berührt habe, welche ich freilich, zehn Jahre früher, mit den einschlägigen Chroniken aus reiner Neugierde oder langer Weile gründlich practicirt hatte. ⁵⁷

Ebenso ambivalent ist eine briefliche Äusserung Meyers aus dem Januar 1886 zu möglichen englischsprachigen Quellen, wobei insbesondere Walter Scotts *Ivanhoe* bisher im Fokus literaturwissenschaftlicher Forschung gestanden hat ⁵⁸:

...da ich leider wenig englisch verstehe und mir, die großen übersetzten Poeten ausgenommen, die engl. Literatur ferne liegt. Die Quelle zum «Heiligen» sind lateinische Chroniken. ⁵⁹

⁵⁴ Iris Denneler: «*incognito*» – Überlegungen zum Historismus und Ästhetizismus Conrad Ferdinand Meyers, in: Monika Ritzer (Hg.), *Conrad Ferdinand Meyer. Die Wirklichkeit der Zeit und die Wahrheit der Kunst*, Tübingen und Basel 2001, S. 147–166, hier S. 151.

⁵⁵ Vgl. Zeller/Zäch: *Anhang*, S. 301–305. Der Anhang der historisch-kritischen Ausgabe setzt Erläuterungen der beiden Herausgeber kursiv, Zitate aus Drucken und Handschriften recte (vgl. Zeller/Zäch: *Anhang*, S. 279). Die Verfasserin des vorliegenden Aufsatzes behält sich vor, die Kursivsetzung der Erläuterungen aufzuheben und stattdessen recte zu setzen.

⁵⁶ Brief zit. nach Zeller/Zäch: *Anhang*, S. 301.

⁵⁷ Brief zit. nach Ebd., S. 302.

⁵⁸ Zeller/Zäch führen an, dass «[e]ine Einwirkung des *Ivanhoe* auf den *Heiligen* [...] nicht zu verkennen [ist]». In Anspielung auf die «Gnade-Episode» in Meyers Novelle heben die Herausgeber bei Scott «Episoden in einem Waldschlößchen, das von Bogenschützen verteidigt wird» hervor (Ebd., S. 304). Manfred und Evelyn Jacobsons Forschungsarbeit *The Idyll besieged: «Tristan und Isolde» and «Der Heilige»* von 1982 rollt die Quellenfrage der «Gnade-Episode» vor dem Hintergrund des *Tristan Gottfrieds* von Strassburg neu auf und skizziert Parallelen zwischen dem Waldschlößchen in Meyers *Der Heilige* und der Minnegrotte in Gottfrieds Epos.

⁵⁹ Brief zit. nach Zeller/Zäch: *Anhang*, S. 302.

Nebst Quellenstand skizzieren Zeller/Zäch die lange, unstetige und – persönlichen Aussagen Meyers zufolge – psychisch zermürbende Textgenese der Novelle.⁶⁰ Die ursprünglich als Drama konzipierte Erzählung bleibt zwischen einer ersten niedergeschriebenen Fassung 1875 und dem Entschluss zur Veröffentlichung im Frühling 1879 beträchtliche Zeit liegen und wird nach weiterer Verzögerung erst Anfang April 1880 in Buchform herausgegeben.⁶¹ Schwierigkeiten bereitet Meyer vor allem die Rahmenerzählung, wie er im Februar 1877 in einem Brief an seine Schwester Betsy bemerkt:

Dieses Jahr nehme ich mir vor, zwei Novellen zu schreiben. Zuerst natürlich den «Heiligen», der mir viel Mühe macht; der Rahmen, so oder so, stört, scheint mir, entschieden die Wirkung. Die feine, tiefe Natur des Thomas Becket verzerrt sich im Hohlspiegel eines andern Kopfes, wer immer die Geschichte erzähle.⁶²

Die störende Wechselwirkung zwischen Rahmen- und Binnenerzählung scheint sich auch in der Entscheidungsschwierigkeit bezüglich Titel der Novelle niederzuschlagen.⁶³ In einem Brief aus dem April 1879 lautet eine Variante «Der Heilige. Eine Geschichte, die Hans der Armbruster erzählte».⁶⁴ Die intensive Konstruktionsarbeit an *Der Heilige* tritt aus dem brieflichen Austausch C.F. Meyers mit seiner Schwester Betsy und Korrespondenzen der Letzteren mit dem Verleger Hermann Haessel hervor. «[A]m «Heiligen» baue ich mit Leidenschaft.»⁶⁵, schreibt Meyer seiner Schwester im März 1878. Betsy wiederum bekundet im Dezember 1878 dem Verleger gegenüber:

Jeden Montag und Dienstag ist er [Conrad, I.S.] nun hier und schmiedet den «Heiligen» zusammen, daß die Funken stieben! [...] Die Mitarbeit an dieser gewagten, halb historischen, halb phantastischen Composition ist mir widerwärtig und anziehend zugleich.⁶⁶

Die widersprüchlichen Selbstaussagen C.F. Meyers zu möglichen Vorlagen stehen im Verdacht, Teil der für sein Schaffen konstitutiven «Maskierung» zu sein⁶⁷ und müssen dementsprechend relativiert werden. Die Spaltung der Novelle in einen historischen und einen fiktionalen Anteil scheint bereits während der Entstehung von *Der Heilige* kritische Beachtung durch Meyers Umfeld gefunden zu haben. Zudem könnte Meyers Krux mit Rahmen und Titel als weiteres Argument für die Notwendigkeit einer vertieften literaturwissenschaftlichen Ausein-

60 Vgl. Ebd., S. 283–291.

61 Ebd., S. 283 sowie S. 290.

62 Brief zit. nach Ebd., S. 284.

63 «Ein Heiliger, wie ihn Hans der Armbruster kannte [...] notierte Meyer am Rand eines Blattes, das einen Gedichtentwurf enthält (*Das Schwert des Attila* [...])» (Ebd., S. 286).

64 Brief zit. nach Ebd., S. 287.

65 Brief zit. nach Ebd., S. 285.

66 Brief zit. nach Ebd., S. 286.

67 Vgl. Denneker: *incognito*, S. 150.

andersetzung mit der Figur Hans Armbruster geltend gemacht werden. Beachtenswert sind nicht Meyers emotionale Zermürbungen aufgrund seiner individual-psychologischen und moralischen Auseinandersetzung mit der Figur Thomas Becket, sondern die Konstruktionschwierigkeiten, die sich aus der doppelten Rahmung und damit auch der Figur Hans Armbruster ergaben.

Im Konstruieren einer Authentizität beanspruchenden Welt des Scheins bei gleichzeitig demonstrativer Ausstellung ihrer fragilen Künstlichkeit ist nicht nur ein Charakteristikum, sondern auch ein vormoderner Zug von C.F. Meyers narrativem Verfahren zu sehen. Es ist Symptom des sich anbahnenden «Zwiespalts der Moderne, die einerseits von einem zunehmenden Fiktionalitätsbewußtsein der Wirklichkeit und, andererseits, von einer Suche nach Gültigem und Authentischem geprägt ist».⁶⁸ Damit einher geht die ausgeprägte «Selbstthematizierung» von Meyers Texten⁶⁹; die Tendenz, auf die selbst erzeugten «Spannungen von hochgradiger Fiktionalität und Authentizitätsanspruch» zu verweisen und diese gleichzeitig kritisch zu reflektieren.⁷⁰ Für C.F. Meyers *Der Heilige* in dieser Hinsicht paradigmatisch ist die Entgegnung des Armbrusters auf Chorherr Burkhard's Zweifel an der Wahrhaftigkeit von Hans' Erzählen⁷¹:

Gesetzt aber auch, meine Geschichte wäre etwas ins Ungewisse geraten, von jetzt an wird sie echt und unumstößlich wie das Evangelium. Denn was nun geredet wurde, haftet in meinem grauen Kopfe wie die römische Schrift auf einem umgestürzten Meilenstein, dessen Bruchstücke noch die unauslöschlich eingegrabenen Lettern tragen. Bei der Gnade der Mutter Gottes, ich rede die Wahrheit und lüge nicht.⁷²

Das vermeintlich Authentische, Echte als Ausdruck einer unumstößlichen Wahrheit bzw. Faktizität entpuppt sich als brüchiges Material einer beliebig form- und auslegbaren Wirklichkeit. In den Worten Iris Denneleers:

Im Gegensatz zu einer positivistischen, historistischen Auffassung, daß Wirklichkeit greifbar ist und das, was der Fall ist, erkenn- und darstellbar, dürfte Meyer der Ansicht gewesen sein, dass Wahrheit [...] nur in der Strukturiertheit des Erzählens aufscheint, in der Künstlichkeit und Kunst [...].⁷³

Die Einsicht, dass vermeintliche Faktizität eigentlich Fiktion und daher wesentlich konstruiert ist, hat Konsequenzen für die Auffassung historischer Vergangenheit.⁷⁴ Auch *historische* Faktizität ist immer *dargestellte* Faktizität und als sol-

68 Ebd., S. 165.

69 Vgl. Ebd., S. 149.

70 Ebd., S. 151 f.

71 Meyer: *Der Heilige*, S. 82.

72 Ebd., S. 83.

73 Denneleer: *incognito*, S. 165.

74 Vorliegender Aufsatz beschäftigt sich *nicht* ausführlich mit dem Geschichtsbegriff bei C.F. Meyer oder dessen Verortung innerhalb des geschichtsphilosophischen Diskurses des 19. Jahrhunderts. Der für den Zweck dieses Aufsatzes bewusst gewählte Terminus *Geschichte(n)* soll die über die

che in der Nähe der Fiktion zu verorten; als entsprechend wenig trennscharf erweisen sich Historiografie und Dichtung. Carlo Moos hebt «das Konstruktivistische von Meyers Geschichtsbehandlung» hervor: «Geschichte ist bei ihm stets gestaltete Geschichte».⁷⁵ Vor dem Hintergrund dieser «Technik der Konstruktion von Vergangenheit»⁷⁶ legitimiert sich die Wahrheitsbeteuerung des Armbrusters dadurch, dass sie sich auf ein Geschichtsverständnis stützt, das historische Vergangenheit nicht als Kontinuum, sondern diskretes historisches Material begreift, mit dem auf unterschiedliche Weise verfahren werden kann. So ist der «graue Kopf» des Armbrusters, die zeitunbeständige individuelle Erinnerung, ein der bruchstückhaften Historiografie gleichwertiges «Aufschreibesystem»⁷⁷ für Vergangenes. Auf einen zweiten Einwand von Chorherr Burkhard⁷⁸ erwidert Hans entsprechend:

Bleibt mir vom Leib mit nichtigen Zahlen! [...] Beide haben Recht und Unrecht, Eure Chronik und mein Gedächtnis, jene mit ihren auf Pergament gezeichneten Buchstaben, ich mit den Zeichen, die in mein Herz gegraben sind.⁷⁹

Diese «Vorliebe für eine pluralistische Geschichtsdarstellung»⁸⁰ und deren Nähe zum geschichtsphilosophischen Perspektivismus zweier Zeitgenossen C.F. Meyers – Friedrich Nietzsche und Johann Gustav Droysen – hebt John Osborne hervor, wenn er auf folgende Passage aus Droysens *Historik* verweist:

Es heißt die Natur der Dinge, mit denen unsere Wissenschaft [die Geschichtswissenschaft, I.S.] beschäftigt ist, verkennen, wenn man meint, es da mit objektiven Tatsachen zu tun zu haben. Die objektiven Tatsachen liegen in ihrer Realität unserer Forschung gar nicht vor. Was in irgendeiner Vergangenheit objektiv vor sich gegangen ist, ist etwas ganz anderes als das, was man geschichtliche Tatsache nennt. Was

Figur Hans Armbruster und deren Erzählen problematisierte Verschränkung von *Geschichte* und *Geschichten* – mit einiger Vereinfachung verstanden als *historische Faktizität* und *narrative Fiktion* – hervorheben. Auch die Tatsache, dass dem Armbruster im Zürcher Rahmen mit Chorherr Burkhard ein Namensbruder des Schweizer Historikers Jacob Burckhardt gegenübersteht, wird übergangen.

⁷⁵ Carlo Moos: «*Ich behandle die Geschichte souverän, aber nicht ungetreu.*» *Vergangenheit als Erinnerung bei C.F. Meyer*, in: Rosmarie Zeller (Hg.), *Conrad Ferdinand Meyer im Kontext. Beiträge des Kilchberger Kolloquiums*, Heidelberg 2000, S. 175–188, hier S. 187.

⁷⁶ Ebd., S. 181.

⁷⁷ Dass es sich bei *Aufschreibesystem* um einen medientheoretisch geprägten Terminus von Friedrich Kittler handelt, ist der Verfasserin des vorliegenden Aufsatzes bewusst. Sie behält sich jedoch vor, besagten Terminus für den Zweck des vorliegenden Aufsatzes losgelöst von Kittlers Medientheorie zu verwenden.

⁷⁸ «Die zwei Hiobsposten an demselben Tage? ... Hans, du träumst! – Liegt doch ein volles Jahr dazwischen, wenn die Zahlen auf den Rändern meiner Chronik nicht lügen! ...» (Meyer: *Der Heilige*, S. 105).

⁷⁹ Meyer: *Der Heilige*, S. 105 f.

⁸⁰ John Osborne: *Zum Geschichtsverständnis Conrad Ferdinand Meyers am Beispiel von «Gustav Adolfs Page»*, in: Rosmarie Zeller (Hg.), *Conrad Ferdinand Meyer im Kontext. Beiträge des Kilchberger Kolloquiums*, Heidelberg 2000, S. 189–204, hier S. 204.

geschieht, wird erst durch die Auffassung als zusammenhängender Vorgang [...] als Eine Tatsache begriffen und vereinigt, und dieselben Einzelheiten können von andern anders aufgefaßt, sie können von andern mit andern Ursachen oder Wirkungen oder Zwecken kombiniert werden.⁸¹

Das Verständnis von Historiografie als die Konstruktion von und mit historischem Material erhebt den Akt der Interpretation zum konstitutiven Verfahren der Geschichtsschreibung. *Geschichte* als Produkt variabler Auslegung ist demnach lediglich *eine mögliche* unter beliebig vielen *Geschichten*. Droysens Feststellung, dass historische Vergangenheit «erst durch die Auffassung als zusammenhängender Vorgang [...] als Eine Tatsache begriffen» wird, entspricht der von Denneler referierten Ansicht Meyers, dass «Wahrheit [...] nur in der Strukturiertheit des Erzählens aufscheint».⁸² Entsprechend ist es das *narrative* Verfahren mit historischem Material, welches Faktizität zu fingieren vermag bzw. historische Wahrheit konstruiert: «[...] [E]s [gilt], Dinge, die nicht historisches Material zu sein scheinen, durch richtige Einreihung dazu zu machen».⁸³

4. Aus der Ferne die Gegenwart (be)treffen?

In Einklang mit dem perspektivistischen Votum Droysens⁸⁴ befindet der Armbruster: «Es kommt [...] beim Urteilen wie beim Schießen lediglich auf den Standpunkt an».⁸⁵ Der verschränkend erzählende Armbruster bewegt sich zwischen Handlungsnahe und Erzähldistanz. Dass es gerade die Armbrust – eine mechanische Fernwaffenkonstruktion – ist, die C.F. Meyer seinem intradiegetischen Erzähler Hans zur Berufung macht, ist vor diesem Hintergrund bedeutsam.⁸⁶ Die Armbrust als Fernwaffe ermöglicht Schützen von einem distanzierten Standpunkt aus gezielt ebendiese Distanz zu überwinden und so fernstehend in ein Geschehen einzugreifen bzw. darin mitzuhandeln. Die Armbrust als eine mechanische Konstruktion ermöglicht aber genauso dem *Armbruster* dadurch, dass die bautechnischen Eigenheiten der von ihm konstruierten Waffe Einfluss auf Reichweite, Treffsicherheit und eine kontrollierte Handhabung nehmen, *in-*

81 Johann Gustav Droysen: *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*. Herausgegeben von Rudolf Hübner. Vierte, unveränderte Auflage, München 1960, S. 133 f.

82 Denneler: *incognito*, S. 165.

83 Droysen: *Historik*, S. 87.

84 Droysen: *Historik*, S. 133 f.

85 Meyer: *Der Heilige*, S. 24.

86 Die Armbrust bzw. das Armbrustschiessen tragen real- und literaturhistorische Signaturen, die im Nationalkontext Schweiz virulent werden und einer weiterführenden literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung bedürften. Zudem gibt folgende Wahrheitsbeteuerung des Armbrusters Anlass zur Frage, ob mit der zwischen Nähe und Distanz wirksam werdenden Armbrust nicht auch eine Gattungsreflexion der Novelle impliziert wird: «Es ist nur die Wahrheit, lieber Herr! die heidnischen Bogner sind unübertroffen. Haben sie doch vor Zeiten mit klugem Witze aus dem Umfange des Bogens die gedrungene und handliche Gestalt der Armbrust gezogen» (Meyer: *Der Heilige*, S. 22).

direkt – bildlich gesprochen aus noch weitaus grösserer Entfernung als der Schütze – in ein Geschehen einzugreifen.⁸⁷ Die Engführung von Armbrusthandwerk und Geschichtenerzählen sowie die ordnungsgefährdenden Implikationen, die Hans' narratives Fernwaffenhandwerk durch die Verschränkung von *facta* und *facta* hat, machen *jedes* Erzählen – unabhängig von dessen Zeitpunkt und Stellung – zu einer Möglichkeit des fernstehenden Mithandelns.⁸⁸

Sowohl Meyers Rückgriff auf historische Stoffe als auch seine «Neigung zum Rahmen»⁸⁹ bzw. das Indirekte seines Erzählens werden in der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung nicht selten in den Kontext von Gegenwartsabkehr gestellt und als Wirklichkeitsferne gewertet.⁹⁰ Zu diesem «Bedürfnis nach Distanz gegenüber Mitmenschen und Umwelt [...] paßt das weitgehende Fehlen einer direkten Wahrnehmung der jeweiligen Gegenwart» in C.F. Meyers Texten.⁹¹ «Vom Furor des wenig älteren Gottfried Keller [...] findet sich bei ihm keine Spur».⁹² In Meyers Erzählungen nach «*direkten* Wahrnehmungen der jeweiligen Gegenwart» zu suchen, scheint angesichts der für sein narratives Verfahren konstitutiven «Maskierung» und Indirektheit wenig aufschlussreich. Dass aber die Art des Erzählens, derer sich Hans und gleichsam C.F. Meyer für den Bau ihrer Geschichte(n) bedienen, aufgrund der Engführung mit dem Armbrusthandwerk zu einer Möglichkeit des fernstehenden Mithandelns wird, impliziert Thomas Becket bei seiner ersten Begegnung mit dem Armbruster:

«Eure Gnade», endigte ich [Hans, I.S.], «ist ein Gelehrter und hat wohl kein Gefallen an Kriegszeug.» Er [Thomas Becket, I.S.] senkte die dunkeln Augen und antwortete leutselig: «Ich liebe das Denken und die Kunst und mag es leiden, wenn der Verstand über die Faust den Sieg davonträgt und der Schwächere den Stärkeren aus der Ferne trifft und überwindet.»⁹³

Jeder narrative Zugriff auf aussersprachliche Wirklichkeit formt und *verformt* die Wahrnehmung ebendieser Wirklichkeit.⁹⁴ Darin besteht das indirekte Mithandlungspotential des Erzählens. Dieses macht Hans Armbruster als erzählenden Fernwaffenhandwerker und C.F. Meyer als fernstehenden Geschichte(n)-Konstrukteur für ihre jeweilige Zürcher Gegenwart – die erzählte des Ersteren

87 An dieser Stelle sei auf die Differenzierung von Waffengebrauch und Waffenhandwerk rückverwiesen: Hans ist Armbruster und *kein* Schütze.

88 Das Potential von Narration buchstabiert sich vor diesem Hintergrund dahingehend aus, dass Erzählen als eine spezifische Form sprachlichen *Handelns* aufzufassen ist. Narration eröffnet also die Möglichkeit, auf aussersprachliche Wirklichkeit zu- bzw. darin *einzugreifen*.

89 Denzler: *incognito*, S. 155.

90 Meyer *selbst* bezeichnet diese Neigung zur Rahmenkonstruktion als «das Indirecte der Erzählung» und fügt an: «Ich halte mir den Gegenstand gerne vom Leibe» (Brief zit. nach Ebd.).

91 Moos: *souveräne Geschichtsbehandlung*, S. 179.

92 Ebd.

93 Meyer: *Der Heilige*, S. 33.

94 Vgl. Anm. 88.

und die reale des Zweiten – potenziell *gefährlicher* als ein erster Blick auf die für sie charakteristische Distanzierung vermuten liesse.

Heilige Schreib(t)räume? Zur politisch-theologischen Architextur in Jürg Laederachs *Passion*

Thorben Päthe

In einem Gespräch mit Wend Kässens hat Jürg Laederach 1982, noch vier Jahre vor seinen Poetik-Vorlesungen *Der zweite Sinn oder Unsentimentale Reise durch ein Feld Literatur* an der Karl-Franzens-Universität in Graz, die Schwierigkeit seines poetologischen und sprachreflexiven Schreibens wie folgt skizziert:

Man kommt in einen Teufelskreis, sobald man mit dieser sprachkritischen Arbeit anfängt. Man kommt dann leicht dazu, die Sprache nur noch sich selber zu überlassen und sie selber zum Hauptthema zu machen. Das wäre dann die perfekte Nabelshow. Man käme dann in eine Art Sprachwissenschaft hinein, bei der die Sprache nur noch sich selber anschaut, was z. B. sehr stark auch bei Wittgenstein der Fall gewesen ist. Und das ist dann ein Universum von Hochgeschlossenheit, das früher oder später auch konkrete Themengeschichten, eigene Mythen und Mystifikationen an die Oberfläche drängt, was angesichts dieser neuen Themenflut dann doch kein erschöpfendes oder ausschließliches Tätigkeitsfeld mehr sein kann.¹

Wenngleich Laederach sich demnach ausdrücklich gegen eine ausschliesslich sprachartistische *l'art pour l'art*-Verortung bzw. eine Etikettierung als auto-referenzierlicher Wortakrobat und Silbenjongleur verwehrt, wird im gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Diskurs vor allem diese «hermetische»² Dimension seines Schreibens hervorgehoben und die – vermeintliche – pluralistische Referenzlosigkeit zum Nukleus seiner experimentellen Literatur erklärt. So spricht etwa Dorota Sośnicka in ihrer sorgfältigen Studie mit Blick auf Laederachs Texte von «sprachwichtigen Prosawerken [...], in denen es weniger darum geht, die Welt zu poetisieren und einen Zusammenhang zu vermitteln, als vielmehr darum, die Sprache selbst zum alleinigen Sinn und zur Stimmungsträgerin zu machen.»³ Damit avanciert er zu einem «deklarierten Skeptiker[] gegenüber dem traditionellen Erzählen»⁴, auf dessen textuellen «imaginären Bühnen», so Sibylle Cramer, «sich [der] Widerstreit zwischen Schreibakt und Tilgungsprozess

1 Wend Kässens: «Anschreiben gegen die Flut der Einfälle. Jürg Laederach gibt im Gespräch mit Wend Kässens erstmals Auskunft über seine Literatur, das Theater, die Musik», in: *Theater Heute*, Nr. 1 (1982), S. 28–32, hier: S. 28.

2 Siehe dazu Sabine Haupt: «Wie reimt sich Hermetik auf Helvetik? Streifzug durch die «experimentelle» Literatur der Schweiz», in: *Neue Deutsche Literatur*, 46. Jg., H. 521 (1998), S. 107–119.

3 Dorota Sośnicka: *Den Rhythmus der Zeit einfangen. Erzählexperimente in der Deutschschweizer Gegenwartsliteratur unter besonderer Berücksichtigung der Werke von Otto F. Walter, Gerold Späth und Zsuzsanna Gahse*, Würzburg 2008, S. 103.

4 Ebd.

abspielt.»⁵ Literarisch-poetologische Verfahren wie etwa «Wiederholungstechniken, Kanon, Refrain, Reprise, Variation, Umkehrung, Überlagerung, Rotation, Steigerungsformen, vor allem aber Schwundformen»⁶ avancieren zum sprachlichen Abziehbild eines (post-)modernen Weltchaos, das der selbsternannte Chaosforscher Laederach ins Sprachsystem und auf die literarische Sprache übertrage – jene Sprache, die primär um sich selbst kreise und ihren ausserliterarischen Referenzanspruch eingebüsst habe. Sie folgen darin einer Interpretationslinie, die bis in Laderachs zeitgenössische, insbesondere feuilletonistische Literaturkritik reicht, wo er wahlweise als «rasend radierender Enzyklopädist, verschwenderischer Nihilist, systematischer Amokläufer»⁷, als «weltläufiger Wortwender und Netzweber»⁸, als «furioser Assoziierer [...] höheren Nonsens»⁹, als «Hochseilartist unter den deutschen Prosa-künstlern»¹⁰ oder als «Pausencdown» und «ausgebutterter, angejahrter Ex-Avantgardist»¹¹ im literarischen Feld situiert worden ist.

Jedoch gab es bereits im feuilletonistischen Diskurs Stimmen, die, wie etwa Peter Burri, primär die gesellschaftspolitische Relevanz von Laederachs Texten betonten, wenn er darin als «realistischer Antirealist» «groteske hierarchische und Geschlechterverhältnisse zum Purzeln bring[e]» sowie qua «überraschende[r] Sprachakrobatik, [...] als Methode, die verschiedensten gesellschaftlichen und psychischen Aggregatzustände in Sprache zu bannen» suche.¹² Auch Christiaan Hart Nibbrig wies abseits permanent kollabierender Verstehensprozesse auf die «existentielle, ja psychologische Dimension» hin, die sich hinter bzw. in den «chaostheoretischen Hohlformeln», den «kurzen Technotextwolkenblöcken» mitsamt «allerhand Erschütterungen erzählerischer Gradlinigkeit» dieser «posthumanistischen Prosa» verbergen und sich aus den «durchkomponierte[n] Ruine[n]» seiner im «sprachlichen free jazz, rhapsodisch» gehaltenen «zuweilen in delirierenden Narrationsspiralen» verlaufenden Texte zu bergen sei.¹³ Demnach seien «Laederachs <intensive>, <heiße> oder, wie er auch sagt, <emphatische> Texte ein geradezu manisches, asthmatisch atemloses Gegenreden, Gegenanschreiben gegen eine entsetzlich ordentliche, zugemauerte <kalte>

5 Sibylle Cramer: «Nenn mich bedingungslos Laederach», in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 10.03.2001, S. 83.

6 Ebd.

7 Cramer: «Nenn mich bedingungslos Laederach», S. 83.

8 Christoph Neidhart: «Der Turnschuh-Flaneur als Jazzband. Der Basler Schriftsteller und Wörterbefragter Jürg Laederach und seine Ich-Stadien», in: *Die Weltwoche* vom 19.02.1987, S. 59.

9 Christoph Merki: «Verzweifelt heiterer Blues», in: *Tages-Anzeiger* vom 20.03.2018, S. 32.

10 Ronald Pohl: «*Harmfuls Hölle*»: Im Schweben-Nichts der Kunst», in: *Der Standard* vom 28.11.2011 [o. S.].

11 Paul Jandl: «Jürg Laederachs unendliche Suche nach der Wirklichkeit», in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 20.03.2018, S. 43.

12 Peter Burri: «Jürg Laederach: Hat <einen Filter mehr drin>», in: *Der kleine Bund* vom 12.03.1988, S. 1.

13 Christiaan L. Hart-Nibbrig: «*Flugelmeyers Wahn – die letzten sieben Tage*. Bengalische Prosa. Jürg Laederachs Kunststück», in: *Die Zeit* vom 31.10.1986, S. 55.

Welt, die ‹kochende Humanhölle›, das ‹Inferno›, das in Wirklichkeit eine Schneewüste ist.»¹⁴

Diese bisweilen selbst chaotisch anmutende Spannweite sämtlicher Interpretationsansätze hat der literarische Thermodynamiker Laederach nicht zuletzt mittels seiner poetologischen Prämisse zur entropischen Theorie des «wachsenden Ordnungsverlustes» literarischen Schreibens potenziert, als er in den eingangs erwähnten Grazer Poetik-Vorlesungen die Entropieformel auf das literarische Feld überträgt und den chaotischen Zustand der Un- bzw. Um-Ordnung zum ästhetischen wie hermeneutischen Prinzip erhebt. Ausgehend von verunklärten Ordnungsfunktionen, die sich infolge «ent-ordneter» Texte¹⁵, dem «Fehlen letzter Entzifferbarkeit»¹⁶ und kollabierender syntaktischer wie orthographischer Ordnungsparameter ergeben, sucht er «anzumahnen, daß ein Text, der diese Bezeichnung verdient, immer zwei, drei Texte ist.»¹⁷ Und mit Blick auf ein entsprechendes, buchstäblich punkt- und kommaloses Lektürebeispiel führt er diesbezüglich aus:

Die Grammatik ist eingestürzt. Die Sätze wie von Sprengungen verwüstet, die Reste ineinander geschoben, verkeilt. Ähnlich wie bei einem schweifenden Stück Schönbbergs können wir feststellen. fortwährende Unvorhersehbarkeit, Überraschung von Wort zu Wort, der Textfortgang ist im einzelnen kaum prognostizierbar; wir müssen uns die «Schiene», auf der er läuft, aus den Einzelheiten *selbst zusammenbauen* [Herv., T.P.]; will sagen, unsere Erlebnisfähigkeit ist einem Beschuß durch Partikel ausgesetzt, und unser «Eindruck», die «Impression», die der Text hervorruft, addiert sich aus den verschiedenen Impulsen zusammen. Von eigentlichem «Verstehen» kann, gemäß dem, was ich erläuterte, nur unter bewußtem Einbezug einer Unschärferelation gesprochen werden, bloß ist das längst kein Grund zur Beunruhigung.¹⁸

In diesem Kontext wird nun zugleich die exemplarische *Bedeutung* von Laederachs Roman *Passion. Ein Geständnis* ersichtlich. Erstens verweist er mit der Feststellung «Chaos ist Ordnung» sowie Ozanies Frage «Willst du rausfinden, wie das übergreifende Chaos aussieht?» gleich in der Exposition auf den geradezu laborativen Status des Romans,¹⁹ indem er sie in den Zusammenhang mit seinen poetologischen Grundsatzprämissen rückt. Und zweitens firmiert er in seiner formalen Gestaltung und damit poetologischen ‹Bauart› schliesslich als performative Umsetzung jenes postulierten Textbausteinprinzips mit abschnittsweise ebenfalls in Auflösung begriffenen grammatikalischen Sinn- und Satz-

14 Ebd.

15 Jürg Laederach: *Der zweite Sinn oder Unsentimentale Reise durch ein Feld Literatur*, Frankfurt a.M. 1988, S. 89.

16 Ebd.

17 Ebd., S. 84.

18 Ebd., S. 90.

19 Jürg Laederach: *Passion. Ein Geständnis*, Frankfurt a.M. 1993, S. 9.

strukturen. Zu diesen mindestens oberflächlichen hermeneutischen Sinn- und ästhetischen Formverlusten, wie sie für *Passion*, aber auch insgesamt für seine sprachreflexiven Texte kennzeichnend sind, merkt Laederach anhand einer beispielhaften Zufallssatzkomposition (!) in seinen Poetik-Vorlesungen gewissermassen als Autoexeget *avant la lettre* an:

Wir stellen fest, daß wir in dem von mir gebildeten Satz die Sinn-Orientierung verloren haben, weil ich ihm kein grammatikalisches Korsett mitgab. Nun Anwendung des Boltzmannschen Traktats: Weniger grammatikalische Struktur = weniger ersichtliche Sinn-Ordnung = Ansteigen von Entropie. Das Satz-System wird, obzwar von der Erscheinung her nicht umfangreicher als sonst ein Satz, sofort wesentlich komplexer als dieser. Ja, wir können dem Satz «Einmal Durchschnitt anbieten Musiker, das Weibliche riskiert vierzig» keinen genauen Sinn mehr zuordnen, er wirkt auf uns in dieser Form ziemlich «irgendwie». Für die Herstellung eines bestimmten (korsettierten) Sinnes ist er nicht strukturiert genug.²⁰

Vor dem Hintergrund von Entropieemphase, Chaossympathie, Sinn- und Subjektkrisen sowie formalästhetischen und grammatikalischen Ordnungsverlusten beziehen denn auch die *Passions*-Lektüren ihre argumentative Kraft, wenn sie den Roman als einen «in Wiederholungen, Variationen und Tautologien unaufhörlich dahinwäzende[n] Text» skizzieren, der «dermaßen zerhackt und zersplittert [sei], dass er sich von jeder Stelle aus lesen oder weiterlesen ließe, ohne dass sich dem Leser der Inhalt erschließt.»²¹ Folglich gebe es «keine Abfolge von Geschehnissen und keine nacherzählbare Geschichte, keine Gefühle, kein Geständnis und keine *Passion*.»²² Vielmehr werde im Gegenteil das «Genre der Bekenntnisliteratur [...] nämlich konsequent demontiert und die Wörter, die Gefühle bezeichnen, konstruieren nur ein perfektes Gefängnis der Gewohnheiten und Erwartungen, sodass die *Passion* in Wirklichkeit zum Leidensweg des Menschen in der modernen Gesellschaft wird.»²³

Allerdings nur auf den ersten Blick. Denn bereits in den Poetik-Vorlesungen geht es mit dem «Fehlen letzter Entzifferbarkeit», ähnlich wie später auch in *Passion*, nicht bloss um die Erosion von (Sprach-)Konventionen und Kohärenz oder um die ausschliessliche Auflösung textueller Tektoniken, sondern vielmehr um deren sprachkritische Reflexion und das performative Aufdecken von Voraussetzungskonditionen konventionalisierter Sinnkonfigurationen. Die vermeintliche Destruktion grammatikalischer, formal-ästhetischer ebenso wie sinnstiftender Ordnungen fungiert dabei aber nicht als performative Inszenierung von Sinnlosigkeit. Mit dem Hinweis, dass jene Uneindeutigkeit «zum ältesten

20 Ebd., S. 102f.

21 Sośnicka: *Den Rhythmus der Zeit einfangen*, S. 104.

22 Ebd.

23 Ebd.

Traditionsbestand» gehöre und «durchaus eine Star-Rolle spielen könne»,²⁴ rücken vor allem hermeneutische bzw. textexegetische *Grundsatz*- sowie soziopolitische Ordnungsfragen in den Mittelpunkt seiner metareflexiven, bisweilen zerfaserten Textkörper – die in ihrer vielfach konstatierten paradoxalen Struktur und gleichermaßen eindringlichen wie irritierenden Unverständlichkeit weniger eine Sinnlosigkeit oder einen Sinnverlust figurieren. Sondern umgekehrt, Laederachs entropische poetologische Leitsätze ernst nehmend, als eine massive Sinnpluralisierung, die uns vor Erkenntnis- und Deutungsdilemmata stellt, d. h. Leser:innen als aktiven *ánthropos hermeneús* seinen Texten aussetzt; genauso wie sich die sprachkritische Intention als dezidiert politisch-ästhetische Ordnungs-, Macht- und Herrschaftskritik zu lesen gibt.

Indem Laederach die thermodynamische Entropielehre als seine poetologische Programmatik aufgeschlossen und damit zugleich auf sein textuelles Kondensat gelenkt hat, hat er selbst den Deutungspluralismus – vor allem etwaige (Miss-)Verständnispotenziale – ein weiteres Mal erhitzt und in seiner Offenlegung verunklärt. Dabei sollten andersherum die chaotische Un- bzw. Um-Ordnung oder das ordnende Chaos, die jenes vorschnelle hermetische Autoreferenzialitätsurteil provoziert haben, nicht darüber hinwegtäuschen, dass seine Texte von den Poetik-Vorlesungen bis zu seinen literarischen Werken stets um hermeneutische Fragen kreisen und auch Deutungsangebote machen, die nicht zwangsläufig nur zwischen Sinnnegation und -pluralismus changieren. In diesem Kontext lässt sich *Passion* geradezu paradigmatisch lesen. Zum einen, weil der Roman in seiner formalen Zergliederung des Textkörpers und dem bisweilen kollabierenden grammatikalischen Ordnungskorsett in unmittelbare Nähe zu seinem poetologischen Hauptwerk *Der zweite Sinn* (!) rückt; und zum anderen, weil die Frage potenzieller Sinn(kon)figurationen hier inmitten einer der zentralen christlich-abendländischen Exegese-Referenzen aufgeworfen wird, nämlich der Passionsgeschichte. Davon ganz unberührt hat Severin Lanfranconi bereits überzeugend auf narratologischer Ebene für *Passion* gezeigt, dass sich abseits eines bloss «negativ-dialektisch[en] [...] *Verstehen im Nichtverstehen*» auch eine «positive Sinnstruktur» ableiten und die Metadiegesen, in Analogie zu Wittgensteins Sprachspieltheorie, durchaus sinnhaft erlesen lässt.²⁵ Insbesondere die Parallele zwischen Schachspiel und Literaturschreibspiel, die die intertextuelle Referenz auf Wittgensteins *Tractatus logico-philosophicus* sowohl sinn-bildlich als auch -kongruent in seine eigene Sprachreflexion überführt,²⁶ unterstreicht, dass es bei jeder literarischen Text- bzw. semantischen Wort-Setzung stets um die «wesentliche Konkretion [...], die ihr zugehörigen Regeln innerhalb eines

24 Laederach: *Der zweite Sinn*, S. 89.

25 Severin Lanfranconi, «Schweizer Avantgarde als psychologisches Sprachspiel? Laederach liest Wittgenstein liest Laederach», in: *Germanistik in der Schweiz*, 17 (2020), S. 54–65.

26 Vgl. ausführlich ebd., S. 57 ff.

Spiels befolgen zu müssen»²⁷, geht. Kurzum: Weder ist der literarische Text, wenn er mit grammatikalisch kodierten Regeln bricht, notwendigerweise im Modus einer sich selbst verzehrenden, sich der *grundsätzlichen* Lesbarkeit entziehenden Sprachermächtigung zu dekodieren, noch desavouiert er darin auf entropisch-chaosstiftende Weise jedwede Form von Sinn-Genese und Verständnislogik. Vielmehr geht es um das ihm jeweils zugrunde liegende ordnungstheoretische Regelsystem selbst und dessen potenzielle Kontingenz, die auch *Passion* inmitten der figuralen Doppelungen – auffällig sind die vielen Geminationen bisweilen ganzer Textblöcke – sowie sprachlichen Doppeldeutigkeiten ausleuchtet; und die den Roman zu einer paradigmatischen Versuchsanordnung textentropischer Sinnstiftung und -torpedierung macht. Denn insbesondere die semantisch-sprachliche Polyvalenz chaotisiert, wie Martin Stingelin festgehalten hat, «als Bifurkation, als Verzweigung des Sinns [...] den Text auf engstem Raum, und dieses Chaos setzt den Vorherrschaftsanspruch der imperativen Bedeutung ausser Kraft», so dass «formale Ordnung [...] nur noch durch das ironische Widerspiel zwischen Sinn und Gegensinn» gestiftet werde.²⁸

Zweifelsohne bleibt die zugrunde liegende Hauptgeschichte um die verschwindungssüchtige autodiegetische Sprechinstanz Windder und seine scheiternde Beziehung zu Ozanie genau in diesem bisweilen wider-sinnigen Sprachspiel verortet, wenn immer wieder getroffene Aussagen im Verlauf der Handlung in ihr Gegenteil verkehrt werden und die persönliche Geschichte, vom Leben und Kennenlernen der Protagonisten in der fiktiven Stadt Bolork, der Geburt ihrer drei Kinder – aber sind es tatsächlich seine? – bis hin zu ihrer Trennung in immer neuen, gänzlich verschiedenen Variationen erzählt wird; und er mal adonisch schön, wenige Text- (und Sinn-)blöcke darauf aber eher magisch-realistisch als Zwerg erscheint. Permanent verwoben mit seiner persönlichen, traumatisch-traumartigen Subjektdegeneration und ohne textimmanente Warnsignale oder Marker Sinn und Gegensinn, Ordnung und Chaos, Logos und Logik miteinander verzahnend, gegeneinander wendend. Aus dieser Perspektive erhalten denn auch sämtliche Lektüren, die diesen komischen, grotesken und paradoxalen Text-Bau von seiner sich zer- und widersetzenden Konzeption, der sich selbst zu verschlingenden Sprache und der sich fortlaufend unterminierenden Kohärenz her betrachten, ihre buchstäbliche Substanz. Genauso wie es unmöglich ist, die komplexe Plotstruktur en detail und en passant wiederzugeben, ist es unmöglich, diese Subjektverfremdungen und -zerfälle zu ignorieren, wenn Windder immer wieder versucht, den «Grad meiner Zerstörung zu messen» und nüchtern konstatiert, «keine Kontrolle mehr über meine Muskeln» zu

27 Laederach: *Der zweite Sinn*, S. 111.

28 Martin Stingelin: «Wahnsinn und Literatur im Schreibraum Laederach», in: Wolfram Grodeck (Hg.): *Schnittpunkte, Parallelen. Literatur und Literaturwissenschaft im «Schreibraum Basel»*, Köln/Basel 1995. S. 269–294, hier: S. 274.

haben.²⁹ Analog zu seinem muskulären Kontrollverlust scheint ihm dabei auch als Erzählinstanz sein Handlungsfaden zu entgleiten; und dieser dramatische, physische wie psychologische Körper- und Subjektzerfall – zu denken wäre hier auch an seine Zwergenexistenz oder seine Handprothese – scheint sich wiederum in der eigenen Gestalt des Romantextes performativ zu spiegeln, d. h. auf sprachlich-formaler Ebene zu reflektieren. Der gleichsam poetologische wie metaphorische Textkörper transformiert sich dabei inmitten seiner gattungstheoretischen Reflexionen einer dramatischen Prosa – ständig geht es um Fragen bzw. Modi des Theatralen, In-Szene-setzens und die «imaginären Bühnen» von Laederachs Literatur, auf die Sibylle Cramer bereits eindringlich aufmerksam gemacht hat –³⁰ in ein eigenwilliges, widerspenstiges «Anderes», das sich abseits seiner de(kon)struktiven Struktur auch als etwas Neuartiges, Drittes, gewissermassen *Verwindendes* zu lesen gibt: nämlich nicht das sich hermetisch verschliessende, sondern auch das etwas auf-zeigende, sich im Zerfall neu ordnende Textgewebe.

Denn genauso unübersehbar wie die sinnzersetzenden Momente sind die hermeneutischen Reflexionen und Deutungsangebote sowie die Omnipräsenz religiöser Referenzialität – nicht nur, aber insbesondere in *Passion*, bei denen die Frage von Sinnkonfiguration inmitten des Passionsgedankens in der Verschränkung von Leiden sowie Leidenschaft und damit im Kontext einer genuin religiösen Signatur diskutiert wird. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, dass sowohl das sinngebende Fundament der Bibel als auch liturgische Praktiken als auch sakrale, sprachliche wie ästhetische, Formen permanent zu Kristallisationspunkten avancieren: von expliziten Intertexten wie dem Buch und der Gestalt Hiob, häufigen Gebeten, der Zitation aus den zehn Geboten – «[du] sollst nicht ehebrechen»³¹ – bis hin zu einer Fülle religiöser Semantiken, die um die Wortfelder von (Nicht-)Glauben und Erlösung kreisen. Und die, bei aller Gebrochenheit und Profanierung, die diese theologischen Referenzen und biblischen Motive unbestritten begleiten, eben bis in psalmodische Satzstrukturen, also in jene Ebene reichen, die ans «heilige Fundament» der Laederach'schen Text-Bauten rührt:

Ich dachte nicht im Traum daran, obschon ich ihnen sagte, Bemühet euch nicht, Gleich kehre ich zurück, Ich bin Wohlerzogen, Ihr habt recht oh recht, bisweilen, wenn ohne Dach, schief ich auf offenem Feld, und es war etwas Besonderes, ich fürchtete mich nicht einmal, du Hiob, mein Rächer!, nicht im geringsten, ich begegnete Ozanie auf offenem Feld [...].³²

29 Laederach: *Passion*, S. 202.

30 Cramer: «Nenn mich bedingungslos Laederach», S. 83.

31 Laederach: *Passion*, S. 216.

32 Ebd., S. 124.

Dabei handelt es sich um ein wiederkehrendes sprachlich-figurales Bauprinzip, das sich nicht zuletzt via parallelismus membrorum, d.h. mittels *Sinnfigur*, einer grammatikalisch-syntaktischen Zergliederung widersetzt:

Im Sand möchte ich gehen, Herr, vom Laib schneiden das erste Stück und träumen, gib mir neue Träume, da dachte ich zum ersten Mal, ich könnte es auch wenden in: Da kam es mir zum ersten Mal, daß ich nicht an Ozanie ewig gefesselt war, daß ich ein Mann geblieben war und eine eigene Entscheidung fällen konnte, vorausgesetzt, der Mut dazu kam mir, was als Tagtraum an dem einen Tag begonnen hatte, entwickelte sich in der darauf folgenden Woche zum konkreten Projekt, jeden Tag tat ich einen Stein hinzu und arbeitete am Gebäude, das mir unter den (geistigen schwierigen) Händen immer wieder zusammenstürzte, ich war kein guter Logiker, für Logik war das Problem zu kompliziert.³³

Auffällig ist, dass abseits der Profanierungen des biblischen Intertextes – u. a. in der hiobistischen Aussteigerkommune mitsamt ihrer inzestuösen Sohn-Vater-Verkehrung – die grammatikalische Strukturäquivalenz zur sakralen Sprache des religiösen Bezugstextes wiederum erhalten bleibt und dass darüber hinaus in jenen Passagen eine hermeneutische Spur dechiffrierbar wird, die auf das zerfallene (poetologische) Text-Sinn-Gebäude selbst zu rekurrieren scheint. Der signifikante Verweis auf Traumstrukturen bzw. deren Sequenzialität – umso mehr vor dem Hintergrund des Lacan-Kenners Laederach –³⁴ ermöglicht mit Blick auf den Doppelsinn und die entropische Sprachverdichtung (literarischer) Texte sowie die Signifikantenketten des sprachlichen Textkörpers eine dezidiert sinnfälliger Lesart des passionierten Gewebes, dessen Schreibraum sich auch als Schreibtraum zu lesen gibt. Ein Schreibtraum, der qua lacanianischem Drängen des Buchstabens sowie freudianischer Überlagerung und Verschiebung das in der Tat symphonie- oder jazzhafte ‹Durchspielen›, Kombinieren und Variieren desselben Motivs – seien das Subjekt- oder Beziehungszerriss – in ein immer noch paradoxales, aber eben nicht sinnnegierendes oder gar -widriges Verhältnis setzt. Paradoxal erscheint zudem vielmehr die Überfülle religiöser Referenzen und sinngebender Verfahren, die sich, dem Drängen des Buchstabens folgend,

³³ Ebd., S. 178.

³⁴ Laederach nimmt in seinen Poetik-Vorlesungen explizit Bezug auf Psychoanalyse, wenn er auf das hermeneutische Grundsatzproblem der Mehrdeutigkeit und die Doppelbödigkeit (literarischer) Texte zu sprechen kommt. Die Psychoanalyse «errichtet mit ihren Paarinstanzen ‹wissen› – ‹verdrängen› bzw. ‹sagen› – ‹eigentlich meinen› zusätzlich zur Zweistimmigkeit Form – Inhalt eine Zweistimmigkeit unserer Inhalte, die vorher in der Systematik nicht bestand» (Laederach: *Der zweite Sinn*, S. 81). Zu seiner expliziten Auseinandersetzung mit Lacan, insbesondere mit dessen «Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse»: Jürg Laederach: «Ein Besuch bei Jacques Lacan». In: ders., *Vor Schrecken starr Fixierungen – Stehblicke – Obsessionen*, Frankfurt a.M. 1988, S. 71–82. Vgl. dazu insbes.: Martin Stingelin: «Literaturhistorische Transmissionen: Johann Wolfgang von Goethes Roman Die Wahlverwandtschaften und Jürg Laederachs Erzählung ‹Ein Besuch bei Jacques Lacan› im Spiegel des Lacanschen Vergleichs», in: Michael Schmid (Hg.): *Zur Frage der Transmission (in) der Psychoanalyse*, Zürich 1995, S. 163–179.

auch im Text als eine performative, sich ständig und dynamisch vollziehende Transformation zu lesen geben. In diesem Fall ›offenbart‹ sich der Zerfallsprozess textueller, syntaktischer und grammatikalischer Strukturen umgekehrt auch als Neukonfigurationsakt und poetologische Neuformierung, die sich in diesem architekturellen Um-Bau vollzieht. Bezeichnend sind mit Blick auf die Architektur von *Passion* bzw. deren hermeneutische Signatur zudem die intertextuellen Bezüge sowie die (verfremdeten) Zitate, «diese fremden Wortkörper», die «Laederachs Texte lieben und umwerben.»³⁵ Und die ein weiteres Mal nicht nur Aufschluss über das poetologisch-sprachreflexive Gewebe, als *textum*, sondern auch Lektüre- respektive Deutungsspuren für den integrierenden Textkörper geben. Jenen paradoxalen Textkörper also, der prekär, zerrissen, zergliedert ist – gleichzeitig aber eben auch eigenwillig konstruiert, montiert, verwoben, komponiert. Zudem rücken die mehrfachen expliziten Strindberg-Referenzen,³⁶ insbesondere im Zusammenhang mit Fragen von Ehehölle und politischer Anarchie, den Roman als dramatische Prosa ausweisend, in die Nähe der religiös konnotierten ästhetischen Gattungsform des Stationendramas. Auch weitere Intertexte wie Kafkas Türhüter-Legende «Vor dem Gesetz» rekurrieren dezidiert auf die theologische Signatur des Romans, indem sie die Sinnpotenziale der jeweiligen intertextuellen Mikrostrukturen in die textuelle Makrostruktur implementieren. Zitierte Wortkörper also, die um hermeneutische Fragen des (Nicht-)Verstehens und der (Un-)Deutbarkeit kreisen und im Falle der kafka'schen Referenz, zugleich die gesellschaftspolitische Dimension in *Passion* mit aufdecken, wenn Windder ganz zum Schluss an der Verwirklichung einer sinnstiftenden Lebensaufgabe scheitert:

Die Angst der Nichtbesitzenden vor dem Verlust ist eine der größten, und die Agentur hatte, in weiser Ausnutzung der Vermögensverhältnisse ihres Mannes an der vorderen Schranke, ihm einen Hund zum Geschenk gemacht, sie übernahm das Futter und die regelmäßigen Entlausungen, so daß dieser Hund ganz gut aussah, sein Zweck aber blieb unbestreitbar, daß der Türhüter einem wie mir, der daherkam und ihn zur Gründung einer Gemeinschaft der Entrechteten gegen die Habenden und Ausnützenden aufrief, entgegen konnte, ja mußte: «Das möchte ich lieber nicht, denn sonst nehmen die mir den Hund weg.» [...] Selbst in dieser Lage, umge-

35 Stingelin: «Wahnsinn und Literatur im Schreibraum Laederach», S. 285.

36 «Uns war bald die Sprache ausgegangen, und wir versuchten, sie gemäß langer Stücke abzuwickeln, die wir eigens dafür lasen, ausgewählte Szenen, ausgewählte Figuren. Leider gab es wenige Stücke mit unserer Problemstellung, unsere Probleme waren Geld und die Art, wie ich es ausgab, ich konnte das zu gut, Ozanie wollte es mir austreiben, die Stücke handelten alle von höheren Dingen, die Materie war edler, ab und zu ein Strindberg, der ging im Rahmen ran und hinterrücks aus dem Rahmen raus, ja, wir wurden fündig. Bei Strindberg gibt es, spielen ihn einfache Eheleute wirklich nach, früher oder später unvermeidlicherweise eine Stelle, die zu sagen sich der eine oder andere weigert» (Laederach: *Passion*, S. 165). Angespielt wird im buchstäblichen Rahmen von *Passion* u. a. auf *Ein Traumspiel*, *Totentanz*, *Der Vater* und seine Anarchiestücke, wie etwa *Unter französischen Bauern*.

ben von einem erbärmlichen Mann mit Schlagbaum, der sich, obgleich das Gegenteil zutraf, für besser hielt als mich, und umgeben von einem gesunden, tatkräftigen Hund hinter seiner Nahrung und umgeben von dem Elend der Elends-Organisation, war mir im Bewußtsein geblieben, wie sehr ich an Ozanie hing.³⁷

Der architektonische Schreibraum Laederachs erweist sich, mindestens in *Passion*, als eindringliche Auseinandersetzung mit einem religiösen Referenzsystem, das nicht zuletzt in Bezug auf seine sinngebenden Verfahren, Sprechakte und (ästhetische) Formen nicht einfach verworfen, sondern vielmehr diskursiviert und immer wieder aufs Neue ausgelotet wird.

Mit Blick auf die ordnungsgebende Metastruktur des Textes lässt sich dabei die Rosette als ästhetisches wie textarchitektonisches Form-Prinzip verstehen, das analog zur symbolischen Leistung des Rosettenfensters fungiert: eine Aufsplitterung ausgehend vom zentrierten Nukleus, das Licht ebenso streuend wie die Erzählstränge und darin eine ungeheure Pluralisierung und Verdichtung erreichend bzw. spiegelnd, wie sie *Passion* in den unzähligen Textblöcken – oder -fenstern – zu lesen und zu sehen gibt. Denn mit Blick auf die narratologische Struktur ist festzuhalten, dass fernab von Kontingenz und fortlaufendem Zerfall durchaus ein Erzählkern und eine fragmentierte lineare Erzählung existieren, die sich in, durch und über die instabilen Sinnentwürfe und Erzählwelten entnehmen lassen. Im Umkehrschluss sollte die aufgezeigte religiöse Signatur von Textgestalt und ästhetischer Form, die dem oftmals unterstellten Sinnvakuum in Laederachs Texten widersprechen (nicht nur, aber auch in *Passion*), nicht dazu verleiten, nun eine sinngebende Vereindeutung zu erwarten. Vielmehr scheint die Literatur von und für Laederach als ein Irritationsraum zu fungieren, die auch die theologischen Referenzen in ihrer Polyvalenz diskursiviert, schliesslich «nützen [Windders] Predigten» schon zu Romanbeginn «wie immer nichts» und blickt jene Rosette doch erst einmal «teilnahmslos von oben» sowie «gleichgültig[...]» auf sie herab,³⁸ ohne Gnade und Versöhnung zu garantieren:

Was hast du deinen Begleitern jemals mitgeteilt, fragte mahnend von oben die durch einen außen vorbeiziehenden Himmelskörper bis zur Schwärze verdunkelte und drohend wirkende Rosette. Der Platz, an dem wir saßen, wurde unangenehm, zeigte eine strafende Wirkung, die Schatten griffen nach uns, und vielleicht blieb ich deshalb mit ihnen, meinen Nachkommen, da sitzen, «bis zum Ende», wie ich vor mir selber halb triumphierend halb drohend und halb widerständig bemerkte [...].³⁹

37 Laederach: *Passion*, S. 220 f.

38 Ebd., S. 9; S. 209.

39 Ebd.

In Analogie zur «blinden Parabel»⁴⁰ der Kafka'schen Türhüter-Legende liesse sich demnach mit Blick auf das rosettenhafte Ordnungsmuster vielleicht von einer «blinden Symbolik» sprechen, mittels derer sinngebende Verfahren reflektiert werden, ohne sie zu suspendieren oder gar zu negieren. Schlussendlich operiert in *Passion* der Textkörper selbst als jene Sub- oder besser Instanz, als ternäre (Meta-)Struktur, die die paradoxalen Spannungsfelder, Widersprüche und Gegensätze vereint, neu anordnet, integriert sowie auch die Intertexte absorbiert, während sie in dieser Komposition die bestehenden Differenzen ausstellt und aufrechterhält, d. h. in ihrer (archi)textuellen Ordnung das entropische Chaos figuriert.

Zugleich – in diesem Kontext firmieren auch die gesellschaftspolitischen Implikationen des Romans – zielt das Laederach'sche Sprach-Chaos auf das «Leiden an der Sprache selbst» und der Sprache als «geschlossene[m] Käfig»⁴¹, d. h. einerseits ein Leiden an ihrer komplexen Mehrdeutigkeit, andererseits aber auch an ihrer kausallogischen Verknappung, die er nicht zuletzt in den eigenen Erzählwelten gleichermaßen verhandelt und unterläuft, den Sinnsprüngen gleichermaßen wie den buchstäblich auserzählten Paradoxien. Vor diesem Hintergrund avanciert denn auch der literarische Schreib(t)raum zu einem Ort der Befreiung, als Fluchlinie aus der Enge des Alltags und der festen Rollenzuschreibungen, ohne darin aber seinen funktionalen Bezug zur Aussenreferenz aufzugeben. Vielmehr fungiert er als die Wirklichkeit transzendierender Reflexionsraum, der hierarchische Ordnungen, Macht- und Herrschaftsstrukturen unterminiert bzw. um-ordnet: und zwar als Raum der poetischen Fiktion, der sich als *contre-discours* etabliert und eine (literarische) Gegenwelt buchstäblich in Szene setzt, die sich im dialektischen Umschlagverhältnis zur Welt positioniert, im Modus des Neu-Ordners, des entropischen Anders-Ordners. Damit rückt Laederach in die Traditionslinie literarischer Avantgarden, die – den Romantitel *Passion* auf sich selbst gewendet – jenes «Leiden an der Wirklichkeit», wie etwa in den Texten Robert Walsers, problematisieren und die Literatur als «imaginäre Bühne» begreifen, um die Hermetik realpolitischer Macht- und Gesellschaftsordnungen zu durchbrechen, sie offenzuhalten. Und zwar als poetologisch-reflexive Sprachermächtigung, die sich dezidiert einer hermetischen Selbstabriegelung widersetzt.

40 Vgl. dazu Gerhard Neumann: «Blinde Parabel» oder Bildungsroman? Zur Struktur von Franz Kafkas *Proceß*-Fragment», in: *Jahrbuch der dt. Schillergesellschaft*, XLI (1997), S. 399–427.

41 Laedarach: *Der zweite Sinn*, S. 30.

Exkurs in der Enge. Peter Bichsel und die helvetische Fussnote

Magnus Wieland

Peter Bichsel gilt als Autor der kleinen Form, der Kolumnen und Miszellen, der kurzen Sätze und schmalen Bände, und titulierte sich selber gerne als «Kurzprosaist» oder «Kurzschreiber».¹ Von daher verwundert es fast ein wenig, dass der Autor relativ spät, nämlich erst mit dem 1999 erschienenen Prosaband *Cherubin Hammer und Cherubin Hammer*, den kleingedruckten und eng begrenzten Raum der Fussnote als literarische Form erkundete.² Allerdings gibt Bichsel an, die «Idee, einen Roman mit Fussnoten zu schreiben, habe ihm schon immer gefallen», und die ersten Entwürfe dazu reichen etliche Jahre zurück.³ Der schliesslich entstandene Fussnotenroman erzählt zwei Geschichten, genauer zwei Biographien: diejenige von Cherubin Hammer in 54 Anmerkungen am unteren Rand des Seitenspiegels und im Haupttext diejenige eines unbekanntenen «stillen Helden» (7), der vom Erzähler ebenfalls Cherubin Hammer genannt wird, obwohl beide Figuren nicht gegensätzlicher sein könnten als es Vor- und Nachname schon sind. Auf der einen Seite der angelische Cherubin, auf der anderen Seite der polternde Hammer. Dem leisen, unscheinbaren Anonymus im Haupttext, der so selten «gesehen» wird und «keine Spuren» (12) hinterlässt, steht «sichtbar» (13, Anm. 5) der laute Prolet in den Fussnoten mit seiner ungeheuren «Präsenz» (23, Anm. 14) gegenüber, die sich vor allem auch im Wirtshaus bemerkbar macht: «Trinken war Präsenz, Anwesenheit, Leben.» (31, Anm. 20) Wo dieser sich am Stammtisch als hemdsärmeliger Macher geriert und das nächste krumme Geschäft lanciert, da wird der andere als sensibler Akademiker mit literarischen Ambitionen geschildert, die allerdings stets in den Anfängen stecken bleiben (11). Es ist deshalb durchaus stimmig, wenn die Geschichte des vergeistigten und verkopften Cherubin Hammer im *Haupt-Text* erzählt wird, diejenige des bodenständigen Cherubin Hammer, der mit beiden Beinen fest im Leben steht, hingegen unten in den *Fuss-Noten*.

Diese kurze Rekapitulation zeigt, wie stark antithetisch der Text komponiert ist. Nahezu jede Begebenheit und jeder Charakterzug des Cherubin Hammer im Haupttext wird durch eine gegenläufige Anekdote in den Fussnoten konterkariert. Der eigentümlichen, sisyphusartigen Angewohnheit des oberen

1 Peter Bichsel zit. n. Rolf Jucker: «Ich bin für die Unruhe». Gespräch mit Peter Bichsel, in: Rolf Jucker (Hg.), *Peter Bichsel*, Cardiff 1996, S. 24–35, hier: S. 28; sowie Cegienas de Groot: Gespräche mit Peter Bichsel, in: *Deutsche Bücher*, H. 13, 1983, S. 1–17, hier: S. 4.

2 Primärzitate werden im Haupttext parenthetisch zitiert nach Peter Bichsel: *Cherubin Hammer und Cherubin Hammer*, Frankfurt a. M. 1999.

3 Carla Bernasconi: «Es bichselt so schön!», in: *Der Schweizer Buchhandel*, H. 3, 11.02.1999, S. 11.

Cherubin, jeden Tag «einen Stein auf den Berg» (8) zu tragen, steht etwa der falsche Handel mit «Steinmehl» (12, Anm. 4) gegenüber, den der untere Cherubin betreibt. Das Gewinnstreben des einen trifft auf die nutzlose Tätigkeit des anderen. So verlaufen beiden Leben scheinbar isomorph, bloss gänzlich spiegelbildlich zueinander, als wäre das eine die genaue Kehrseite des anderen. Dabei lässt es der Text in ambivalenter Schwebelage, ob diese beiden Figuren über die Noten-Trennlinie hinaus nicht in einem osmotischen Wechselverhältnis zueinander stehen, zumal gegen Ende des Buches der nur so genannte Cherubin Hammer immer mehr diese ihm verliehene Namens-Identität annimmt – «Cherubin Hammer war in seinem langen Leben endlich zu Cherubin Hammer geworden.» (100)⁴ –, während sich der wahre Cherubin Hammer in den Fussnoten allmählich von sich selbst entfremdet: «Er begann sich selbst nachzuahmen, hatte aber nicht das geringste schauspielerische Talent und war viel schlechter als der echte Cherubin, der er selbst einmal war» (103, Anm. 54). Während der untere Cherubin zusehends zur grotesken Erzählung seiner selbst wird, verwandelt sich der obere Cherubin allmählich von einer konturlosen Figur zu einer veritablen Persönlichkeit. Über die Parallelerzählung in den Fussnoten stiftet der Text somit verschiedentlich Unsicherheit über die Identität der beiden Protagonisten, die stets kontradiktorisch aufeinander bezogen bleiben.

Damit nehmen die Fussnoten bei Peter Bichsel eine diametral gegenläufige Funktion an als üblich. In der Regel dienen Anmerkungen, gerade in wissenschaftlichen Texten, zum Nachweis von Belegstellen, welche die Argumentation oder Darstellung im Haupttext stützen, absichern und letztlich auch plausibilisieren sollen. Deshalb wirken Fussnoten oft abschreckend und, insbesondere wo sie in Fülle auftreten, auch reichlich pedantisch. Davon ist bei Peter Bichsel freilich nichts anzumerken, auch wenn die Form der Annotation ironisch auf den bildungsbürgerlichen Habitus des oberen Cherubin referieren mag, der sich mitunter über das ordinäre «Pack» und «Gesindel» enervieren kann, das «nicht einmal Stifter gelesen» hat (37). In den Fussnoten selbst hingegen wird kein Wissen ausgebreitet; der untere Cherubin zeigt sich sogar äusserst bildungsfeindlich. So quittiert er eine Bemerkung von seinem Stammtischkollegen Roschee, der ihn über Schiller belehren will, schlicht mit «Halt die Klappe» (66, Anm. 41).⁵ Anstatt Belegstellen enthalten die Fussnoten solche belanglosen Anekdoten aus Cherubins Leben, die der persönlich mit ihm bekannte Erzähler in seiner «Rolle als Chronist»⁶ süffisant ausbereitet, während umgekehrt der Realitätsstatus des anderen Cherubin höchst unsicher ist, am Ende des Buches

4 Ebenso: «Nein, Hammer wurde nicht eigenartig, er wurde nur mehr und mehr Hammer, Cherubin Hammer.» (103)

5 Dazu treffend Daniel Rothenbühler: Im Modus des Trotzes. Anmerkungen zu Peter Bichsels Fußnoten-Buch Cherubin Hammer und Cherubin Hammer, in: Herbert Hoven (Hg.), *In Olten umsteigen. Über Peter Bichsel*, Frankfurt a. M. 2000, S. 112–123, hier: S. 116.

6 Chalit Durongphan: *Poetik und Praxis des Erzählens bei Peter Bichsel*, Würzburg 2005, S. 230.

gar als mögliche Erfindung eines Mädchens mit blühender Fantasie angedeutet wird (98 f.).

Dadurch verschärft sich die Diskrepanz der beiden Narrative. Die Fussnoten verdeutlichen die Erzählung keineswegs, sondern verdoppeln sie und spalten sie auf. Zwar sind Fussnoten in der Literatur keine Seltenheit, sondern weisen eine lange Tradition auf, in der schon alle möglichen (De)formationen erprobt worden sind: von seitenlangen Anmerkungen über verschobene oder referenzlose Fussnoten bis hin zu Texten, die nur noch aus Fussnoten bestehen.⁷ Mit welcher Konsequenz Bichsel indes die Fussnote als parallele Erzählspur einsetzt, sucht seinesgleichen. Nicht einmal der von ihm verehrte Jean Paul, dessen «vergnühtes Notenleben» notorisch ist,⁸ schöpft das narrative Potential der Note so weit aus, sondern benutzt sie mehrheitlich für seine gelehrten Anspielungen. Nicht grundlos hält Bichsel deshalb die Fussnoten bei Jean Paul selbst für überflüssig, wie er überhaupt in Bezug auf dessen Werke betont: «Als literarische Vorbilder nützen sie mir nichts.»⁹ Will man also nach Prototypen für eine vergleichbare typographische Relation zweier konträrer Parallelgeschichten suchen, dann müssen sie andernorts gefunden werden.

In Ansätzen kommt diesem Noten-Dispositiv Max Frischs *Wilhelm Tell für die Schule* (1971) erstaunlich nahe, weshalb hier punktuell der Versuch einer vergleichenden Lektüre unternommen werden soll. Das Buch erscheint, nach der Phase der geistigen Landesverteidigung, in einer Zeit der kritischen Auseinandersetzung mit der Schweiz, an der sich auch der mit Frisch gut befreundete Bichsel beteiligt. Zwei Jahre vor Frisch veröffentlicht Bichsel seinen Essay *Des Schweizers Schweiz* (1969), der von Frisch wiederum in Anmerkung 59 seines Buchs zustimmend zitiert wird.¹⁰ Zudem erscheint ein Jahr später von Peter Bichsel ebenfalls ein Essay über Tell, und zwar im Anhang von Otto Marchis mythoklastischer *Schweizer Geschichte für Ketzer* (1971). Darin kommt der Autor auf eine für seine Poetologie zentrale Thematik zu sprechen, nämlich auf die Frage, was als Geschichte zu gelten habe, wobei er hier insbesondere auf die historisch-literarische Bivalenz dieses Begriffs aufmerksam macht: «Es wird kein

7 Dazu umfassend Andreas Pfersmann: *Séditions infrapaginales. Poétique historique de l'annotation littéraire (XVII^e–XXI^e siècles)*, Genf 2011.

8 Walter Rehm: Jean Pauls vergnügtes Notenleben oder Notenmacher und Notenleser, in: *Späte Studien*, Bern, München 1964, S. 7–96.

9 Peter Bichsel: Die guten Vorbilder, in: *Kolumnen, Kolumnen*, Frankfurt a. M. 2005, S. 477–478, hier: S. 477. Vgl. auch die Aussage von Peter Bichsel im Gespräch mit Werner Morlang, in: Werner Morlang (Hg./Übers.), *John Cowper Powys: 100 Beste Bücher*, Zürich 1986, S. 107–166, hier S. 145 f.: «Das finde ich so großartig bei Jean Paul, bis man endlich versteht, daß die Fußnoten unnötig sind, daß man das alles gar nicht verstehen muß.»

10 Max Frisch: *Wilhelm Tell für die Schule. Mit alten Illustrationen*, Frankfurt a. M. 1971, S. 106: «Vgl. hiezu Peter Bichsel, *Des Schweizers Schweiz*, 1969: «Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß die alten Eidgenossen idealere Gestalten waren als mein Nachbar und ich», womit wohl der Dichter, wie schon Gottfried Keller, der Wahrheit nahekommt, sind doch Drohungen solcher Art, insbesondere auf Ausländer bezogen, heute noch an Stammtischen zu hören.»

Zufall sein, sondern eine gezielte Eigenwilligkeit der Sprache, dass sie für zwei einander entgegengesetzte Sachen denselben Ausdruck anbietet: Geschichte ist erstens etwas was wirklich (was historisch) ist. Eine Geschichte hingegen ist etwas Erfundenes, etwas Erzähltes.»¹¹ Dieser Doppelsinn von Geschichte ist nun nicht nur in Bichsels Roman mit den beiden Cherubin virulent, der bereits im ersten Satz eine Unentschiedenheit über den Realitätsgehalt der erzählten Geschichte schafft, sondern auch bestimmend für Frischs Kontrafaktur der helvetischen Gründungslegende, die er ebenfalls mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat versieht, der zugleich Wissenschaftlichkeit suggeriert wie parodiert.¹² Auch wenn sie historische Quellen zitieren, dienen die Anmerkungen nur vordergründig und augenscheinlich der Absicherung des Textes. Vielmehr evozieren sie bei näherer Betrachtung eine vergleichbare Unsicherheit und Ambivalenz wie Bichsels doppelte Erzähls pur. Wie dort herrscht ein spiegelverkehrtes Verhältnis zwischen Anmerkung und Haupttext, die eine bifurkale «Opposition fiktiv-faktisch» eröffnet, welche die «textuelle Kohärenz der nationalen Erzählung und des Historismus erschüttert».¹³ Wie Bichsel so erfindet auch Frisch auf der Basis einer bekannten Figur, dem Schweizer Helden Wilhelm Tell, eine alternative Geschichte, mit welcher die historische Überlieferung «um 180 Grad gedreht» und in ihren Gegensinn verkehrt wird.¹⁴ Was Frisch entwirft, ist eine Form kontingenter Geschichtsschreibung im Modus des Möglichkeitssinns, der zu verstehen geben will: «Es hätte ja auch so sein können.»¹⁵ Ein solches Narrativ des alternativen Lebensentwurfs ist auch für Frischs Romanwerk ganz zentral.

An diesem Punkt führt eine weitere Spur zu Frisch. Bichsels Erzählung beginnt mit dem Satz: «Nein, das ist nicht die Geschichte von Cherubin Hammer. Cherubin Hammer war ein anderer» (7). Diese initiale Negation der (Namens-)Identität lässt aufhorchen. In der Schweizer Literaturgeschichte gab es bereits einmal einen Protagonisten, der vehement seinen Namen und mit ihm seine Existenz leugnete: «Ich bin nicht Stiller» – mit diesen mittlerweile berühmten Worten setzt der Roman *Stiller* (1954) von Max Frisch ein, in dem

11 Peter Bichsel: Mit Tell leben, in: Otto Marchi, *Schweizer Geschichte für Ketzer oder Die wundersame Entstehung der Eidgenossenschaft*, Zürich 1971, S. 184–185, hier: S. 184.

12 Erstaunlicherweise, haben viele Leser zunächst die «Parodie dieser Anmerkungspraxis» gar nicht als solche erkannt, was ein hübscher Beleg für das wissenschaftliche Suggestionpotential von Fussnoten ist; vgl. Erwin Nigg: Wissenschaft und Parteilichkeit in Frisch Wilhelm Tell für die Schule, in: Heinrich Mettler und Heinz Lippuner (Hg.), *«Tell» und die Schweiz, die Schweiz und «Tell». Ein Schulbeispiel für die Wirkkraft von Schillers «Wilhelm Tell», ihre Voraussetzungen und Folgen*, Thalwil 1983, S. 291.

13 Eszter Pabis: *Die Schweiz als Erzählung. Nationale und narrative Identitätskonstruktionen in Max Frischs Stiller, Wilhelm Tell für die Schule und Dienstbüchlein*, Frankfurt a. M. u. a. 2010, S. 142.

14 Jürgen Schröder: Wilhelm Tell für die Schule als Max Frisch für die Schule, in: Gerhard P. Knapp (Hg.), *Max Frisch. Aspekte des Prosawerks*, Frankfurt a. M. 1978, S. 237–248, hier S. 241.

15 Nigg: Wissenschaft und Parteilichkeit, S. 292.

ebenfalls eine Identitätsproblematik bzw. der Konflikt zwischen fingierter und verbürgter Geschichte eine zentrale Rolle spielt. Paul Nizon las diesen Roman in seinem notorischen *Diskurs in der Enge* (1970) bekanntlich «exemplarisch für die Einstellung des schöpferischen Menschen zur schweizerischen Heimat».¹⁶ Die «zwei Seelen in der einen Brust»¹⁷ von Stiller interpretiert Nizon als Ausdruck eines spezifisch helvetischen Gefühls der kreativen Ausweglosigkeit: «Bei Frischs ‹Stiller› hat sich das Leiden unter der Enge zu jenem Punkt zugespitzt, wo der Protagonist seine Zugehörigkeit zur Heimat ablehnt, indem er sie leugnet. Der Ausweg öffnet sich einzig in der Bestreitung der eigenen Identität. Das Leiden unter der Enge hat sich zur Identitätsproblematik ausgewachsen.»¹⁸ Spiegelt sich dieser Diskurs mit einer ähnlich gelagerten Problematik auch in Bichsels Erzählung, die einem Rezensenten zufolge «die Niederschrift zweier Bewegungsversuche in der Enge» sei?¹⁹ Immerhin wird der obere Cherubin gleich zu Beginn – in auffälligem Anklang an Frischs Figur Stiller – zum «stillen Helden» (7) erklärt, der überdies dieselben Initialen wie die Confoederatio Helvetica trägt: CH.²⁰ Tatsächlich wird der ‹stille› Held in der Erzählung einmal explizit als «Schweizer!» tituiert, und zwar just während seines Ausland-Aufenthaltes, wo der ansonsten schweigsame Cherubin erstaunlich «viel» redet (53). Wo Cherubin im eignen Land fast verstummt und sich mehr noch existentiell nachgerade verflüchtigt, da wirkt – wie zur Bestätigung von Nizons «Fluchtmotiv»²¹ – der Gang in ausländische Gefilde offensichtlich befreiend auf ihn. Im eigenen Land jedoch wird er – wiederum in Analogie zu Nizons These – als (verhinderter) Schriftsteller mit «Produktionsschwierigkeiten» geschildert, der «dann auch bald verstummt» und nichts als «leere Wachstuchhefte» (11) zurücklässt.²² Als Paradebeispiel für einen solchen auktorialen Rückzug nennt Nizons Diskurs das Schicksal von Robert Walser, und tatsächlich ist auch der stille Cherubin schon als «eine Art Wiedergänger von Robert Walser»²³ identifiziert worden. Ganz anders hingegen der Fussnoten-Cherubin: Er darf mit Fug als Inbegriff des Stammtisch-Schweizers gelten, der im Unterschied zum künstlerisch veranlagten Menschen keineswegs an der helvetischen Enge leidet. Im Gegenteil scheint ihm

16 Paul Nizon: *Diskurs in der Enge. Aufsätze zur Schweizer Kunst*, Bern 1970, S. 54.

17 Ebd., S. 54.

18 Ebd., S. 53.

19 Wend Kässens: Fussnoten zum Leben erweckt, in: *Schweizer Monatshefte*, H. 718, 1999, S. 66–67, hier: S. 66.

20 Oliver Classen: Auf der Suche nach dem verlorenen Leben. Peter Bichsel erfindet sich und uns zwei Stellvertreter mit Symbolwert, in: *Aargauer Zeitung* vom 23.02.1999.

21 Nizon: *Diskurs*, S. 48: «In unserer Literatur reissen die Helden aus, um Leben unter die Füsse zu bekommen – wie in Wirklichkeit die Schriftsteller ins Ausland fliehen, um erst einmal zu leben, um Stoffe zu erleben.»

22 Ebd., S. 50.

23 Reinhard Baumgart: Die Hammerklaviersonate. Peter Bichsels doppeldeutiges Erzählspiel, in: *Die Zeit*, Nr. 28, 08.07.1999, S. 49.

diese Begrenzung sogar ein adäquater Ersatz für die fehlende Weltläufigkeit zu sein: «Cherubin war eigentlich nie im Ausland, aber er hatte die Welt im Griff.» (80, Anm. 45). Von daher ist es durchaus konsequent, wenn dieser Provinzheld in der Enge des Kleingedruckten haust, dessen Horizont zudem durch typographische Trennlinie nach oben begrenzt ist.

Natürlich lässt sich der bezugs- und anspielungsreiche Roman nicht allein auf diesen Aspekt reduzieren. Aber womöglich stellt der doppelte C.H. ein spätes Echo auf den *Diskurs in der Enge* dar, indem er – durch die Bifurkation des Textes – das gespaltene Verhältnis des Schweizers zur eigenen Identität flagrant vor Augen führt. Zugleich relativieren die Fussnoten (quasi als Exkurse in der Enge der Anmerkung) die allzu einseitige These Nizons, da sie eine Gegenfigur porträtieren, die keineswegs an der Enge leidet. Bichsels Haltung zur Schweiz ist weitaus ambivalenter, weder direkt ablehnend noch patriotisch verklärend, wie nicht zuletzt aus seinem Essay *Des Schweizers Schweiz* hervorgeht. Zwar versteht er sich im Anschluss an Frisch als *écrivain engagé* der sich kritisch mit dem Land auseinandersetzt: «Frisch hat für mich eine Schweiz beschreibbar gemacht, ich bin schon eigentlich die zweite Generation nach Frisch, es gibt bereits eine dritte und eine vierte nach Frisch, die immer noch profitieren davon, daß einer gesagt hat, Schweiz, das ist das, an dem ich leide.»²⁴ Während sich Bichsel somit klar zur (Tellschen) Schule nach Frisch bekennt, äussert er sich im Gegenzug skeptisch gegenüber dem ebenfalls schweizkritischen, allerdings vergleichsweise monokausalen *Diskurs in der Enge*, den Paul Nizon zur selben Zeit lancierte: «Den ‹Diskurs in der Enge› habe ich allerdings nicht mitbekommen. Meines Wissens hat er auch nicht stattgefunden. Ich kenne nur ein entsprechendes weinerliches Buch von Paul Nizon über den kulturellen Holzboden Schweiz».²⁵

Zwischen diesen beiden Polen entfaltet sich das Spannungsverhältnis in Bichsels *Cherubin Hammer*. Die Noten-Exkurse verhalten sich kontrapunktisch zum *discours* im Haupttext, indem sie ihn fortwährend unterlaufen, relativieren oder parodieren. Dadurch entzieht sich der Text insgesamt einer eindeutigen Positionierung und veranlasst vielmehr, die Frage nach der (helvetischen) Identität und Identifikation der beiden C.H. stets aufs Neue zu verhandeln.

24 Bichsel zit. n. Morlang (Hg.): 100 beste Bücher, S. 136.

25 Peter Bichsel zit. n. Jucker: «Ich bin für die Unruhe», S. 32.

Inhalt

Schwerpunkt: Kulturlinguistik in der Schweiz. Herausgegeben von Noah Bubenhofer, Daniel Knuchel, Larissa Schüller

Noah Bubenhofer, Daniel Knuchel, Larissa Schüller

Kulturlinguistik in der Schweiz – eine Einführung in dieses Heft

Martin Luginbühl, Ina Pick, Tobias von Waldkirch

Kulturanalytische Textsorten-linguistik

Juliane Schröter

Was ist Kulturlinguistik? Eine Antwort in fünf Thesen, durch drei Beispiele und mit einer Frage

Noah Bubenhofer, Daniel Knuchel, Larissa Schüller

Digitale Kulturlinguistik: Digitalität als Gegenstand und Methode

18 / 2021

Herausgegeben von Philipp Theisohn und Thorben Päthe

Daniel Knuchel, Vera Thomann, Christoph Hottiger, Salomé Meier, Larissa Schüller, Thomas Traupmann

Germanistik als Sprach- und Literaturwissenschaft: Plädoyer für eine Kulturphilologie

Rezensionen

Freie Beiträge

Isabelle Sommer

Narratives Fernwaffenhandwerk: Geschichte(n) erzählen mit Gewaltpotential? Zur poetologischen Bedeutung der Figur Hans Armbruster aus C.F. Meyers Novelle *Der Heilige*

Thorben Päthe

Heilige Schreib(t)räume? Zur politisch-theologischen Architextur in Jürg Laederachs *Passion*

Miszelle

Magnus Wieland

Exkurs in der Enge. Peter Bichsel und die helvetische Fussnote

SCHWABE VERLAG

www.schwabe.ch

ISSN: 1664-2449

